

Katholische Universitäten.

Von P. Albert M. Weiß O. Pr., Universitäts-Professor in Freiburg (Schweiz).

IV. (Schluß.)

37. Um die Leser nicht zu ermüden, wollen wir von allen weiteren Fragen absehen, die unser Gegenstand mit sich bringt. Deren sind nämlich noch sehr viele und sehr schwerwiegende. Eine aber können wir nicht umgehen, denn sie hat sich wahrscheinlich jedem schon längst selber aufgedrängt.

Wie die Jünger zum Herrn sprachen: Ja, wenn die Dinge so sind, dann ist es doch wohl besser, gar nicht zu heiraten, so hat wahrscheinlich mancher bei sich gedacht: Soll man denn dann überhaupt an katholische Universitäten denken?

Es wird wohl am besten sein, wir sprechen hier mit der größten Geradheit und Offenheit. Wir wollen zwar niemand unsere Meinung aufdrängen, aber wir gestehen, daß wir für unsere Person es als unrecht ansehen, wenn man mit dem Geständnis von unleugbaren Uebelständen zurückhält. Daran soll uns nicht einmal die Besorgnis hindern, es könnten schadenfrohe Gegner unserer Sache Zugeständnisse an die Wahrheit zu unserem Schaden ausbeuten.

Wir wollen uns übrigens auch vor dem entgegengesetzten Extrem hüten, jener Tadelsucht, die sich in den Glauben an die geistige Inferiorität der Katholiken so verbeißt, daß sie an allem, was katholisch heißt, nicht ein gutes Haar läßt, während an unsern Gegnern alles groß, bewunderungswürdig und unnachahmlich sein soll. Dieser Geist der Verbitterung, der bei uns Mücken seht und drüben Kameele verschluckt, kann auch nicht dazu dienen, der Wahrheit eine Gasse zu bahnen.

Die Wahrheit über alles! Dieses Wort muß hier, wie immer, die Lösung für uns sein. Das Bekenntnis der Wahrheit kann uns nicht schaden. Keine Furcht darf uns zu Abschwächung, keine noch so trübe Erfahrung zu Uebertreibungen hinreißen. Mögen sich die

Menschen, und gerade jene, von denen man das Höchste erwarten sollte, einer großen Sache gegenüber klein bezeigen, das ist kein Grund zur Entmutigung und keiner zur Verbitterung. Menschen sind immer Menschen, und seien es auch Gelehrte, denen die Verwirklichung eines erhabenen Planes in die Hände gelegt ist. Deshalb verdammt sie kein Christ, und kein besonnener Mann verzweifelt darob an der Durchführung einer schweren Aufgabe.

Im Gegentheil, je kleiner die Menschen, umso größer erscheint das Ideal, dem sie sich nicht gewachsen erweisen. Zeigt sich sogar die Auslese der Menschheit oft bemitleidenswürdig schwach, wo es sich darum handelt, zum Ausbau des Reiches Gottes selbstlos Hand anzulegen, so ist das für alle, die zur Mitarbeit daran berufen sind, nur eine Mahnung mehr, auf alle hinderlichen Sonder- und Nebenabsichten zu verzichten, sich Gott vorbehaltlos als Werkzeug zur Ausführung seiner Absichten anzubieten und mit Anwendung der göttlichen und menschlichen Mittel, mit Gebet, mit Selbstverleugnung, mit energischer Arbeit und beharrlicher Pflichttreue dabei mitzuwirken.

38. Nun denn, dann machen wir auch nicht lange Umschweife, sondern sagen mit kurzen Worten, wie es ist. Der Versuch zur Gründung einer katholischen Universität ist ein gewagtes, ein gefährliches Experiment, und niemand darf sich darüber wundern, wenn es hier oder dort mißlingen sollte.

39. Die nächste Gefahr liegt auf dem rechtlichen Boden. Diesen Punkt darf man ja nicht unterschätzen, denn er dient dazu, die übrigen Schwierigkeiten zu erklären und ins rechte Licht zu setzen, oder besser gesagt, zu zeigen, daß sie, wenn sie schon sonst ihrer Natur nach vielfach dieselben sind, die an jeder Universität überwunden werden müssen, doch an einer katholischen Universität weit ernstlichere Folgen nach sich ziehen können.

Ein Professor an einer katholischen Hochschule hat eine rechtliche Stellung, die völlig verschieden ist von der an jeder anderen Universität.

Wird ein Gelehrter, nehmen wir an aus Preußen, an eine bayerische oder eine österreichische Hochschule berufen, so wird er eben durch die Berufung Angehöriger und Unterthan des Staates, dem die Anstalt angehört. Somit ist er Untergebener des Cultusministers, und dieser ist sein Vorgesetzter, ja, man darf es sagen, sein Herr. Der Professor weiß auch nur zu gut, daß seine ganze Existenz von

ihm abhängt. Er wird sich also wohl hüten, trotz aller Begriffe von Freiheit, die er persönlich haben und auf dem Catheder vertheidigen mag, gegen den Minister eine Insubordination zu begehen, denn er weiß, daß er in diesem Fall nicht bloß von jeder Anstellung im ganzen Lande, sondern überall ausgeschlossen wäre, da in einem solchen Falle sämtliche Regierungen die gleichen Interessen zu wahren, das heißt ihre Auctorität aufrecht zu halten hätten.

Ganz anders der Lehrer an einer katholischen Hochschule. Dieser bleibt Unterthan des Staates, dem er durch seine Geburt oder seine bisherige Stellung angehört. Der geistliche oder weltliche Obere, der die Interessen der Anstalt zu wahren hat, kann im günstigsten Falle nur eine Disciplinargewalt höchst fraglicher Art ausüben, wenn der Lehrer zu seinen Anordnungen oder zum Geiste des Ganzen in Widerspruch tritt. Was wird aber dann die Folge sein, wenn er versucht, von ihr Gebrauch zu machen?

Daß der Gemäßregelte, angeblich wegen Beeinträchtigung seiner politischen und Menschenrechte, seiner persönlichen und wissenschaftlichen Anschauungen, seiner nationalen Ehre, und Gott weiß, wegen was noch, zu seiner Regierung oder im Auslande zu deren Vertreter Zuflucht nimmt, und daß er die öffentliche Meinung seiner Landsleute für sich zu gewinnen und auszubeuten sucht, ist bei der heutigen politischen Spannung, bei der Empfindlichkeit des Nationalitätsgefühls, und bei dem allgemeinen Hang zur Auflehnung wider die Auctorität eine leichte Sache. Das ist indes noch das Geringere.

Weit schlimmer ist, daß der Widerspenstige zum voraus die Gewissheit hat, bei allen, denen die Existenz einer katholischen Hochschule ein Dorn im Auge ist, als Held der Lehr- und der Gewissensfreiheit, und als Opfer für die Freiheit der Wissenschaft gefeiert zu werden.

Die allgemeine Sympathie ist also dem, der sich an einer katholischen Hochschule mißvergnügt oder widerseßlich zeigt, so gewiß, wie dem glücklichen Wolfsjäger sein Schußgeld. Zu fürchten hat er nichts, zu gewinnen vieles.

40. Unter diesen Umständen begreift sich leicht, daß es für eine katholische Hochschule eine ganz andere Bedeutung hat, als unter anderen Verhältnissen, wenn man sagt: Bei einem öffentlichen Lehrer kommt alles auf seine moralische Solidität und Zuverlässigkeit an.

In der That alles. An einer katholischen Universität ist die Persönlichkeit des Lehrers, seine religiöse und katholische Gesinnung, seine Ueberzeugungstreue, seine Opferwilligkeit, sein Eifer für das Gedeihen der Sache und für das allgemeine Beste, der einzige Schutz gegen den Mißbrauch, den er von seiner Stellung machen könnte, und die einzige Bürgschaft für das Gelingen des Werkes.

Man braucht deshalb keinem einen Eid darauf abzunehmen, daß er sich durch Annahme einer Professur auf Lebenszeit an die katholische Universität binden wolle, man kann es einem nicht einmal verdenken, wenn er nur vorläufig eine Anstellung an ihr annimmt, in der Hoffnung, später an einer anderen Anstalt eine Unterkunft zu finden. Aber man muß jedem zutrauen können, daß er, solange er in seiner Stellung als katholischer Lehrer verharret, unverbrüchlich allen Anforderungen entsprechen werde, die an diesen gemacht werden müssen, und daß er, falls er dies mit seinen Erfahrungen oder mit seiner Geistesrichtung und seinen Anschauungen nicht mehr in Einklang bringen kann, seine freiwillig übernommenen persönlichen Verbindlichkeiten in einer Weise lösen werde, die der von ihm selbst bisher unterstützten Sache keinen Eintrag thut.

Das sind gewiß keine übertriebenen Forderungen, sie thun weder der Lehr- noch der Gewissensfreiheit Eintrag, und setzen nicht eine Idealität des Geistes oder eine Vollkommenheit des Herzens voraus, von der man behaupten könnte, so etwas sei von sterblichen Menschen nicht zu verwirklichen.

41. Dessenungeachtet sind die Schwierigkeiten und die Gefahren, die sich gerade von hier aus erheben, groß und ernst.

Die Hauptgefahr liegt in der allgemeinen Geistesrichtung der Gebildeten überhaupt und der Gelehrten insbesondere. Das Herz ist ja bei vielen noch immer das alte katholische, aber die Denkweise ist, wie man sich mit Stolz ausdrückt, modern, das heißt dem Christenthum und ganz besonders dem Katholicismus fremd, ja feind. Die Lehren, die in den Volksschulen, an den Mittelschulen, auf den Hochschulen in die Geister geworfen werden, mögen oft dem Wortlaute nach zur Noth mit denen des Katechismus in einen gewissen Ausgleich zu bringen sein, aber die tiefsten und letzten Ansichten, aus denen sie hervorgehen, die ihnen dann auch ihr eigentliches Gepräge, ihre besondere Färbung und ihre Anziehungskraft verleihen, sind dem Geiste der Offenbarung entgegengesetzt.

In diesen Anschauungen sind wir alle erzogen und groß geworden, sie haben wir mit Stolz als die besten Errungenschaften der modernen Cultur betrachten gelernt, von ihnen sind wir durchdrungen bis ins Mark unserer Seele hinein, ihnen geben wir Ausdruck, nach ihnen suchen wir uns und denen, die wir zu unterrichten haben, die christlichen Heilswahrheiten zeitgemäß zurechtzulegen, ohne daß wir uns dessen recht bewußt werden, vielfach in gutem Glauben und in bester Absicht.

Man kann das alles nicht besser sagen, als es Döllinger gesagt hat: „Die große Mehrzahl der höheren Schulen ist in protestantischen Händen, und die gesammte Literatur, wie sie seit hundert Jahren die Nahrung der höheren und mittleren Classen bildet, ist im weiteren Sinne protestantisch, das heißt sie ist hervorgewachsen aus dem großen Bruche mit der ganzen christlichen Vergangenheit. . . . Von der Ansicht, daß die christliche Kirche überhaupt eine Fehlgeburt sei und weit mehr Unheil und Lüge als Wahrheit und Segen über die Menschheit gebracht habe, gieng man aus. Die ganze Geschichte der christlichen Völker war damit entseelt und trivialisirt. . . . So bildete sich jene Atmosphäre des Unglaubens, der Mißachtung alles Christlichen, in der Heidenthum oder Islam heiterer, menschlicher, poetischer erschien als die düstere galiläische Lehre von der Entfugung und Heiligung. . . . Der Widerwille gegen das Christenthum, sobald es sich im Leben wie in der Wissenschaft geltend machen will, ist in den Regionen der Gebildeten allgemein.“¹⁾

Und nun sollen Lehrer, gebildet an den Hochschulen, wo diese Geistesrichtung ihren Hauptsitz hat, Lehrer, die alle ihren Antheil an diesen Anschauungen tiefer eingesogen haben, als sie selber glauben, nun sollen sie plötzlich als Mitglieder einer katholischen Universität mit dieser unheimlichen galiläischen Lehre und deren Verfechtern einen Lebensbund schließen, ja selber daran gehen, das Christenthum, wie Döllinger sagt, in der Wissenschaft geltend zu machen!

Wird dieses Experiment bei allen glücken? Muß man sich nicht darauf gefaßt machen, daß mancher, der von der Größe dieses Gegenstandes bisher nicht entfernt eine Ahnung hatte, vor der Zumuthung zu einem so jähen Wechsel und beim Anblicke einer solchen Klust voll Entsetzen umkehren wird?

¹⁾ Döllinger, Kirche und Kirchen, 388, ff.

42. Diese und ähnliche Erschütterungen sind aber an einer Hochschule umso bedenklicher, je näher die Gefahr liegt, daß sie nicht bloß von den zunächst Betheiligten aus Politik und Berechnung so dargestellt werden, als handle es sich um eine Beeinträchtigung für die Freiheit der Wissenschaft, sondern daß sie auch von andern in diesem Sinne aufgefaßt werden, und daß dann auch diese scheu und mißtrauisch werden.

Jedermann weiß, wie sehr unseren Gelehrten sammt und sonders die Worte Freiheit der Wissenschaft, Denkfreiheit, Lehrfreiheit, Unterrichtsfreiheit ins Herz gewachsen sind. Diese kostbaren Güter, heißt es, sind das Palladium der Universitäten, die unerläßliche Bedingung für wissenschaftlichen Fortschritt, das Rühremichnichtan jedes Mannes, der auf wissenschaftliche Ehre hält. Mit ihnen stehen und fallen unsere Hochschulen, auf sie haben wir Professur abgelegt, mit ihnen leben und sterben wir. Wer daran zu rütteln wagt, der hat es mit uns zu thun, den betrachten wir als unseren Feind.¹⁾

Rechnen wir einige allzu starke Worte ab, und sehen wir ab von manchen aus persönlicher Gereiztheit über eine unliebsame Kritik hervorgehenden mißbräuchlichen Anwendungen, so wüßten wir nicht, was an der Forderung von Freiheit für die Wissenschaft im allgemeinen zu tadeln wäre, wenn nicht ein Bedenken bestünde, das uns von vorneherein mit Argwohn erfüllt und sich alsbald, sowie wir der Sache näher auf den Grund sehen, nur zu sehr gerechtfertigt zeigt.

Niemand versteht ja das Wort Freiheit der Wissenschaft von Willkür und Zügellosigkeit im Denken und im Lehren. Wir zwar für unsere Person wollen einen nicht gleich verdammen, wenn er im Namen der Wissenschaft die Grundlagen der Logik, das Einmaleins, die Euklidischen Grundlehren, die Gesetze über die Fallgeschwindigkeit und den Luftdruck und ähnliche Lehren angreift. Wir zweifeln aber sehr, ob sich unter den Vorkämpfern für die Denkfreiheit viele finden werden, die in diesen Stücken so tolerant sind wie wir.

Auch darüber wird im Ganzen, einzelne Liebhaber von Schrullen und von Ueberspanntheiten abgerechnet, kaum eine Meinungsverschiedenheit bestehen, daß, wie Mohl und Bluntschli sagen, die Berufung auf die Freiheit der Wissenschaft kein Recht gibt, Abgeschmacktheiten, Obscönitäten, läppiſche Possen, Beleidigungen und Ver-

¹⁾ Ziegler, der deutsche Student am Ende des 19. Jahrhunderts, 31.

höhnungen des Nächsten, etwa gegen Collegen, Ehrenbeleidigungen und Verleumdungen vorzutragen und auf Untergrabung der öffentlichen Sitte oder auf Störung der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung hinzuarbeiten.¹⁾

Also jeder setzt, wenn er von Freiheit der Wissenschaft spricht, eine ganze Reihe von Schranken als selbstverständlich und unerlässlich voraus.

Warum spricht man dann doch von der „absoluten Schrankenlosigkeit des Gedankens“,²⁾ wenn man von ihr weder in der Logik, noch in den Naturwissenschaften, noch in der Moral, noch in der Politik und im socialen Leben etwas wissen will? Die Antwort ist sehr einfach: Weil man bei dem Wort Denkfreiheit immer entweder ausschließlich oder doch hauptsächlich an die religiösen Fragen denkt.

Kein ernster Mann verlangt, indem er Freiheit der Wissenschaft begehrt, man solle ihn die Schranken einreißen lassen, die die Gebote über eheliche Treue und Wahrhaftigkeit und die Wahrung der Rechte von Mein und Dein ziehen. Wenn er sich selber Rechenschaft gibt über das, was er im Grunde seines Herzens meint, so wird er finden, daß er damit sagen will: Ich werde mich denn doch nicht der Wissenschaft dazu bedienen, um der Vernunft oder der Sitte Gewalt anzuthun oder sicher stehende Thatfachen der Erfahrung und der Geschichte in Abrede zu stellen; ich meine nur, daß ich der Berufung auf den Glauben und auf religiöse Meinungen in meiner wissenschaftlichen Thätigkeit keine Geltung zuerkennen kann.

Hätten alle diese Sachlage vor Augen, dann wäre das genannte Wort nicht so bedenklich, denn die einen würden sich hüten es anzurufen, oder bei seiner Erwähnung in Aufregung zu gerathen und die anderen würden es nicht so leicht mißbrauchen können. So aber glauben mitunter selbst die Bestgesinnten, jene, die sich für das gute Recht des Christenthums einlegen, hätten in der That die Wissenschaft in ihren eigenen Rechten beeinträchtigt, und dann ist Verstimmung und Mißtrauen unvermeidlich. Welche Lage aber ein solcher Irrthum an einer katholischen Universität schaffen muß, ist leicht zu begreifen.

¹⁾ Mohl, Staatsrecht, Völkerrecht und Politik, III. 144.

Bluntschli, Lehre vom modernen Staat (5) II. 485.

²⁾ Ziegler, a. a. O. 31.

43. Unter den beiden eben genannten Voraussetzungen ist aber ebenso leicht zu begreifen, daß die Theologie an den Universitäten heute einen sehr schweren Stand hat.

Bei der tiefen Abneigung gegen die Lehren des Christenthums einerseits, und bei der Neigung, es stets als einen Angriff auf die Denk- und Lehrfreiheit zu betrachten, wenn man fordert, die Wissenschaft solle auf die christlichen Wahrheiten Rücksicht nehmen, ist es unvermeidlich, daß die Theologie an den Universitäten ein Dasein fristet, das kein Mensch von Humanität seinem Todfeinde wünschen möchte. Sie wird nur betrachtet wie ein Spion und Denunciant, wie ein Rekerfucher und Rekerrichter, wie ein Hemmschuh für den Fortschritt, wie ein Kerkermeister für die Freiheit, wie ein blinder Belot und Sicarier, wie eine Pflanzschule für pfäffische Anmaßung und unbekehrbare Borniertheit. Die Personen mögen auf beiden Seiten von den besten Gesinnungen erfüllt sein und sich gegenseitig behandeln, wie es ihrem Stande geziemt, die peinliche und gespannte Lage bleibt auch dann die gleiche. Es ist eben die Kluft, die die Welt vom Christenthume trennt, und das innere Gefühl der Entfremdung, was diese unangenehme Verstimmung zur Folge hat, und daran ändert keine persönliche Haltung viel. Fehlt es dann auch noch an Personen, — und da braucht nicht einmal viel zu fehlen, dann ist der Bruch fertig und unheilbar.

Das Uebel wird noch verschlimmert durch die eigenthümliche Auffassung von der Wissenschaft, die dormalen in den gelehrten Kreisen gang und gäbe ist. Nur der allerdürreste Positivismus genießt heute noch die Anerkennung der Wissenschaft. Selbst die Naturwissenschaften müssen sich sorgfältig inacht nehmen, ja nur die Erscheinungen und Beobachtungen zu verzeichnen und nebeneinander zu stopfen. Wollen sie daraus irgendwelche Folgerungen ziehen, so ist es um ihr Ansehen geschehen. Denn eigentlich ist nur Fotografieren die Thätigkeit, die Anspruch auf den Ruhm von Wissenschaftlichkeit verschafft. Wer in einer Handschrift um einen Alex, eine Rasur, einen vergilbten Buchstaben mehr entdeckt hat als seine Vorgänger, der hat alle aus dem Feld geschlagen. Wer sich aber mit Verarbeitung des aufgehäuften Materials oder gar mit Speculation befaßt, der ist für die Wissenschaft verloren. Der arme Gründer der Akademie, Plato, käme heute bei keiner Akademie zu Gnaden; höchstens die französische würde ihm um seines Stiles wegen den Mangel an Wissenschaftlichkeit verzeihen.

Dass da die Theologie keinen Anspruch auf einen Sitz an der Tafelrunde haben kann, versteht sich von selber. Nur mit Zähneknirschen und mit abgewandtem Gesicht lässt man sie noch immer den Platz einnehmen, den sie mit Berufung auf uralte Zeiten im Senat und bei öffentlichen Universitätsacten beansprucht. Es ist schwer zu sagen, welche Geringschätzung, um nicht zu sagen Verachtung sie in diesen Kreisen genießt. Nur wenn sie von Gott und vom Erlöser ebenso eiskalt spricht, — man nennt das vornehm — wie von einem fossilen Ichthyosaurier, nur wenn sie die Erklärung der heiligen Schrift in die trockenste, orientalische Geographie oder in endlose Erörterungen über Keilschriften und Hieroglyphen verwandelt, oder höchstens noch, wenn sie durch gewagte Neuerungen und durch Liebäugeln mit allem, was unfirchlich und freisinnig ist, die Kirche in Verlegenheit bringt und die Gläubigen ärgert, dann ist sie „wissenschaftlich“.

Und nun soll eben diese Theologie an den katholischen Universitäten als Wissenschaft wie alle übrigen gelten und als ebenbürtig im Kreise ihrer Schwestern behandelt werden! Das ist eine starke Zumuthung für solche Gelehrte, die an den modernen Universitäten den modernen Geist in sich aufgenommen haben, und es müsste mit Wundern zugehen, wenn ein Versuch, dies in der Praxis durchzuführen, nicht auf mancherlei ernstliche Schwierigkeiten stoßen sollte. Zeigen sich dann vollends die Theologen auch als Menschen, oder geben sie sich eine jener Blößen, die sonst in den Kreisen der Gelehrten üblich sind, dann wird aus den Schwierigkeiten ein Krieg, und zwar einer, wie ihn nur Gelehrte führen können.

44. Bergegenwärtigt man sich nun aber nur das wenige, was hier ausgeführt wurde, so wird jedermann begreifen, mit welchem Rechte wir oben gesagt haben, dass bei einem öffentlichen Lehrer an einer katholischen Hochschule alles auf seinen moralischen Charakter ankomme.

In der That, Gelehrte, die ihre Bildung an den modernen Universitäten genossen haben, Gelehrte, die selber wohl nicht von ferne die inneren Schwierigkeiten geahnt haben, denen sie begegnen würden, als sie einen Ruf an eine katholische Universität annahmen, sie sind aller Ehre und aller Achtung und alles Ruhmes wert, wenn sie ausharren, denn sie sind starke Charaktere, sie sind Männer im vollsten Sinne des Wortes, ein Ehrentitel, der gerade in den Kreisen der Gelehrten nicht eben allzu häufig verdient wird.

Eben darin nun aber, daß solcher Männer in diesen Kreisen nicht übermäßig viele sind, eben darin, sagen wir, liegt die große Schwierigkeit, um die es sich bei Gründung von katholischen Universitäten handelt. Das Geld ist lange nicht die größte. Männer braucht es, und die sind selten, meint Herodot.

45. Und nun nochmals: Ist es rathsam, katholische Universitäten zu gründen?

Daß es schwer ist, daß der Versuch gefährlich ist, das geht aus dem Gesagten wohl zur Genüge hervor.

Wen aber nicht eben das Gesagte davon überzeugt hat, daß es unbedingt nothwendig ist, den Versuch zu machen, den wird wohl nichts überzeugen.

Soll das Christenthum wieder in der Wissenschaft geltend gemacht werden, sollen die Kreise der Gebildeten, soweit sie noch der Kirche angehören, nicht völlig jenem Geiste verfallen, den man hinter dem Namen Freiheit der Wissenschaft verschanzi und verbirgt, so müssen katholische Hochschulen ins Leben treten.

Ganz von selbst, vielleicht nicht ganz ohne unsere Schuld, ist es dahin gekommen, wohin es Julian durch List und Gewalt bringen wollte: Die Galiläer sind wie ausgeschlossen von den höheren Aemtern, von den Lehrstühlen an den höheren Schulen. Im vierten Jahrhundert hat der Versuch des Apostaten das gerade Gegenheil zur Folge gehabt. Die Zurückdrängung der Christen von den Staatsanstalten bewirkte, daß sie sich geistig frei machten, ihre eigenen Schulen gründeten, die Heiden durch die glänzendsten Leistungen der Wissenschaft und Beredsamkeit in Schatten stellten und in Kürze das ganze öffentliche Leben an sich rissen. Wenn uns der gerechte Zorn über unsere Ausschließung zu gleichem Eifer begeistert, kann mit Gottes Hilfe das zwanzigste Jahrhundert ebenfalls eine neue, schöne Blüte des katholischen Geisteslebens schauen.

Ueber die Nothwendigkeit der guten Meinung.

Von Domcapitular Dr. Franz Schmid in Brigen.

I. Verschiedene Lehraufschauungen.

1. Die Frage über die Nothwendigkeit der sogenannten guten Meinung gehört zu jenen Fragen, die bis heute unter den Theologen eine ganz einheitliche Lösung nicht gefunden haben. Wir wollen es versuchen, zur Beleuchtung dieser Frage und ihrer Lösung einiges beizutragen. Zu diesem Zwecke müssen wir zunächst jene Ansichten,

die auf diesem Gebiete mehr oder weniger als typisch zu gelten haben, in den Hauptzügen vorführen. Als Theologen haben wir ausschließlich die übernatürliche Ordnung und die dieser Ordnung entsprechende Verdienstlichkeit der menschlichen Werke im Auge. Dies ist der Grund, warum wir uns im Folgenden mit den bekannten Untersuchungen der Moral-Philosophie über die Verdienstlichkeit des menschlichen Handelns in der rein natürlichen Ordnung direct nicht befassen. Weil jedoch die Gnadenordnung die Natur keineswegs umstürzt, sondern veredelt, so werden wir im Verlaufe unserer Untersuchung gelegentlich auf gewisse Aufstellungen der Moral-Philosophie einige Rücksicht zu nehmen gezwungen sein.

2. Vor allem finden sich Moralisten¹⁾, die über die Nothwendigkeit der guten Meinung folgende Grundsätze aufstellen. 1^o Jeder Mensch, der mit der Lehre des Evangeliums oder mit der übernatürlichen Offenbarung hinlänglich in Berührung gekommen ist, hat die Pflicht, all seine Werke in übernatürlicher Weise auf Gott oder auf sein übernatürliches Endziel hinzuordnen. Zum Beweise hiefür berufen sie sich vorzüglich auf zwei bekannte Stellen des Weltapostels: „Alles, was ihr thuet — schreibt derselbe — in Wort oder in Werk, das thuet alles im Namen des Herrn Jesu Christi“. ²⁾ Und wieder: „Möget ihr essen oder trinken, oder etwas anderes thun, so thut alles zur Ehre Gottes“. ³⁾ — 2^o Sie setzen bei: Dafs jene Worte des Apostels nicht etwa, wie manche annehmen, einen bloßen Rath enthalten, sondern ein förmliches Gebot aussprechen, ersieht man aus der allgemeinen Auslegung und Anschauung der Kirchenväter. Auch vom hl. Thomas und vom hl. Alfons wird diese Auffassung mit Entschiedenheit vertreten. — 3^o Trägt man näherhin um den eigentlichen Sinn oder um die Tragweite dieses Gebotes, so mufs an demselben vor allem eine negative und eine positive Seite unterschieden werden. a) Das angezogene Gebot fordert nach seiner negativen Seite, dafs der Mensch oder näherhin der Gläubige alle jene Werke unterlasse, die ihrem Wesen nach in keiner Weise zu Gott hingeeordnet werden können oder — deutlicher gesprochen — dafs der Christ jede Sünde meide. b) Was die positive Seite unseres Gebotes betrifft, so ist damit keineswegs verlangt, dafs jedes einzelne Werk durch eine eigene actuelle Meinung, das heifst durch einen eigenen Verstandes- und Willensact zu Gott hingeeordnet werde. Eine solche Forderung überstiege die Kräfte des Menschen; es mufs also die virtuelle Hingordnung aller Werke auf Gott oder die virtuelle gute Meinung ausreichen. — 4^o Will man des weiteren die Sache bestimmter fassen und offener aussprechen, was zur gedachten virtuellen guten Meinung streng gesprochen noch hinreicht, so gehen die Schulen auseinander. a) Thomas von Aquin und mit ihm die Thomistenschule nebst vielen anderen Theologen sagen: Das Gebot, das hier in Frage kommt, fällt im

¹⁾ Vgl. beispielsweise Staller, *Epitome theologiae moralis* tr. I. § 13.

— ²⁾ Colof. 3, 17. — ³⁾ I. Kor. 10, 31.

Grunde mit dem Gebote, zu gewissen Zeiten einen inneren Act der Gottesliebe zu erwecken, vollkommen zusammen. Wer also zur gehörigen Zeit, das ist öfters im Jahre oder allenfalls jeden Monat, den gebotenen Act der Gottesliebe zu erwecken nicht unterläßt, der hat auch dem oben gedachten Gebote genuggethan; aus der in besagtem Acte der Gottesliebe gegebenen Hinordnung des ganzen Menschen auf Gott, werden alle seine auf Gott irgendwie beziehbaren Werke, die Fortdauer des Gnadenstandes und der habituellen Liebe vorausgesetzt, wie von selbst im vollen und eigentlichen Sinne verdienstlich. b) Andere Theologen hingegen und namentlich die Augustiner Schule behaupten, das Gebot der guten Meinung oder der Hinordnung aller Werke auf Gott sei von dem Gebote, von Zeit zu Zeit einen Act der Gottesliebe zu setzen, wohl zu unterscheiden; es müsse somit dem hier gemeinten Gebote durch eigene Acte, beispielsweise durch förmliche Erweckung der guten Meinung an jedem Morgen oder am Anfang jedes ganz neuen Geschäftes genügegeleistet werden.

3. Eine bedeutende und bedeutsame Classe von Dogmatikern¹⁾ kommt der vorgelegten Auffassung nahe: aber man kann doch nicht behaupten, daß sich ihre Auffassung mit der vorhergehenden vollständig decke. Sie sprechen sich über diesen Gegenstand dort aus, wo sie von den Bedingungen des übernatürlichen Verdienstes handeln. Unter den Bedingungen des eigentlichen oder des vollkommenen Verdienstes (*meritum de condigno*) begegnet uns bei ihnen außer anderen auch folgende: Das betreffende Werk muß in irgendwelcher Weise aus der Gottesliebe hervorgehen. Zur Begründung dieser Lehre beruft man sich namentlich auf mehrere Stellen der heiligen Schrift und auf verschiedene Aussprüche der heiligen Väter. Die wirksamsten unter denselben sind folgende. Im ersten Korinther-Briefe schreibt Paulus: „Wenn ich alle meine Güter zur Speisung der Armen ausheilte und wenn ich meinen Leib zum Brennen hingäbe, hätte aber die Liebe nicht, so nützte es mir nichts.“²⁾ Und Gregor der Große sagt: „Kein Grün besitzt der Schößling des guten Werkes, wenn er nicht an der Wurzel der Liebe bleibt.“³⁾ — Zur näheren Erklärung dieser Lehre fügen sie folgende Bemerkungen bei. Die fragliche Nothwendigkeit der Liebe darf nicht übertrieben werden. Es soll damit 1^o nicht gesagt sein, daß im Grunde nur die Acte der Gottesliebe eigentlich verdienstlich seien; 2^o ebenso wenig wird behauptet, daß andere Tugendwerke bloß insoferne wahre Verdienstlichkeit besitzen, als sie mit einem Acte der Gottesliebe in unmittelbarem Zusammenhange stehen. Zu besagtem Zwecke ist also die Gottesliebe in zweifachem Sinne unumgänglich nothwendig: a) erstens als *Habitus* oder als ruhende Tugend, die der Seele im Verein mit der heilig-

¹⁾ Vgl. Albertus a Bulsano, *Institutiones theologiae theor.* tom. IV. § 480; Egger, *Enchiridion theol. dogm. spec.* ed. 1. n. 410. — ²⁾ I Kor. 13, 3. — ³⁾ In *Evang. hom.* 27. n. 1.

machenden Gnade bei der Rechtfertigung eingegoßen wurde und mit ihr bleibend fortbesteht; b) insoferne alle Werke des Gerechten durch einen vorausgehenden Act der Gottesliebe virtuell auf Gott hingearbeitet sein müssen. Uebrigens setzen diese Dogmatiker als selbstverständlich voraus, daß nur allseitig gute und aus der actualen Gnade hervorgehende Werke durch die übernatürliche Gottesliebe auf Gott und auf das übernatürliche Endziel hingearbeitet werden können.

4. Eine zweite Classe von Dogmatikern¹⁾ stellt in unserer Frage folgende Grundsätze auf. 1^o Man kann und muß im allgemeinen einen fünffachen Sinn unterscheiden, in dem die inneren Acte und die äußeren Werke des Menschen als auf Gott bezogen erscheinen können. a) Die erste und vollkommenste Art dieser Hinordnung ist die actualle gute Meinung, das ist jene Hinordnung eines Werkes auf Gott, die in einem dem Werke unmittelbar vorausgehenden Liebesacte besteht. b) Die zweite ist die virtuelle und liegt in einem Liebesacte, der als solcher zwar schon aufgehört hat, aber innerlich noch nachwirkt. c) Die dritte ist die habituelle; sie besteht darin, daß der Handelnde sich im Stande der Gnade befindet und deshalb den Habitus der Gottesliebe in sich trägt. d) Die vierte Art der fraglichen Hinordnung unserer Werke zu Gott kann man die objective nennen. Sie setzt mit der zweiten voraus, daß der Gerechte seine Werke von Zeit zu Zeit durch einen förmlichen Liebesact Gott opfert, nimmt aber dabei an, daß im betreffenden Falle die Nachwirkung der vorausgehenden Liebesacte vollständig aufgehört hat. e) Fünftens endlich kann man von einer inneren oder naturgemäßen, das heißt von einer im Wesen gewisser Tugendacte und Tugendwerke gelegenen Hinordnung auf Gott und auf das übernatürliche Endziel sprechen. Diese ist von der inneren und moralischen Güte des betreffenden Werkes verbunden mit dem Umstande, daß es unter dem Einfluß der Gnade zustande kommt, ganz und gar unzertrennlich. 2^o Diese grundlegenden Erläuterungen vorausgesetzt, sagen die vorerwähnten Dogmatiker: a) Weder die actualle, noch die virtuelle, noch die objective Hinordnung auf Gott kann als zur wahren und vollen Verdienstlichkeit unserer Werke unumgänglich hingestellt werden. Die letztgenannte oder die objective schon deshalb nicht, weil sie auf die fraglichen Werke gar keinen Einfluß nimmt und so zu ihrer Verdienstlichkeit in keinerlei Weise beizutragen vermag. Alle drei mitsammen nicht; weil eine derartige Forderung weder aus der Natur der Sache noch aus einer eigenen Anordnung Gottes zu erweisen ist. Ueberdies läßt sich diese Forderung mit der Lehre des Kirchenrathes von Trient über die Verdienstlichkeit unserer Werke²⁾ nicht in Einklang bringen. Die habituelle Hinordnung der Werke auf Gott im oben gekennzeichneten Sinne ist zum vollkommenen Verdienste (*meritum de condigno*) allerdings erfordert; aber dieselbe

¹⁾ Vgl. Hurter, *Compend. theol. dogm.* III. n. 239; Dalponte, *Compend. theol. dogm.* n. 739. — ²⁾ Sessio VI. c. 16.

reicht für sich allein zu besagtem Zwecke offenbar nicht aus, sonst müßten beim Gerechten ja auch die rein natürlichen Tugendwerke für übernatürlich verdienstlich ausgegeben werden. Es muß also neben dem Gnadenstande und der damit von selbst gegebenen habituellen Hinordnung unseres Handelns auf Gott und auf das übernatürliche Endziel der innere Zug (*ordinatio connaturalis in Deum*) oder die innere Beschaffenheit der jeweiligen Werke als ausschlaggebend angesehen werden. 3^e Somit kann man schließlich den in sich recht bequemen Satz aufstellen: Die Frage nach der Verdienstlichkeit eines Werkes im theologischen Sinn fällt schließlich mit der Frage nach der Uebernatürlichkeit desselben zusammen.

5. Die kleineren oder größeren Abweichungen, die in den vorgelegten Anschauungen zutage treten, haben einen mehrfachen Grund. Die Theologen, die wir an erster Stelle zu Wort kommen ließen, sind ihres Faches Moralisten. Als solche beschäftigen sie sich entweder ausschließlich oder doch vorzugsweise mit der Frage: Inwiefern besteht für den Menschen eine Verpflichtung, all seine Werke zu heiligen und für das Jenseits verdienstlich zu machen? Mit anderen Worten: Diese Theologen kümmern sich direct um das, was man als *necessitas praecepti* bezeichnet. — Die Theologen der zweiten und der dritten Gruppe reden als Dogmatiker und gehen als solche darauf aus, die unerlässlichen Bedingungen oder Erfordernisse des übernatürlichen Verdienstes festzustellen. Uebrigens scheinen auch diese zwei Gruppen nicht ganz von der gleichen Absicht geleitet zu sein. — Jene, welche die dritte und letzte Auffassung vertreten, befassen sich formell mit der Frage: Sind nicht manche von jenen Bedingungen, die bei verdienstlichen Werken in der Regel zutreffen und unbefristeternmaßen als höchst wünschenswert erscheinen, entweder im allgemeinen oder doch in bestimmten Fällen, zum Beispiel bei Werken von ausgesprochener Gottgefälligkeit, streng genommen doch entbehrlich? Die Vertreter der zweiten Auffassung befassen sich formell mit der Frage: Wie heißen die Bedingungen, die unumgänglich erforderlich und zugleich vollkommen ausreichend sind, auf daß alle Werke des Menschen, die überhaupt als verdienstlich angesehen werden können — selbst die anscheinend gleichgiltigen (indifferenten) oder bloß natürlich guten Werke nicht ausgenommen — übernatürliche Verdienstlichkeit erlangen? — Zudem spricht die mittlere von den drei vorgeführten Ansichten ausschließlich von dem vollkommenen Verdienste (*meritum de condigno*), während die erste und die letzte Ansicht mehr oder weniger auch das unvollkommene Verdienst (*meritum de congruo*) im Auge behalten können und müssen.

6. Bei dieser Sachlage drängt sich die Frage auf: Reicht die Beachtung der soeben angedeuteten Gesichtspunkte aus, um die in den drei Gruppen der Theologen aufscheinenden Verschiedenheiten vollständig zu erklären oder reicht sie nicht aus? Im ersten Falle

bestände zwischen den vorgeführten Anschauungen kein eigentlicher Widerspruch. Daher könnte und müßte man all diese Ansichten gleichsam zu einem Ganzen verschmelzen oder, wenn man lieber will, die eine nach der andern dazu benützen, die übrigen näher zu beleuchten und zu ergänzen. Im zweiten Falle steht man vor der Frage: Welche von den verschiedenen Ansichten ist und bleibt die richtige? Verfolgen wir die Sache genauer; es wird sich zeigen, daß einerseits die allseitige Trennung von Moral und Dogmatik und andererseits das Bestreben, alles unter einen Gesichtspunkt zu bringen, der Auffindung der vollen und unvermischten Wahrheit in unserer Frage nachtheilig war.

II. Das Gebot der guten Meinung.

7. Treten wir vor allem der ersten Ansicht näher. Dieselbe gipfelt in der Behauptung: Jeder Christ ist verpflichtet, all sein Denken und Handeln in übernatürlicher Weise auf Gott und auf sein übernatürliches Endziel hinzuordnen. — Wie man sieht, sind gar alle Werke ohne Ausnahme, selbst die geringfügigsten und anscheinend gleichgiltigen, wie Essen, Schlafen u. dgl., dabei gemeint. Dies ergibt sich insbesondere aus der beigegebenen Begründung oder aus den angezogenen Schrifttexten, die ja ausdrücklich vom Essen und Trinken reden. Da muß sich der aufmerksame Moralist sofort zur weiteren Frage veranlaßt fühlen: Wie ernst ist diese wirkliche oder vorgebliche Verpflichtung? Ist sie eine schwere oder bloß eine leichte? — Was ist darauf zu antworten? — Soweit man mit dem hl. Thomas die Verpflichtung, von der wir reden, mit der Verpflichtung, zu gegebenen Zeiten Acte der Gottesliebe zu erwecken, verschmelzen zu sollen glaubt, ist diese Pflicht als solche im allgemeinen gewiß eine schwere zu nennen; denn die Verpflichtung, von Zeit zu Zeit, zum Beispiel mehrmals im Jahre die drei göttlichen Tugenden zu üben, gilt bei den Moralisten allgemein als eine schwere. — Aber dabei hat der behutsame Moralist allerhand zu bemerken. Wie der Stand der heiligmachenden Gnade, so steht nach der einstimmigen Lehre der Theologen auch die Gottesliebe nur mit der schweren Sünde in unverföhnlichem Widerspruche. Folglich liegt im Acte der Gottesliebe als solchem wesentlich nur der Wille eingeschlossen, all jene Werke, wozu man unter einer schweren Sünde verpflichtet ist, getreu zu erfüllen und auf Gott hinzuordnen. Der Wille, auch die lässliche Sünde zu meiden, oder in seinem ganzen Thun und Denken, beispielsweise selbst im Essen und Schlafen, Gottes Wohlgefallen im Auge zu haben, hat einen höheren als den streng pflichtgemäßen Grad der Gottesliebe zur Voraussetzung. Nimmt man also einzig auf die geringfügigsten oder an sich gleichgiltigen Werke, wie Essen, Schlafen u. dgl., Rücksicht, so kann man mit Grund fragen: Sind jene Theologen, welche in den oben angeführten Worten des Völkerlehrers kein förmliches Gebot anerkennen wollen,

gar so offen im Unrechte? — Wer indessen in jenen Worten ein förmliches Gebot, das über das allgemeine Gebot der Gottesliebe hinausgeht und insbesondere eine allseitige Hinordnung unserer Werke zum Gegenstande hat, herauslesen zu sollen glaubt, der sollte wenigstens nicht vergessen, die Bemerkung beizusetzen, daß dies Gebot bezüglich der unbedeutenderen und insbesondere bezüglich der an sich gleichgültigen Werke jedenfalls nicht unter einer schweren Sünde verpflichtet, ja im Grunde von einem bloßen Rathe sich nicht viel unterscheidet.

8. Wollen die Moralisten, welche in den angeführten Worten des Apostels ein eigenes und allseitig ausgreifendes Gebot erblicken, volle Klarheit schaffen, so dürfen sie an einer weiteren Frage nicht leichten Sinnes vorübergehen. Wir meinen die Frage: Fordert jenes Gebot gerade die alleredelste Meinung, das ist eine solche, die mit der Gottesliebe zusammenfällt? — Ueber diese Nebenfrage in Kürze folgendes. Vor allem kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die gute Meinung, die aus der vollkommenen Gottesliebe entspringt, nicht die einzige ist, die diesen Namen wahrhaft verdient. Warum soll ein im Glauben gründender Act der unvollkommenen Gottesliebe oder des Verlangens nach der himmlischen Seligkeit oder ein Act der Dankbarkeit, des Gehorsams nicht die Unterlage für eine gute Meinung im christlichen Sinne dieses Wortes zu bilden vermögen? Warum soll eine derartige Meinung in keinem Falle ausreichen?¹⁾ Man entgegnet vielleicht: Der Apostel fordert durch die oben angezogenen Stellen jene Art der guten Meinung, die in der eigentlichen Gottesliebe ruht. Allein eine so bestimmte Bedeutung vermögen wir in den fraglichen Worten des Apostels nicht zu finden und wir stehen in dieser Auffassung nicht vereinzelt da.²⁾ Unter der Voraussetzung, daß die fraglichen Worte nur von der eigentlichen oder vollkommenen Gottesliebe verstanden werden können, macht sich ein neuer Grund geltend, in ihnen eher einen Rath als ein eigentliches Gebot zu erblicken. Sonst würde man nämlich schließlich zur Lehre des Bajus hingedrängt, daß alle Werke der Sünder Sünde seien. Dies ergibt sich aus folgender Erwägung. Die Worte des Apostels gelten offenbar allen Christen, und somit neben den Gerechten auch den Sündern. Nun fragen wir: Kann der Sünder unter der Voraussetzung, die wir hier bekämpfen, einerseits Sünder bleiben und andererseits eine Handlung setzen, ohne dabei vom neuen zu sündigen? Unmöglich. Auf der einen Seite übertritt der Sünder, der sein Handeln, zum Beispiel sein Almosengeben oder sein Essen und Trinken, nicht durch einen Act vollkommener Liebe zu Gott hinordnet, das Gebot des Apostels und begeht somit dabei eine Sünde. Auf der anderen Seite ist der Act vollkommener

¹⁾ Schouppe fordert unter anderem zum vollkommenen Verdienste (*meritum de condigno*) in dieser Richtung nicht mehr als eine solche Meinung, wodurch das Werk zum Dienste Gottes und in Hinblick auf das übernatürliche Ziel verrichtet wird. (*Elem. theol. dogm. voll. II. n. 382* vergl. Jungmann *de gratia* n. 368; Egger I. c. n. 417.) — ²⁾ Vergl. Jungmann I. c.

Gottesliebe nach katholischer Anschauung mit dem Zustande der Sünde durchaus unverträglich; und müßte der Sünder somit im Falle, wo er das Gebot der guten Meinung nicht vernachlässigt, sofort aufhören Sünder zu sein. Man ist also durchaus genöthiget, wenigstens beim Sünder oder rücksichtlich des unvollkommenen Verdienstes (*meritum de congruo*) mit einer Meinung von geringerem Werthe sich zufrieden zu geben.¹⁾ Damit nehmen wir von den Moralisten Abschied.

III. Eine innere Nothwendigkeit für alle Fälle besteht nicht.

9. Die Dogmatiker der ersten Gruppe stellen, wie wir gesehen haben, den Satz auf: Jedes Werk, das im vollkommenen Sinne verdienstlich sein will, muß auf irgend eine Weise aus der Gottesliebe hervorgehen, das heißt, es muß wenigstens virtuell durch einen vorausgehenden Act eigentlicher oder vollkommener Gottesliebe veranlaßt sein. Aus den Texten der Heiligen Schrift und aus den Väternstellen, die sie zum Beweise ihrer These anführen, wird ersichtlich, daß die gestellte Forderung nicht bloß für Werke, die an sich gleichgiltig erscheinen, wie Essen oder Schlafen, sondern insgesamt für alle Werke mit Einschluss der ausgesprochensten Tugendwerke berechnet ist.

10. Die zweite Gruppe von Dogmatikern nimmt nicht die Werke des Gerechten oder des Christen überhaupt, sondern jene Werke, die sich als ausgesprochene Tugendwerke kennzeichnen und voraussetzlich unter dem Einfluß der actuellen Gnade zustande kommen, zum Ausgangspunkte der einschlägigen Erörterung. Von diesem Standpunkte aus kommen die betreffenden Gelehrten zu dem Schlusse: Außer der inneren Güte des Werkes, die naturgemäß eine Hinordnung auf Gott in sich schließt, verbunden mit der Uebernatürlichkeit desselben, die aus dem Einfluß der Gnade sich ergibt und dem übernatürlichen Ziele unterordnet, ist an und für sich keine weitere Hinordnung auf Gott und auf das übernatürliche Endziel oder — um mit den Moralisten zu reden — nichts von dem, was man gute Meinung zu nennen pflegt, unumgänglich nothwendig. Bei dem Gerechten oder beim vollkommenen Verdienste ist selbstverständlich überdies auch noch die besondere Hinordnung der handelnden Person auf Gott und auf das übernatürliche Endziel, wie sie in der heiligmachenden Gnade und in dem damit verbundenen Habitus der Liebe gegeben ist, in Betracht zu ziehen. — Zum Beweise für diese Anschauung berufen sie sich neben der Natur der Sache selbst auf die Lehre des Kirchenrathes von Trient über die Verdienstlichkeit der guten Werke.

11. Der Kirchenrath äußert sich über diesen Lehrpunkt wie folgt: *Cum ille ipse Christus Jesus tamquam caput in membra et tamquam vitis in palmites in ipsos justificatos virtutem jugiter influat, quae*

¹⁾ Von dem, was in Betreff des Sünders gilt, liegt der Rückschluss auf den Gerechten nahe. Wenn im Sünder Beweggründe des Handelns von unregelter Güte ausreichend erscheinen, so werden dieselben je nach Umständen auch bei den Gerechten ausreichen können.

virtus bona eorum opera semper antecedit et comitatur, et subsequitur, nihil ipsis justificatis amplius deesse credendum est, quominus plene illis quidem operibus, quae in Deo sunt facta, divinae legi pro hujus vitae statu satisfacisse et vitam aeternam suo etiam tempore, si tamen in gratia decesserint, consequendam vere promeruisse censeantur.¹⁾ Diese Worte beabsichtigen offenbar, die subjectiven Bedingungen des Verdienstes und insbesondere des vollkommenen Verdienstes vollständig anzugeben. Der actuelle oder virtuelle Einfluß der Liebe im Sinne der ersten Gruppe der oben eingeführten Dogmatiker ist dabei unerwähnt geblieben; denn die Forderung, daß die fraglichen Werke in Gott verrichtet seien, kann und muß nach der Kraft des Ausdruckes und nach dem ganzen Zusammenhange von dem Mitwirken der habituellen und actuellen Gnade verstanden werden. Besagter Einfluß darf also in vollem Ernste nicht gefordert werden. — Doch geben wir unserem Beweise eine greifbarere Gestalt. Petrus ist *ex opere operato*, das heißt durch die Kraft der Taufe oder des Bußsacramentes ohne begleitende oder vorausgehende vollkommene Reue und somit auch ohne begleitenden Act der eigentlichen Gottesliebe in den Stand der Gnade versetzt worden. Der Verpflichtung, bald nach der Rechtfertigung einen Act vollkommener Gottesliebe zu erwecken, wird er sich längere Zeit nicht bewußt; aber nebenher betet er unter dem Einfluß der actuellen Gnade, und gibt Almosen und erfüllt überhaupt seine Christenpflichten mit löblicher Treue. Wer den actuellen oder wenigstens den virtuellen Einfluß der Gottesliebe unter die nothwendigen Bedingungen des Verdienstes rechnet, der muß sagen: Petrus hat umsonst gearbeitet, umsonst Almosen gegeben, umsonst gebetet; wenigstens sind bei ihm all diese Werke nicht im vollen Sinne (*de condigno*) verdienstlich. Dagegen erheben sich die Dogmatiker der zweiten Gruppe und sagen: Die fraglichen Werke dieses Petrus haben all das, was der Kirchenrath von Trient zur wahren Verdienstlichkeit verlangt; sie müssen also als verdienstlich und zwar als vollkommen verdienstlich angesehen werden. Somit kann die actuelle oder virtuelle Hinordnung zu Gott durch einen vorausgehenden oder begleitenden Liebesact jedenfalls nicht den allseitig unerläßlichen Bedingungen, sei es des Verdienstes überhaupt oder auch nur des vollkommenen Verdienstes, beigezählt werden.

12. Eine zweifache Ausflucht könnte dem vorgeführten Beweise gegenüber versucht werden. Fürs erste nämlich könnte man die Annahme, auf die sich derselbe stützt, in dem Sinne beanstünden, daß man sagt: Der Mensch hat nach der Lehre des hl. Thomas im Augenblicke, wo er zum Gebrauche der Vernunft kommt, die strenge Pflicht, sofort einen Act der vollkommenen Gottesliebe zu erwecken. Nehnliches muß offenbar auch vom Erwachsenen gleich nach Erlangung der Rechtfertigung gelten. Erfüllt er diese Pflicht nicht, so verliert er

¹⁾ Sess. VI. cap. 16.

den Stand der Gnade und somit auch die Fähigkeit, vollkommene Verdienste zu erwerben; erfüllt er besagte Pflicht, so ist mit deren Erfüllung auch bezüglich der erforderlichen guten Meinung das Nöthige geschehen. — Allein diese Ausflucht erweist sich bei genauer Prüfung als ungenügend. Vor allem darf nach der Mahnung besonnener Moralisten¹⁾ die Verpflichtung, nach Erlangung des Vernunftgebrauches unverzüglich einen Act der Gottesliebe zu erwecken, nicht übertrieben werden. Noch zurückhaltender muß man mit dieser Forderung bei Erwachsenen sein, die durch das Bußsacrament (*ex opere operato*) gerechtfertigt werden; sonst würde besagtes Rechtfertigungsmittel im Zusammenhalte mit der Rechtfertigung durch die vollkommene Liebesreue (*ex opere operantis*) seinen eigenthümlichen Wert fast gänzlich einbüßen. Doch mag es mit dieser Verpflichtung wie immer bestellt sein, der forschende Theologe wird sich immer noch mit jenen Fällen auseinanderzusetzen haben, wo der Gerechtfertigte sich jener Pflicht nicht sofort bewußt wird. Oder warum soll in diesem Stücke für die *ignorantia sive inadvertentia inculpabilis* gar kein Spielraum offen bleiben?

13. Eine zweite Ausflucht wäre folgende: Solange der Gerechtfertigte keinen Act vollkommener Gottesliebe oder — um allgemeiner zu reden — keine förmliche gute Meinung erweckt hat, bleibt ihm von Seite Gottes jeder wahrhaft übernatürliche Gnadenbeistand vorbehalten; insolge dessen müssen all seine Werke, selbst die ausgesprochensten Tugendwerke wie Gebet und Almosengeben, des übernatürlichen Charakters und mithin auch der übernatürlichen Verdienstlichkeit entbehren. Wir wollen zugeben, daß diese Ausflucht keine metaphysische Unmöglichkeit in sich schließt. Allein dieselbe kennzeichnet sich sofort als ein widernatürliches Gewaltmittel. Zudem widerspricht die fragliche Annahme offenbar dem Kirchenrathe von Trient, demzufolge Christus dem Gerechtfertigten fort und fort übernatürliche Gnadenkraft zufließen läßt (*in ipsos justificatos virtutem jugiter influit.*)

14. Was ist aber zu den Beweisen zu sagen, welche von der ersten Gruppe der Dogmatiker für ihre Lehre und gegen die Ansicht der zweiten Gruppe vorgebracht werden? — Hier haben wir es zunächst mit der bekannten Stelle des ersten Korintherbriefes über die Nothwendigkeit der Liebe zu thun. Diese Stelle ist im hier gemeinten Sinne nicht beweiskräftig.²⁾ Dieselbe enthält nichts anderes als eine

¹⁾ Vgl. Wallerini-Palmieri, *Opus theol. morale* tr. V. sect. 3. n. 17 seqq.

— ²⁾ Daß man den auf diese Stelle gestützten Beweis der Gegner nicht auf die Spitze treiben darf, zeigt folgende Erwägung. Nehmen wir an, Petrus ist durch das Bußsacrament *ex opere operato* gerechtfertigt worden und stirbt sofort, ohne einen Act der Gottesliebe erweckt zu haben. Nimmt man den Text im Sinne der Gegner, so gehört Petrus in die Hölle. Wer die Liebe nicht hat, das heißt im Sinne der Gegner, wer keinen Act der Liebe erweckt hat, dem nützt alles andere nichts, das heißt nicht bloß: der kann kein Verdienst besitzen, sondern

sehr nachdrückliche Betonung des Gebotes der Nächstenliebe und allenfalls auch der ihr zugrundeliegenden Gottesliebe. Der Apostel spricht also an unserer Stelle nur den allgemein anerkannten Satz aus: Wer die zwei Grundgebote des göttlichen Gesetzes verlegt oder deren Befolgung in sträflicher Weise vernachlässiget, der geht selbst im Falle, daß er anderweitig heroische Werke aufzuweisen hätte, auf ewig verloren. Der Grund hievon ist allbekannt. Im gleichen Sinne sagt auch der Apostel Jacobus: „Wer das ganze Gesetz hält, aber nur Ein Gebot übertritt, der verschuldet sich an allen.“¹⁾

15. Weniger Gefügigkeit zeigt die oben angeführte Stelle des Papstes Gregorius. Allein es ist jedenfalls nicht unbedenklich, über einen einzigen Ausspruch irgend eines Kirchenlehrers oder auch über vereinzelte Texte mehrerer so weittragende Folgerungen aufzubauen; besonders wenn diese Folgerungen, wie in unserem Falle, mit den wohlgemessenen Erklärungen einer späteren Kirchenversammlung nicht wohl in Einklang gebracht werden können. Doch besehen wir uns die Stelle selbst genauer. Dieselbe sagt formell nicht: Damit ein Werk vom Anfang an als lebendig gelten könne, muß es aus der Liebe hervornachsen; sondern: das Werk muß an der Wurzel der Liebe haften bleiben, wenn es seine innere Kraft bewahren will. So kommen wir schließlich auch hier auf den Gedanken des Apostels Paulus zurück: Bei dem, der das Gebot der Liebe verlegt, sind alle anderen Werke kraftlos, weil von Grund aus todt oder nachträglich ertödtet. In diesem Sinne heißt es an der gleichen Stelle: *Quidquid praecipitur, in sola caritate solidatur.*

IV. Die Nothwendigkeit der guten Meinung für einzelne Werke.

16. So kennzeichnet sich unter den drei eingangs vorgeführten Lehranschauungen, was das Wesen und die inneren Bedingungen oder Eigenschaften des Verdienstes betrifft, die letzte als die richtige. Allein bei genauerem Zusehen dürfte sich auch an ihr das eine oder das andere verbessern oder ergänzen lassen. Zunächst sollte zur Fernhaltung jeder schiefen Auslegung nicht unterlassen werden, ausdrücklich auf die naturgemäße Unterordnung aller verdienstlichen Werke unter die Gottesliebe, sowie auf das entsprechende Gebot dieser alles be-

auch: der kann nicht gerettet werden. Daher möchte unter anderen Jungmann (l. c. n. 362) unseren Text, soweit er die unumgängliche Nothwendigkeit der Liebe ausspricht, von der habituellen Liebe im Unterschiede zum Acte oder von dem Gnadenstande verstanden wissen.

¹⁾ Jac. 2, 10. — Um die Aussprüche der heiligen Schrift und der Väter, die von der Nothwendigkeit der Gottesliebe reden, leichter erklärlich zu finden, bleibt noch ein weiterer Gedanke zu beachten. Nehmen die Dinge ihren regelmässigen Verlauf, so erweckt der Mensch entweder bei Gelegenheit der Rechtfertigung selbst oder wenigstens recht bald nach derselben einen Act vollkommener Liebe. Man sagt also mit Recht: Nach dem normalen Verlaufe unseres Heilsgeschäftes muß die Gottesliebe als die treibende Wurzel aller vollkommen (de condigno) verdienstlichen Werke angesehen werden. In diesem Sinne glauben wir auch Thomas von Aquin theilweise auslegen zu sollen.

herrschenden Tugend hinzuweisen. Man wird entgegen: Diese Lehrpunkte liegen nicht im Gebiete der Dogmatik, sondern gehören zur Moral. Allein diese Ausrede befriedigt nicht vollständig. Vor allem kann mit Recht behauptet werden, daß die Lehre von der naturgemäßen Unterordnung des ganzen Tugendkranzes und Tugendlebens unter die Tugend der Gottesliebe von dogmatischer Natur ist. Ferner darf die Dogmatik der Aufgabe sich nicht entschlagen, in verschiedenen Punkten ihr Verhältnis zu anderen Wissenszweigen und insbesondere auch zur Moralthologie klarzulegen.

17. Des weitern sollte der Vertreter der oben als richtig bezeichneten Ansicht, um seine Lehre allseitig abzurunden und um mit seinen Gegnern sich vollständig auseinanderzusetzen, nicht unterlassen, in den Bereich der vorliegenden Untersuchung neben anderem insbesondere auch jene Werke mitinzubegreifen, die als gleichgiltig bezeichnet zu werden pflegen oder äußerlich als rein natürliche Tugendwerke sich ausnehmen. Es kann keinem aufmerksamen Beobachter entgehen, daß sowohl die Moralisten als auch die Dogmatiker der ersten Gruppe dort, wo sie die Nothwendigkeit der Hinordnung aller Werke auf Gott und auf das übernatürliche Endziel oder was das gleiche ist, die Nothwendigkeit der guten Meinung betonen, auch diese, ja ganz vorzüglich diese Art menschlicher Werke im Auge haben. Solche Werke, die wir hier meinen, wären, um deutlicher zu reden, Essen, Schlafen oder aus menschlichem Mitleid dem Nächsten eine Wohlthat erweisen. Wie steht es also — das ist die Frage, die sich nicht umgehen läßt — bei dieser Art von Werken; ist vielleicht wenigstens bei ihnen die sogenannte gute Meinung in Bezug auf deren Verdienstlichkeit von ausschlaggebender Bedeutung?

18. Um die Lösung dieser Frage anzubahnen, stellen wir vor allem zwei Behauptungen auf. Erstens: Derartigen Werken kann unter gewissen Bedingungen wirklich übernatürliche Verdienstlichkeit zukommen. Dies ersieht man, um den Beweis kurz abzuthun, aus der mehrfach angezogenen Mahnung des Apostels, alles, mit Einschluß des Essens und Trinkens, zu Gottes Ehre zu vollbringen.¹⁾ Zweitens: Diese Werke können nach Umständen für das übernatürliche Heil auch nutzlos und in diesem Sinne gleichgiltig bleiben.²⁾ Wir glauben nicht, daß ein besonnener Theologe diesen Satz, in vorliegender Allgemeinheit oder Unbestimmtheit genommen, wird in Zweifel ziehen wollen; daher brauchen wir für ihn keine Begründung beizufügen. Angesichts dieser Doppelbehauptung stehen wir vor der

¹⁾ Wer Näheres über diesen Lehrpunkt erfahren will, sei auf Suarez verwiesen, der gelegentlich (*De gratia* l. 12. c. 10) die Frage bespricht: *Utrum actus virtutum moralium acquisitarum de se sufficiant ad meritum de condigno?* — ²⁾ Damit ist nicht behauptet, daß es in der concreten Wirklichkeit ein menschliches Handeln (*actus humanus in oppositione ad actus hominis*) geben könne, das in jeder Beziehung und somit auch auf dem Gebiete der natürlichen Moral vollständig gleichgiltig wäre, was bekanntlich in der Regel geleugnet wird.

Frage: Unter welcher Voraussetzung ist den fraglichen Werken übernatürliche Verdienstlichkeit zuzuerkennen und unter welcher abzusprechen?

19. Bei den oben angeführten Moralisten und bei den Dogmatikern der ersten Gruppe lautet die Antwort auf diese Frage naturgemäß also: Werden derartige Werke durch die gute Meinung actuell oder wenigstens virtuell auf Gott hingeordnet, so besitzen sie übernatürliche Verdienstlichkeit; fehlt hingegen jene Meinung gänzlich, so kann bei ihnen von übernatürlicher Verdienstlichkeit nicht die Rede sein. Die Dogmatiker der zweiten Gruppe müssen ihrem System zufolge sagen: Die Antwort ist höchst einfach; geschehen jene Werke unter dem Einfluss des übernatürlichen Gnadenbeistandes, so sind sie übernatürlich gut und somit beim Gerechten auch in vollem Sinne (de condigno) verdienstlich; kommen dieselben hingegen mit rein natürlichen Kräften zustande, so darf ihnen übernatürliche Verdienstlichkeit in keinerlei Weise zuerkannt werden.¹⁾ Was ist von diesen zwei Lösungen der vorgelegten Frage zu urtheilen oder in welchem Verhältnisse stehen sie zu einander?

20. Wie wir glauben, dürfte auf Grund obiger Erörterungen gegen die zweite Lösung in sich genommen nichts eingewendet werden können. Aber man kann und muß zur vollen Aufklärung den Vertretern dieser Antwort die weitere Frage entgegenhalten: Könnte das Eingreifen der wirklichen Gnade, wenigstens soweit es sich um Werke dieser Art handelt, nicht von der Frage, ob eine gute Meinung²⁾ vorausgegangen sei oder nicht, abhängig bleiben? Wie wir glauben, liegt es in der Tendenz jener Dogmatiker und Moralisten, die dem Gesagten zufolge eine andere Denkrichtung vertraten, die soeben vorgelegte Frage entschieden bejahend zu beantworten. So würde das Mangelhafte, das ihrer Auffassung nach einer gewissen Seite hin anhaftet, beseitigt werden. Erklären wir die Sache genauer. Die Lehrmeinung, die wir hier im Auge haben, gipfelt schließlich in dem Satze: Macht Petrus an jedem Morgen oder wenigstens Woche für Woche eine gute Meinung; so ist, um der ausgesprochenen Tugendwerke gar nicht zu gedenken, auch all sein Arbeiten und sogar sein Essen und sein Schlafen für den Himmel verdienstlich; unterläßt er besagte Meinung, so bleiben all seine Werke oder doch wenigstens die Werke der letzten Art ohne jegliches Verdienst. Da muß der denkende Theologe fragen: Woher dieser durchgreifende

¹⁾ Eine dritte Antwort könnte lauten: Bei jedem übernatürlichen Verdienste muß die moralische Güte des Werkes oder dessen Beweggrund im Lichte des Glaubens erkannt sein und diese Forderung ist in beregter Hinsicht auch vollkommen ausreichend. (Vgl. Piesch, Prael. dogm. V. n. 402 seqq.). Diese Antwort streift die schwierige Frage über das Wesen der Uebernatürlichkeit unserer Heilsacte, von der wir hier Umgang nehmen wollen und können. Daher gehen wir in dieser Richtung hier nicht weiter. — ²⁾ Wir haben hier eine übernatürlich gute Meinung im Auge; auf das Wesen dieser Uebernatürlichkeit glauben wir hier nicht näher eingehen zu sollen.

Unterschied? Würde es sich bloß um die natürliche Verdienstlichkeit handeln, wäre die Lösung bald gefunden. Man könnte sagen: Bei derartigen Werken ist die Meinung oder der Zweck entscheidend, ob sie den sittlich guten oder den sittlich schlechten Werken beizuzählen sind; und mit der sittlichen Güte ist auch die natürliche Verdienstlichkeit gegeben. Allein auf dem Gebiete der übernatürlichen Ordnung liegt die Sache nicht so einfach. Man kann den Satz nicht gelten lassen: Mit der sittlichen Güte einer Handlung ist für alle Fälle und Voraussetzungen auch deren übernatürliche Verdienstlichkeit gegeben. Unnehmbarer klingt der Satz: Jedes Werk, das nicht sittlich böse ist, wird durch Hinordnung auf den übernatürlichen Zweck sofort übernatürlich gut und mithin auch übernatürlich verdienstlich. Allein so annehmbar dieser Satz klingt, so unwidersprechlich ist ein zweiter: Kommt ein Werk durch bloß natürliche Kräfte, das heißt ohne den Einfluß eines übernatürlichen Gnadenbeistandes zustande, so ist und bleibt dasselbe unter jeder Voraussetzung ein rein natürliches und kann als solches für den Himmel in keinerlei Weise verdienstlich sein. So kommen wir zum Schlusse: Soll die gute Meinung oder die vorhergehende Hinordnung bestimmter Werke auf Gott die Kraft haben, denselben die übernatürliche Verdienstlichkeit zu sichern, so wird von jener Meinung der Gnadenbeistand zu den betreffenden Werken abhängig gemacht werden müssen.

21. Was sagen die Dogmatiker der zweiten Gruppe zu dem angeregten Gedanken? Allem Anscheine nach lassen sie sich bezüglich der angeregten Frage von zwei Hauptgrundsätzen leiten. Erstens: In der concreten Wirklichkeit gibt es auf dem Gebiete der Sittlichkeit keine gleichgiltigen Handlungen, sondern nur sittlich gute oder sittlich böse. Zweitens: Dem Gläubigen und insbesondere dem Gerechtfertigten gebührt es bei seinem sittlichen Handeln nie an übernatürlicher Gnade, welche jedem guten Werke innere Uebernatürlichkeit und daher dem Gesagten zufolge auch übernatürliche Verdienstlichkeit verleiht. So bleibt für die Annahme, daß die Uebernatürlichkeit und die übernatürliche Verdienstlichkeit unter Umständen oder innerhalb bestimmter Grenzen von einer vorausgehenden oder nebenherlaufenden guten Meinung abhängig sein könne, kein Raum übrig.

22. Wir fragen: Ist an diesen Ausführungen alles vollständig nagelfest? — Wie wir glauben, sind ihnen gegenüber folgende Bemerkungen am Platze. Die Annahme, daß dem Gläubigen oder wenigstens dem Gerechtfertigten bei seinem sittlichen Handeln immer und allzeit, namentlich auch dort, wo es sich einerseits um ganz freie, das heißt nicht gebotene, sondern mehr gerathene Dinge handelt und andererseits der betreffende Christ gar keinen Finger rührt, um einen entsprechenden Gnadenbeistand zu erlangen, der übernatürliche Gnadenbeistand immer und überall zur Hand ist; ist wohl nicht über jeden Zweifel erhaben. Andererseits läßt sich eine andere Annahme, nämlich, daß der übernatürliche Gnadenbeistand innerhalb

gewisser Grenzen vom Gebete oder auch von einer vorausgeschickten Aufopferung des zukünftigen Thuns, die gute Meinung heißt und mit dem Gebete eine gewisse Verwandtschaft zeigt, abhängig bleibe, mit den allgemein anerkannten Grundsätzen der Gnadenlehre und wohl auch mit den Grundsätzen, die jene Theologen in der Gnadenlehre zu vertreten pflegen, ganz gut vereinigen. Es stünde also den Dogmatikern, die wir hier im Auge haben, an und für sich frei, in ihr Lehrsystem als Nebenbestimmung den Satz einzufügen: Wo es sich um anscheinend gleichgiltige oder um anscheinend rein natürliche Dinge handelt; da ist der übernatürliche Gnadenbeistand und mit ihm die Verdienstlichkeit für den Himmel von dem abhängig, was man in christlichem Sinne gute Meinung zu nennen pflegt. Dieser Satz findet auch eine nicht zu verachtende Bestätigung im allgemeinen Bewußtsein der lehrenden und der hörenden Kirche. Denn so und nur so wird es genügend erklärlich, warum von den Katecheten und Predigern einerseits und von dem gläubigen Volke andererseits auf die sogenannte gute Meinung ein so großes Gewicht gelegt wird. So wird auch, um wenig zu sagen, die Mahnung des Apostels, alles, auch das Geringsfügigste und anscheinend Gleichgiltige im Namen Jesu zu thun, weit begreiflicher.

23. Doch diese Sache muß auch noch von einer anderen Seite betrachtet werden. Wenn Dinge wie Essen, Trinken, Erholung nicht gleichgiltige Dinge, sondern Tugendwerke sein sollen, so kann dies doch nur dann zutreffen, wenn diese Werke erstlich wahrhaft menschliche Werke (*actus humani*) und dann nach allen Seiten hin wohlgeordnet sind. Dazu gehört nach den Grundsätzen der richtigen Sittenlehre und nach dem Zugeständnisse aller katholischen Theologen neben anderem, um nicht zu sagen vor allem, eine gute Absicht. Nun richten wir an die Dogmatiker der zweiten Gruppe die Frage: Welchen Zweck muß der Mensch beim Essen verfolgen oder welche Absicht muß er dabei haben, damit sein Essen ohne weiteres als Tugendwerk zu gelten hat? Genügt dazu die nächstgelegene Absicht oder der nächstgelegene Zweck, seine Kräfte zu stärken und zu erhalten, ohne jede Rücksicht auf höhere Zwecke und insbesondere ohne jede Rücksicht auf das höchste und letzte Ziel unseres Daseins, das in der Erfüllung des Willens Gottes und in der Erreichung der endlichen Glückseligkeit gelegen ist? — Es scheint uns unzulässig, ausschließlich beim nächstgelegenen Zwecke oder bei einer Absicht, die ausschließlich auf Irdisches gerichtet ist, stehen zu bleiben. Für eine derartige Anschauung dürfte man sich jedenfalls nicht auf den hl. Thomas berufen; denn dieser fußt bei Aufstellung der Lehre, daß es in der concreten Wirklichkeit keine sittlich gleichgiltigen Werke gibt, immer und überall auf der Voraussetzung, daß beim Menschen, der auf Tugend und Tugendwerke Anspruch erheben will, ein alles beherrschender Act der Gottesliebe an der Spitze seines ganzen Thuns und Wollens steht. Zudem klingt es nach unserem Dafürhalten für

das christliche Ohr befremdlich, wenn behauptet wird: Essen und Trinken ist unter der Voraussetzung, daß es mit gehöriger Mäßigung und zum naturgemäßen Zwecke der Selbsterhaltung geschieht, unfehlbar verdienstlich für die Ewigkeit. — Fordert man aber bei den fraglichen Werken, um wahrhaft als Tugendacte, die vor Gott verdienstlich sind, gelten zu können, eine gewisse Hinordnung auf Gott oder auf den letzten Zweck unseres Daseins; so sieht man sich wenigstens in Betreff der fraglichen Classe menschlicher Handlungen schließlich wieder auf die im allgemeinen bekämpfte Forderung einer Art guter Meinung zurückgeführt; und es bleibt nur noch die Frage zu erörtern: Wie muß die in diesem Sinne oder innerhalb dieser Grenzen erforderliche Meinung beschaffen sein. Darüber in Kürze folgendes.

24. Die beste oder edelste Meinung ist ohne Zweifel jene, die aus der Gottesliebe entspringt. Aber die oben entwickelten Grundprincipien vorausgesetzt, läßt es sich nicht erweisen, daß diese Meinung die einzige sei, wodurch anscheinend gleichgiltige oder anscheinend rein natürliche Werke auf irgend welche Weise, das ist im wahren und vollen (de condigno) oder in abgeschwächtem Sinne (de congruo), übernatürlich verdienstlich werden können. Dies ergibt sich aus folgenden Erwägungen. Wie schon oben gelegentlich betont wurde und allgemein zugegeben werden muß, kann beim Christen, solange er im Stande der Sünde sich befindet, von einer guten Meinung aus vollkommener Gottesliebe jedenfalls keine Rede sein. Auf der anderen Seite ist anerkanntermaßen auch der Sünder in der Lage, solche Werke zu verrichten, die einer abgeschwächten Verdienstlichkeit sich erfreuen. Nun fragen wir: Soll dem Sünder als solchem der Weg, seine täglichen Verrichtungen, zum Beispiel seine Arbeit, seine Erholung irgendwie zu heiligen und in seiner Weise (de congruo) verdienstlich zu machen, gänzlich abgeschnitten sein? Soll der Wille und die Absicht, durch seine Arbeit oder durch wohlgeordnete und auf Erhaltung seiner Kräfte abzielende Erholung Gottes Willen nachzukommen, nicht die Kraft besitzen, besagte Werke irgendwie zu heiligen? — Wir setzen bei: Ist dies richtig, so muß im Gerechtfertigten nach den oben ausgesprochenen Grundsätzen die ausdrückliche Absicht, Gottes Willen zu thun und dadurch den Himmel zu verdienen, die von der Gottesliebe wohl zu unterscheiden ist, für hinreichend erklärt werden, um Arbeit und Erholung im eigentlichen oder vollen Sinne des Wortes (de condigno) verdienstlich zu machen.

25. Was dann die untere Grenze betrifft, so ist im allgemeinen zu sagen: Die fragliche Meinung muß jedenfalls im wahren Sinne übernatürlich sein. Der Grund dieser Forderung liegt auf der Hand. Wir haben in unserer ganzen Abhandlung ausschließlich die übernatürliche Verdienstlichkeit im Auge. Dabei setzen wir als ausgemacht voraus, daß nur solchen Acten, die in wahren Sinne übernatürlich sind, übernatürliche Verdienstlichkeit zukommen kann. Somit wird auch nur eine in sich übernatürliche Meinung rücksichtlich

der übernatürlichen Verdienstlichkeit anderer Acte oder Werke von ausschlaggebender Bedeutung sein können. Man stellt hier fast naturgemäß die weitere Frage: In welchem Sinne muß die Meinung, von der wir reden, in sich übernatürlich sein; muß sich dieselbe namentlich nothwendig auf Glaubenserkenntnis stützen oder Glaubensmotive in sich aufnehmen? Diese Frage steht offenbar auf der gleichen Linie mit der allgemeiner gehaltenen Frage, in welchem Sinne unsere Werke, um heilskräftig zu erscheinen, übernatürlich sein müssen und ob insbesondere zu diesem Zwecke immer und allzeit förmliche Glaubenserkenntnis ins Mittel treten müsse. Diese Frage hat bekanntlich bei den Theologen bis jetzt eine einheitliche Lösung nicht gefunden. Hier ist, wie gelegentlich schon bemerkt wurde, nicht der Platz, diese schwierige und verwickelte Frage auch nur annähernd aufzurollen; und so sei der Leser auf die Erörterungen dieser Frage bei eingehenderen Dogmatikern verwiesen.¹⁾ — Wir betonen bezüglich dieses Punktes zum Schlusse nur noch eines. Nach der Lehre der Dogmatik ist die innere Gnade nicht bloß so im allgemeinen zum verdienstlichen Handeln, sondern geradezu zu jedem Heilsacte nothwendig. Man kommt also, wo es gilt, die Verdienstlichkeit der hier gemeinten Werke genügend zu erklären, mit einer näheren oder fernerer Beziehung derselben auf eine vorausgehende Meinung für sich allein nicht vollständig aus; sondern es muß jedenfalls auch das unmittelbare Einwirken der inneren Gnade und die damit von selbst gegebene innere Uebernatürlichkeit des entsprechenden Werkes mithergezogen werden. Bei dieser Sachlage ist es, um einen bereits oben ausgesprochenen Gedanken nochmals anzuziehen, recht nahe gelegen, das Eingreifen der inneren Gnade auf irgend welche Weise von der vorausgehenden Meinung abhängig sein zu lassen. So nimmt der Einfluß der guten Meinung auf den inneren Wert gewisser Werke eine greifbarere Gestalt an. Man kann diesen Einfluß mit Zug einen virtuellen Einfluß nennen und insbesondere auch mit Rücksicht auf diesen Einfluß den Satz aufstellen: Die actuelle gute Meinung ist zur Verdienstlichkeit solcher Werke nicht erfordert; die rein habituelle reicht nicht aus; somit muß man bei der virtuellen stehen bleiben.²⁾

¹⁾ Vgl. Heinrich-Gutberlet Dogm. Theol. VIII. S. 380 ff., 671 ff.; Egger, Enchir. theol. dogm. special. n. 345; Christ. Pesch, Prael. dogm. V. n. 66 seqq. n. 402 seqq.; Zeitschrift für katholische Theologie 1888 S. 262 ff., 419 ff.

— ²⁾ Lehmsfuß sagt: Ut constet de merito actuum, qui ex se seu sua natura supernaturales non sunt, subiiciatur motivum fides seu bona intentio, quam vocant, actionem ad Deum finemque supernaturalem referens (Theol. moral. I. n. 262). Jungmann schreibt: Requiritur, ut opus fiat ex motivo supernaturali i. e. ex motivo apprehenso per fidem . . . Attamen necessarium non est, ut motivum, quo proxime et immediate ad actionem incitatur, supernaturale sit. Sufficit enim motivum remotum et mediatum esse supernaturale, quatenus influat in proximum motivum, illi valorem nobiliorem tribuit et illud ad se refert tamquam ad finem extrinsecum. (De gratia n. 368 seq.) Dazu sei in Kürze ein zweifaches bemerkt. Erstens, daß zu jedem Tugendacte, der irgendwie auf übernatürliche Verdienstlichkeit Anspruch erheben will, ein

26. Endlich bleibt noch die Frage: Wie oft muß die gute Meinung erneuert werden, damit ihr der soeben gekennzeichnete Einfluß auf das ganze folgende Handeln des Christen, soweit es nicht sündhaft ist, gewahrt bleibt? Diese Frage läßt sich, wie so viele andere, kaum mit Bestimmtheit lösen. Der hl. Thomas schreibt allem Anscheine nach dem Acte der vollkommenen Gottesliebe diese Wirkung bis ins unbestimmte, das heißt für so lange zu, als besagte Liebe nicht durch eine schwere Sünde gleichsam ertödtet wird.¹⁾ Andere verlangen eine öftere Erneuerung der guten Meinung; und wer sich auf diesen Standpunkt stellt, wird sich schließlich genöthigt sehen, die Lösung der Frage mehr oder weniger unbestimmt zu lassen oder von einer die menschlichen Pflichten und Kräfte berücksichtigenden Schätzung abhängig zu machen.

Kirchengeschichtliche Abhandlungen und Untersuchungen.

Von Domcapitular Dr. Mathias Höhler in Limburg.

Unter diesem Titel hat Herr Professor Dr. Junk zu Tübingen im vorigen Jahre 23 Aufsätze kirchengeschichtlichen Inhaltes, welche er im Laufe der Jahre in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht hatte, zu einem stattlichen Bande von 516 Seiten vereinigt, bei Schöningh in Paderborn erscheinen lassen. Ein sehr dankenswerthes Unternehmen, dessen Studium des Interessanten gar viel bietet. Der Verfasser betrachtet das Werk als eine Ergänzung seiner Kirchengeschichte, deren knappe Anlage ihm nicht gestattete, einzelne Fragen innerkirchlicher Natur ausführlicher zu behandeln. Da die meisten der in dem neuen Werke zur Erörterung kommenden Themata vielfach controvertiert sind, so gestaltet sich die Darstellung großentheils polemisch und die Zahl der Autoren, mit welchen Junk sich auseinandersetzt, ist nicht gering; die Ausführungen werden daher auch wohl nicht wenige Replikern hervorrufen. Das ist indessen kein Nachtheil, und der Verfasser, welcher seine Sondermeinungen häufig mit sieges-

Glaubensmotiv erfordert sei, wird von bedeutenden Theologen bezweifelt; und die Gründe, die sie dabei leiten, sind keineswegs ganz unbedeutend. (Vgl. Heinrich-Gutberlet, Dogmatische Theologie VIII. S. 671 ff.; Basserini-Palmieri, Opus theol. tr. X. n. 48. 49.) Zweitens, solange man bei der guten Meinung, die dem Werke einen ganzen Tag oder eine volle Woche vorausgeht, allein stehen bleibt und nicht auch das gegenwärtige Eingreifen der wirklichen Gnade bei den einzelnen Werken selbst mit in Betracht zieht, dürfte es schwer sein, die übernatürliche Verdienstlichkeit, die nach allgemeiner Lehre von der inneren Uebereinstimmung des Werkes oder vom Eingreifen der Gnade abhängt, unanfechtbar zu vertheidigen.

¹⁾ Zu den schweren Sünden, wodurch der Einfluß des ersten Liebesactes oder der einmal gemachten guten Meinung aufgehoben wird, gehört nach dem hl. Thomas natürlich auch die schwer schuld bare Vernachlässigung der Pflicht, in entsprechenden Zwischenräumen, beispielsweise alle Monate oder wenigstens öfters im Jahre, neue Acte der Gottesliebe zu erwecken.

gewisser Bestimmtheit vorträgt, und in der Vorrede selbst erklärt: „wer es zu keiner Sondermeinung bringt, leistet auch nichts für den Fortschritt der Wissenschaft“, wird es den Vertretern der von ihm bekämpften Ansichten, zu denen ich in manchen Punkten gleichfalls gehöre, gewiss nicht verübeln, wenn sie seine Darlegungen sorgsam prüfen und je nachdem ebenso decidiert bestreiten. Die frische, fröhliche, natürlich von aller persönlichen Bitterkeit und Empfindlichkeit sich sorgsam fernhaltende Controverse in dubiis ist ja die fruchtbarste Mutter alles wissenschaftlichen Fortschrittes.

Was den allgemeinen Charakter der Aufsätze angeht, so wird jeder, der sie studiert, auch wenn er ihnen nicht überall zustimmt, doch anerkennen müssen, daß Junk mit eingehender Gründlichkeit das für und wider prüft; hier und da fühlt man wohl heraus, daß es sich um eine Lieblingsansicht des Verfassers handelt; aber im Großen und Ganzen herrscht namentlich in der zweiten Hälfte des Werkes eine wohlthuende Objectivität, die nur in dem Aufsatz über die altbritische Kirche den haltlosen Aufstellungen des bekannten Consistorialrathes Ebrard gegenüber einem schärferen aber sachlich vollkommen berechtigten Tone Platz macht.

Die Mehrzahl der Abhandlungen bewegt sich auf rein historischem Gebiete, auf welchem kein Dogma in Frage kommt; bei einzelnen indessen liegt die Sache anders, und da darf das dogmatische Kriterium nicht außeracht gelassen werden. Zu letzteren gehören Nr. 3 über die Berufung der oekumenischen Synoden des Alterthums, Nr. 4 über die päpstliche Bestätigung der acht ersten allgemeinen Synoden, Nr. 6 zur altchristlichen Bußdisciplin, Nr. 10 die Abendmahlselemente bei Justin, Nr. 14 der Canon 36 von Elvira, Nr. 19 zur Geschichte der altbritischen Kirche, Nr. 22 zur Bulle Unam sanctam und Nr. 23 Martin V. und das Concil von Constanz. Ich beschränke mich auf einige Bemerkungen über diese eben genannten Aufsätze, und beginne mit Nr. 4, weil ich über Nr. 3, sowie den zugehörigen Epilog später etwas mehr reden muß.

Es fragt sich hier, in welcher Weise die Zustimmung des Papstes zu den Beschlüssen eines allgemeinen Concils erfolgen müsse, damit dieselben bindende Kraft für die Gesamtkirche erlangen. Da ist nun zwischen Disciplinar-, sowie Glaubens- und Sittenangelegenheiten im engeren Sinne zu unterscheiden. Handelt es sich um bloße Disciplinarfragen, so können bei Concilien, auf welchen sich der Papst durch Legaten vertreten läßt, die bezüglichen Beschlüsse durch die Bestätigung der Legaten ohne weiteres allgemein verbindlich werden; denn seine oberste Jurisdictionsgewalt kann der Papst delegieren. Anders bei Glaubensdecreten. Hier ist ein doppelter Fall möglich. Entweder gibt der Papst seinen Legaten eine präformierte Entscheidung der Frage mit, welche er als oberster Lehrer der Kirche bereits getroffen hat, wie dies beispielsweise bei der 4. Synode in der dogmatischen Epistel Leos I. an den Patriarchen Flavian der Fall war,

und dann bedarf es, falls die Synode zustimmt, keiner weiteren päpstlichen Anerkennung ihres Decretes mehr. Allein in solchem Falle erhält die päpstliche Entscheidung durch die nachfolgende Zustimmung der Bischöfe keine größere verbindliche Kraft als sie vorher schon besaß; denn sie war bereits von Anfang an irreformabel und allgemein bindend. Hat aber der Papst nicht in solcher Weise vorgegriffen, sondern die Sache bei der Instruierung seiner Legaten in der Schwebe gelassen, so kann deren Zustimmung zu einem Beschlusse der Synode zu dessen Irreformabilität nichts beitragen, sondern es muß die Anerkennung oder Bestätigung des Papstes, gleichviel in welcher äußeren Form dies geschehen mag, noch hinzukommen; erst dann und dadurch wird sie allgemein verbindlich; denn die Unfehlbarkeit ist eine persönliche Prærogative des Papstes, welche er niemanden delegieren kann. Für denjenigen, der gleich mir als den einzig unfehlbaren Lehrer in der Christenheit den Papst ansieht, und in jedem Glaubensdecree einer oekumenischen Synode nur einen päpstlichen Entscheid in feierlicherer Form erblickt, ist das klar.

Verschieden aber liegt es für die Anhänger der andern Meinung, welche in der oekumenischen Synode ein zweites, wenn auch vom Papste nicht adäquat verschiedenes unfehlbares Glaubenstribunal erblicken, das wesentlich durch die Betheiligung des Gesamtepiscopates oder wenigstens eines großen Theiles desselben, einschließlich unter allen Umständen des päpstlichen Stuhles, constituirt werde. In dieser Hypothese, welche, soviel ich sehen kann, auch von Funk vertreten wird, bilden die päpstlichen Legaten als Repräsentanten der römischen Kirche das nothwendige Complement der Oekumenicität der Synode, welche damit ihre unfehlbare Autorität lediglich in sich selbst trägt, und dann allerdings keiner besonderen päpstlichen Bestätigung für ihre Glaubensdecree mehr bedarf. Ich halte, wie schon angedeutet, diese Ansicht für theologisch unrichtig, und habe die Gründe dafür in meinem Aufsatze vom vorigen Jahre dargelegt, allein eine kirchliche Entscheidung hierüber besteht noch nicht; sie kann also ebenfalls vertreten werden, und in dieser Hypothese lassen sich Funks Aufstellungen recht wohl hören, und erscheinen dogmatisch unverfänglich. Damit will ich indessen nicht gesagt haben, daß ich keine historische Beweisführung für durchwegs unanfechtbar halte.

Zu dem Aufsatze über die altchristliche Bußdisciplin möchte ich den Wunsch mir gestatten, daß der Verfasser bei der wohl hoffentlich bald nothwendig werdenden neuen Auflage des Werkes die verschiedenen Arten der Buße schärfer auseinanderhalten möge.

Das Sacrament der Buße, das heißt das Mittel, in welchem der Sünder durch die Schlüsselgewalt der Kirche Verzeihung seiner Schuld vor Gott erlangt, ist der Kirche durch ihren göttlichen Stifter zur Rettung ihrer Kinder übergeben worden, und es ist daher nicht möglich, daß dieselbe in ihrer Allgemeinheit — zeitweise rigoristische Irrthümer einzelner Kirchen und Bischöfe mit

Ausnahme der römischen kommen dabei nicht in Betracht — niemals einen reumüthigen Sünder, auch wenn er sich einer der drei Capitalsünden oder aller drei schuldig gemacht, von der sacramentalen Verzeihung und Gnade Gottes ausgeschlossen habe. Denn das würde einen Abfall der Kirche von der Lehre und den Geboten Christi involvieren, welcher mit den Verheißungen des Herrn schlechterdings unvereinbar ist. Anders aber verhält es sich mit der kirchlichen Buße, und mit der Zulassung zum Empfange der heiligen Eucharistie. Hierin mag zeitweise eine strengere oder allzustrenge Disciplin geherrscht haben, so daß den Capitalsündern die äußere Ausöhnung mit der Kirche auf Lebensdauer versagt blieb. Junk führt selbst für diesen Unterschied das Zeugnis des Papstes Innocenz I. an, gegen welches er indessen Bedenken erhebt. Er hätte aber auch noch ein früheres anführen können, nämlich den Can. XIII von Nicäa, welcher in der Uebersetzung Hefeles lautet: „In Betreff der Sterbenden soll die alte Kirchenregel (ὁ παλαιὸς καὶ κανονικὸς νόμος) auch jetzt beobachtet werden, daß, wenn Jemand dem Tode nahe ist, er der letzten und nothwendigsten Wegzehrung nicht beraubt werde. Bleibt er aber, nachdem man ihn aufgegeben und zur Gemeinschaft wieder zugelassen hat, am Leben, so soll er unter diejenigen gestellt werden, welche nur am Gebete theilnehmen dürfen. Ueberhaupt aber und in Betreff eines Jeden, der dem Sterben nahe die Eucharistie zu empfangen wünscht, soll sie der Bischof mit der gehörigen Prüfung ertheilen.

Ein jüngeres Zeugnis bietet ferner das Pontificalschreiben Gëlestins I. an die Bischöfe der Provinzen von Bienne und Narbonne (Harduin I, S. 1258 u. ff.), in welchem der Papst den Rigorismus Einzelner, welche den Sterbenden die Buße verweigerten, in den stärksten Ausdrücken verurtheilt: „Agnovimus enim“, heißt es da unter n. II, poenitentiam morientibus denegari, nec illorum desiderio annui, qui obitus sui tempore hoc animae suae cupiunt remedio subveniri. Horremus, fateor, tantae impietatis aliquem reperiri, ut de Dei pietate desperet: quasi non possit ad se quovis tempore concurrenti succurrere, et periclitantem sub onere peccatorum hominem, pondere quo se expediri desiderat, liberare. Quid hoc, rogo, aliud est, quam morienti mortem addere, ejusque animam sua crudelitate, ne absoluta esse possit, occidere? cum Deus ad subveniendum paratissimus, invitans ad poenitentiam sic promittat: „Peccator“, inquiens, quacumque die conversus fuerit, peccata ejus non imputabuntur ei.“ Et iterum: „Nolo mortem peccatoris, sed tantum convertatur et vivat.“ Salutem ergo homini adimit, quisquis mortis tempore speratam poenitentiam denegarit. Et desperat de clementia Dei, qui eum ad subveniendum morienti sufficere vel in momento posse non credidit. Perdidisset latro praemium in Cruce ad Christi dexteram pendens, si illum unius horae poenitentia non juvisset. Cum esset in poena poenituit. et per unius sermonis professionem habita-

culum paradisi Deo promittente promeruit. Vera ergo ad Deum conversio in ultimis positorum mente potius est aestimanda. quam tempore, propheta hoc taliter asserente: „Cum conversus ingemueris, tunc salvus eris.“ Cum ergo sit Dominus cordis inspector, quovis tempore non est deneganda poenitentia postulanti, cum ille se obliget iudici, cui occulta omnia noverit revelari.“

Ich habe die Stelle ganz wiedergegeben, weil sie zeigt, wie der große Papst den Rigorismus, gegen welchen er sich erhebt, vom dogmatischen Standpunkte beurtheilt. Dafs eine Disciplin dieser Art auch nur eine zeitlang allgemein in der Kirche, oder auch nur in der römischen geherrscht haben könne, ist nicht möglich. Wenn ich Junks Deductionen recht verstehe, gibt er auch zu, dafs eine Verweigerung der sacramentalen Sündennachlassung auf dem Todbette nur hier und da praktisch vorgekommen sei; ich hätte nur, wie schon bemerkt, eine schärfere Auseinanderhaltung der einzelnen Arten von Buße gewünscht; die Untersuchung würde dadurch an Klarheit gewonnen haben.

Was den Canon 36 von Elvira angeht, so stimme ich Junk bei, dafs demselben, wie er liegt, durch die verschiedenen aufgezählten Erklärungen nicht beizukommen ist. So bestimmt aber auch der Wortlaut ist, man fragt sich immer, wie die Synode den Canon aufstellen konnte, namentlich da der zweite Theil doch nur schwer mit dem ersten zusammenstimmt. „In der Kirche sollen keine Bilder sein, — damit das, was verehrt und angebetet wird, nicht auf die Wände gemalt werde“: ein logischer Zusammenhang zwischen den beiden Satzgliedern ist kaum herzustellen, wenn man nicht annehmen will, das generelle Verbot des ersten Theiles habe jedem Versuche einer Darstellung Gottes und seiner Heiligen zc. von vornherein vorbeugen sollen. Aber man fragt sich da doch unwillkürlich, welche andere Bilder, außer denen Gottes, der heiligen Sacramente zc. und der Heiligen denn in einer Kirche noch hätten vorkommen können. Sollte man etwa, zwar nicht mit Baronius eine Fälschung, da dieselbe sehr ungeschickt wäre, aber doch eine Corruption der Stelle annehmen, und deshalb lesen müssen: *Placuit picturas in ecclesiis esse non debere, ne, quod in parietibus depingitur, colatur et adoretur.* Die Absicht wäre dann, eine übertriebene widerchristliche Verehrung der Bilder zu verhüten; und zu einem solchen rein disciplinären Verbote hätte die Synode in der vorausgegangenen Zeit der Verfolgung Anlaß gefunden haben können.

Bezüglich der Bedeutung des instituere in dem Satze der Bulle *Unam Sanctam*: „*Nam veritate testante spiritualis potestas terrenam potestatem instituere habet et iudicare, si bona non fuerit,*“ stimme ich Junk bei, dafs der Context nicht wohl verträgt, dieselbe mit unterweisen, befehlen zc. wiederzugeben. Ich glaube aber, dafs die andere hier zutreffende Bedeutung von einsetzen durch den

Zusammenhang und namentlich auch durch die Hinweglassung der Worte Hugo's von St. Victor *ut sit*, und des letzten Theiles der Stelle bei Jeremias eine wesentlich mildere Bedeutung erhalten. Die vorausgehenden Worte *ex ipsius potestatis acceptione* deuten m. E. auf die Stellen 1 Petr. 2: 13 uß. und Röm. 13: 1 u. 4 hin, in welchen die weltliche Gewalt als von Gott zur Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen gegeben, dargestellt ist. Der Sinn ist also: die weltliche Gewalt dient gemäß ihrem Ursprunge von Gott der Erhaltung der sittlichen Ordnung, deren erste Hüterin die geistliche Gewalt ist. Von dieser erhält jene also die religiöse Weihe, die Einsetzung in die ihr von Gott zugewiesene religiöse Sphäre, so daß sie keine usurpatorische, tyrannische mehr ist, sondern eine wohlgeordnete, dem Willen Gottes entsprechende. Die Kirche hat also die weltliche Gewalt nicht schlechthin einzusetzen (*ut sit*), und sie richtet sie nicht, um sie eventuell abzusetzen, sondern um ihr ihre Pflichten vorzuhalten und ihr gegebenen Falles die religiöse Weihe zu entziehen und sie für eine gottentfremdete, usurpatorische, tyrannische zu erklären. Die Absetzungsbefugnis konnte dem Papstthum hinsichtlich der Fürsten wohl durch das christliche Völkerrecht übertragen werden; sie steht ihm aber seiner Natur nach nicht zu. Denn alle Gewalt ist nur von Gott und auch einer schlechten Obrigkeit muß Gehorsam geleistet werden. (1 Petr. 2: 18.) Daß das Wort *instituere* nicht von einer wirklichen Einsetzung verstanden sein konnte, geht auch schon aus dem Zusammenhang der beiden Hauptsätze hervor. Der Erste behauptet einfach den Vorzug der geistlichen vor der weltlichen Gewalt (*spiritualem autem et dignitate et nobilitate terrenam quamlibet praecellere potestatem*) und deduciert dies zunächst aus dem höheren Rang der geistlichen vor den weltlichen Dingen; dann verweist die Bulle auf die Abgabe, Segnung und Heiligung der Zehnten, auf die feierliche Uebernahme der Fürstengewalt (unter Segnung und Salbung seitens der Kirche) und auf die Leitung der Dinge selbst; *ex ipsarum rerum gubernatione claris oculis intuemur*; *nam veritate testante spiritalis potestas terrenam potestatem instituere habet etc.*: die Bulle verweist also hier auf eine Einsetzung der weltlichen Gewalt durch die geistliche, welche man mit klaren Augen sehe; also auf offenkundige Thatfachen dieser Art in jener Zeit. Wo waren aber solche damals vorhanden, wo wurden weltliche Fürsten durch die Kirche im strengen Sinne eingesetzt? Es wäre doch arg gewesen, wenn Bonifaz VIII sich zu einer Zeit, in welcher das Papstthum mit der weltlichen Gewalt sozusagen um seine Existenz ringen mußte, vermessen hätte, zu sagen: wir sehen mit klaren Augen, wie die Kirche die weltlichen Fürsten ein- und absetzt. Wie lagen denn die thatsächlichen Verhältnisse? In Deutschland Adolf von Nassau und Albrecht I., in Frankreich Philipp der Schöne, in England Eduard I., in Portugal Dionysius der Große, in Castilien Ferdinand IV., in Dänemark Erich VI., in Ungarn Andreas III.,

in Polen die Thronwirren nach dem Tode Leszek VI. († 1289), in Schweden Birger II., in Konstantinopel Andronikus II.: wo, von welchem Reiche hätte der Papst sagen können, daß die geistliche Gewalt die weltliche eingesetzt? Die meisten der Fürsten nahmen entweder keine Notiz von ihm oder lagen mit ihm im Streite. Nur in einem Lande war der Papst noch anerkannter Lehensherr, in Unteritalien; aber dies Verhältniß, das zudem eine Art blutende Wunde des Papstthums bildete, konnte Bonifaz doch nicht zum Untergrund einer so allgemeinen Behauptung machen. Wohl aber paßte die überall übliche Krönung und Salbung der Könige und Fürsten durch die Bischöfe ganz und gar zum Beweis für die behauptete Superiorität der geistlichen Gewalt über die weltliche, und ebenso das allgemein anerkannte Excommunicationsrecht der kirchlichen Autorität. Der Excommunication aber gieng ein wahrhaftes Gericht über den zu Excommunicirenden voraus; wie auch bei Thronstreitigkeiten gar häufig das Urtheil des apostolischen Stuhles über die Legitimität der streitenden Interessen angerufen wurde. Man kann also mit Fug und Recht wohl die Uebersetzung des Wortes instituere in der Bulle mit unterweisen ablehnen, ohne dasselbe mit einsetzen im strengen Sinne wiederzugeben. Nimmt man es aber in der von mir proponierten Bedeutung, dann wird klar, daß die Worte der Victor'schen Schrift ut sit, und der letzte Theil der Stelle des Propheten keine Anwendung litten und deshalb in Wegfall kommen mußten. Es erhellt aber auch ferner, daß der Papst sich keine die Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt aufhebende Jurisdiction über sie beilegte. Die behauptete Superiorität bewegt sich dann lediglich auf dem geistlichen Gebiete; die geistliche Gewalt steht über der weltlichen sowohl wegen ihres Objectes, welches in erster Linie die geistlichen Interessen der unsterblichen Menschenseelen sind, als wegen ihres Zieles, das ewige Heil der Seelen; sie ist die Richterin über die Moralität der Handlungen ihrer Angehörigen, sie entsündigt und heiligt dieselben, sie hat vom Stifter der Kirche die universale Binde- und Lösegewalt, die sich im Papste als ihrem obersten Inhaber concentrirt. Und da die Wahrheit und Gnade Christi für alle Menschen bestimmt sind, und den Aposteln der Auftrag geworden, alle Völker zu lehren und zu taufen und zum Gehorsam gegen seine Gebote anzuhalten, so folgt mit logischer Nothwendigkeit aus diesen Prämissen der Schlusssatz der Bulle: „Porro subesse Romano Pontifici omni humanae creaturae declaramus, dicimus et diffinimus omnino esse de necessitate salutis“. Der Kirche Christi angehören, und der Jurisdiction des Papstes unterstehen, kommen auf eins hinaus. Daß das Erste de necessitate salutis ist, ist gewiß; also auch das andere. Wie es aber bezüglich der Zugehörigkeit zur Kirche verschiedene Grade gibt, so auch bezüglich der Unterordnung unter ihr sichtbares Oberhaupt. Und ebenjowenig wie die Nothwendigkeit des Ersteren die Ruhe der politischen Weltordnung beeinträchtigt, ebenjowenig thut dies auch die darauf beruhende

Nothwendigkeit des Letzteren. Man braucht also nur die kirchliche Lehre genau darzulegen, dann schwindet jede Schwierigkeit.

Die letzte Abhandlung des Werkes beschäftigt sich nochmals mit der Berufung der oekumenischen Synoden des Alterthums und zwar im speciellen Anschlusse an den Aufsatz, welchen ich im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift (Heft II) über dieses Thema veröffentlicht habe. Es sei mir daher gestattet, hier einige weitere Bemerkungen beizufügen, die, wenn sie auch an dem Endergebnis unserer Controverse nichts ändern können und sollen, doch zur besseren Klarstellung des Fragepunktes dienen werden. Aus dem Epilog des Herrn Verfassers und einer Besprechung seines Werkes im 120. Band der historischen politischen Blätter vom vorigen Jahre ersehe ich nämlich, daß mein Aufsatz theilweise von ihm mißverstanden worden ist.

Herr Professor Funk sagt zu Anfang, daß ich im ersten Theile meines Aufsatzes mehr oder weniger Partei für die Männer ergriffen habe, welche seine Auffassung bekämpften. Ich muß hier unterscheiden. Des Verfassers Auffassung betreffs des kaiserlichen Berufungsrechtes, wie sie jetzt von ihm klar dargelegt ist, theile ich, und würde sie auch gegen jene Männer vertreten, wenn das nothwendig werden sollte. Allein gegen diese Auffassung hatte weder Scheeben noch Schmid Einsprache erhoben, und es konnte dies auch keiner von ihnen thun, weil Funk sie noch gar nicht ausgesprochen hatte, wenn auch in seinen Ausführungen im Jahrbuch die Grundelemente dafür vorlagen.

Funk vertrat von Anfang an ein angeblich allseits auch von den Päpsten nicht beanstandetes Recht der Kaiser, oekumenische Concilien zu berufen. Jetzt aber erklärt er sich mit der Modification dieses Satzes dahin einverstanden, die Kaiser hätten ein auch von den Päpsten anerkanntes Recht besessen, allgemeine Reichssynoden zu berufen, welche dann durch die Sanction des Papstes, gleichviel in welcher Form dieselbe erfolgte, den Charakter der Oekumenicität erlangten. Der Unterschied zwischen diesen beiden Sätzen liegt auf der Hand. Der letztere ist dogmatisch unversäglich; der erstere aber nicht, weil er doppelstinnig ist. In sensu composito ist er falsch; in sensu diviso aber, in welchen er auf den zweiten hinauskommt, ist er, gleich diesem, annehmbar. Scheeben wie Schmid aber nahmen und bekämpften ihn im ersten Sinne; und ebenso P. Blöcher; und dieser, wie auch Scheeben konnten und mußten dies, weil das berichtigende Element des an sich bloß reichssynodalen Charakters jener Synoden von Funk erst in dem Jahrbuch-Aufsatz von 1892 in die Debatte eingeführt worden war, welchen Aufsatz beide nicht vor sich hatten.

Professor Schmid hatte allerdings diesen Aufsatz vor Augen; allein auch ihm kann man aus seiner Opposition keinen Vorwurf machen, weil Funk's Ausdrucksweise, wie ich im ersten Absätze meiner Abhandlung nachgewiesen, auch anderer Auslegung fähig blieb, zumal

er die schroffen Ausdrücke im Kirchenlexikon und in der Tübinger Quartalschrift nirgends zurückgenommen hatte. Und wenn ich speciell Herrn Schmid noch gegen den Vorwurf Funks vertheidigte, seine Arbeit imputiere ihm fälschlich eine Bestreitung des päpstlichen Berufungsrechtes, so habe ich in meinem Aufsatze durch wörtliche Anführung der betreffenden Stellen aus Funks Aufsätzen zur Genüge gezeigt, daß Dr. Schmid diesen Vorwurf thatsächlich nicht verdiene.

Eine andere Frage ist dann die, ob sich historisch gar keine Betheiligung der römischen Päpste an der Berufung dieser allgemeinen Reichssynoden nachweisen lasse, beziehungsweise ob die römischen Kaiser dabei wirklich ganz und gar selbstherrlich vorangegangen seien. Wenn die in Betracht kommenden Synoden ihrer Berufung nach bloße Reichssynoden waren, so hat die Beantwortung dieser zweiten Frage zwar, wie Funk ganz richtig bemerkt, keine dringliche, höhere (dogmatische) Bedeutung mehr; historisch aber bleibt sie auch dann noch interessant genug, zumal dabei die Methodik der geschichtlichen Beweisführung mit zur Erörterung kommt. Funk verneint die Frage; mir dagegen erscheinen die Gründe, welche er dagegen vorbringt, nicht immer stichhaltig; ich erachte vielmehr eine solche Betheiligung der Päpste wenigstens bei der einen oder anderen Synode nach den vorliegenden Acten für thatsächlich, und habe beides in meinem Aufsatze nachzuweisen gesucht, bin aber dabei von Funk theilweise mißverstanden worden.

Was zunächst den Rufin'schen Bericht über die Synode von Nicäa angeht, so wollte ich daraus keinen directen Beweis für die Antheilnahme des Papstes an ihrer Berufung herleiten, ich habe vielmehr nur Einwendungen gegen die Richtigkeit der Schlußfolgerungen erhoben, welche Funk aus den Worten *ex sacerdotum sententia* gezogen hat, und hinzugefügt, daß es mir mit Rücksicht auf das Zeugnis der sechsten Synode nicht unhistorisch vorkomme, wenn man Sylvester unter die sacerdotes subsummiere und dann das Wort *sententia* betreffs seiner Betheiligung in einem anderen Sinne nehme als für die eventuelle Antheilnahme anderer Bischöfe an der Berufung der Synode. Dabei habe ich an einem Beispiele gezeigt, wie das Wort *sententia* ganz wohl in einem und demselben Satze je nach den Subjecten, auf die es sich bezieht, eine verschiedene rechtliche Bedeutung haben könne und müsse. Ich meine, die Regeln, welche ich bezüglich der Interpretation solcher Ausdrücke gegeben, seien so ziemlich allgemein anerkannt. Meine Ausführungen in dieser Sache setzen also den Beweis Funks für seine Ansicht nur ein non liquet entgegen, ohne positiv das Gegentheil darthun zu wollen.

Ähnliches gilt von dem, was ich bezüglich der Funk'schen Verwerfung des Zeugnisses der sechsten Synode in ihrem λόγος προσηγορικὸς bemerkt habe. Meine Einwendung gegen die Logik seiner Schlußfolgerung: auch wenn das Zeugnis richtig sei, beweise es nichts

für eine Anerkennung des päpstlichen Convocationsrechtes im Alterthum; wird ignoriert; mein Argument für die Richtigkeit desselben aus dem Zutreffen der Aeußerungen des λόγος προσφωνητικός bezüglich der anderen oekumenischen Synoden aber mit Gründen zurückgewiesen, die ich nicht anzuerkennen vermag. Meine Ausführungen liefen auf Folgendes hinaus:

Die Väter der sechsten Synode standen der Zeit der ersten nahe genug und hatten sicher auch Geschichtsquellen zur Verfügung, um über den Fragepunkt orientiert sein zu können; es lag ferner für sie durchaus kein Grund vor, aus menschlichen Rücksichten dem wirklichen Sachverhalt zuwider für die päpstliche Mitberufung Zeugnis ablegen zu wollen; im Gegentheil, sie hätten eher Grund gehabt, eine päpstliche Bethheiligung an der ersten Synode in Abrede zu stellen. Des weiteren zeigen ihre Bemerkungen über die Vorgänge bei den anderen Synoden, daß sie überhaupt historisch gut orientiert waren. Wenn aber Zeugen, welche eine Thatfache wissen können, sich in anderen homogenen Fragen auch wirklich gut orientiert erweisen und keine Nebengründe haben, den Vorgang, so wie sie thun, darzustellen, sondern durch die Verhältnisse eher zum Gegentheil hätten verleitet werden können; wenn solche Zeugen, sage ich, eine Thatfache behaupten, so lehrt die besonnene Kritik, ihr Zeugnis als wahrheitsgemäß anzunehmen. Gegen diese Beweisführung läßt sich mit Erfolg nur in der Weise aufkommen, daß man das Zeugnis der Väter der sechsten Synode auch bezüglich anderer Punkte als unglaubwürdig darthut. Diesen von Funk versuchten Beweis kann ich aber auch nach seinen Ausführungen im Epilog immer noch nicht als erbracht ansehen.

Im besonderen kann ich der Art, wie Funke Seite 503 des Epilogs argumentiert, nicht zustimmen. Er sagt, wenn man die Verschiedenheit beachte, wie die Synode in dem λόγος προσφωνητικός von den einzelnen Synoden rede, so beweiße das nur, daß sie „entfernt nicht daran dachte, über die Art der Berufung ihrer Vorgängerinnen einen Aufschluß zu geben“, und insoferne bestätige dies nur das abschprechende Urtheil, welches er über das Schriftstück gefällt. Mir scheint aber im Gegentheil gerade diese, ich möchte sagen Absichtslosigkeit des Zeugnisses für seine Wahrheit sehr stark ins Gewicht zu fallen; denn dieselbe läßt sich, wenigstens ungezwungen nur dadurch erklären, daß die ganze Versammlung die Antheilnahme des Papstes an der Berufung für eine notorische Thatfache ansah. Was sodann die dem Nektarius zugeschriebene Berufung der zweiten allgemeinen Synode angeht, so hatte ich in meinem Aufsatze bemerkt, derselbe könne gemeinsam mit dem hl. Gregor vom Kaiser mit der Leitung der Vorbereitungen zur Synode betraut gewesen sein; die Ansicht aber, Nektarius sei dazumal noch nicht einmal Cleriker gewesen, stehe nicht unumstößlich fest. Funk bemerkt hiergegen, zu einem Zweifel sei kein Grund vorhanden und ein solcher bis auf mich

auch nicht erhoben worden. Der Grund zum Zweifel liegt aber für mich in der Legendenhaftigkeit der ganzen Erzählung über die Erhebung des Nektarius auf den Stuhl von Constantinopel, der sonderbaren Stimmzettelabgabe, wie Sozomenus sie beschreibt, während er nach Socrates vom Volke erwählt wurde 2c. Ein Mann, der wie Nektarius eine so hohe amtliche Stellung bekleidet, die ihn mit dem Hofe, wie mit den kirchlichen Kreisen nothwendig in häufige Berührung bringen mußte, konnte nicht so unbekannt sein, daß man nicht einmal wußte, er sei noch Katechumene, und die ganze Bischofsversammlung noch absolut nichts von ihm erfahren, wie Sozomenus berichtet. Dazu kommt, daß zwischen Gregor und Nektarius offenbar freundschaftliche Beziehungen bestanden und daher nicht anzunehmen ist, der letztere habe vor seiner Erhebung zu den arianischen Parteien gehört; wenn er aber demgemäß als Katholik in der Anastasia verkehrte, so ist es ganz undenkbar, daß man in der kleinen katholischen Gemeinde Gregors noch nicht erfahren, daß er noch nicht getauft sei. Endlich ist zu beachten, daß die amtliche Stellung des Nektarius es ganz naturgemäß mit sich bringen mußte, daß ihm die Vorbereitungen zur Abhaltung der Synode übertragen wurden. Ferner bemerkt Funk, meine Erklärung gehe über die bedeutsame und historisch gesicherte Stellung des Nektarius auf der Synode hinweg und nehme zu einer Thätigkeit vor der Synode ihre Zuflucht, die hinter jene an Bedeutung weit zurück trete und die lediglich auf Vermuthung beruhe. Allein hier wird übersehen, daß die sechste Synode dem Nektarius und dem hl. Gregor nicht bloß die Berufung der zweiten, sondern auch die Reprobation des Macedonius und Erweiterung des nicänischen Symbolums zuschreibt. Das letztere thaten sie als Vorsitzende der Synode und für diese war damit allein schon Grund genug zu ihrer Erwähnung gegeben; wenn also die Väter ihnen überdies auch noch die Berufung der Versammlung zuschrieben, so mußten sie dafür ihre triftigen Gründe haben. Die Gegnargumentation Funks entbehrt also der Unterlage.

Ebenso wenig haltbar erweist sich, was er bezüglich der fünften Synode sagt, denn der Plan, eine allgemeine Synode zur Erledigung des Dreicapitelsstreites zu veranstalten, wurde bereits 550 von Papst und Kaiser gemeinsam gefaßt und die Zurückziehung des Judicatumus seitens des ersteren war ja gerade eine Folge dieser Uebereinkunft; auch zwei Jahre später noch erklärte sich Virgilius wiederholt mit der Abhaltung einer oekumenischen Synode, die unter seinem Vor-sitze tagen solle, einverstanden. Ueber den Plan, die Wirren auf diesem Wege heizulegen, herrschte also kein Dissens; ein solcher entstand erst, als der Kaiser aus leicht erklärbaren Gründen auf die Vorschläge des Papstes bezüglich des Ortes, wo sie stattfinden sollte und der Art ihrer Zusammenkunft nicht eingieng: die Worte des λόγος πορροφωνητικός: „Ὅτιο γοῦν μετὰ ταῦτα Βιργίλιος Ἰουστινιανῷ τῷ πατριεὶ συνεπεφώνησε“, sind demnach durchaus richtig; und wenn

es dann auf einmal mit etwas befremdender Wendung weiter heißt: „καὶ τὸ τῆς πέμπτης συνόδου συνέδριον“, so kann ich meinerseits darin nur eine sehr vorsichtige Ausdrucksweise der sechsten Synode erkennen, mit welcher sie dem nachträglichen Widerstreben des Papstes und damit dem thatsächlichen Verlauf der Dinge Rechnung trug. Vorstehendes möge zur Erklärung meiner Anschauungen über diesen Theil des Epilogs genügen. Auch die wenigen weiteren Ausführungen Funk's bezüglich anderer Theile meines Aufsatzes kann ich nicht für zutreffend erachten; ich verweise auf die betreffenden Stellen im II. Heft des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift, die klar genug sind. Auf eine weitere Polemik in der Frage kann ich umso leichter verzichten, als ich mich, wie schon oben bemerkt, in der Hauptsache, worauf es mir vor allem ankam, in der dogmatischen Frage nämlich, mit Herrn Professor Funk nunmehr eins weiß. Nur eine allgemeine Bemerkung über den Zweck meines Aufsatzes sei mir noch gestattet. Ich hatte durchaus nicht die Absicht, den Beweis zu liefern, daß die Päpste die Synoden des Alterthums im strengen Sinne des Wortes direct miteinberufen hätten; sondern ich wollte nur entgegen der Funk'schen Aufstellung, daß die Kaiser allein mit Ausschluss jeglicher wie immer gearteten Mitwirkung der Päpste, kraft eigenen souveränen Rechtes die oekumenischen Synoden berufen, zeigen, daß die Geschichte nicht wenige und nicht unwichtige Anhaltspunkte dafür bietet, daß Hefele recht hat, wenn er sagt, wie sich eine gewisse Betheiligung der Päpste an ihrer Berufung, die in den einzelnen Fällen bald mehr bald minder deutlich hervortrete, historisch nachweisen lasse. Gegenüber dem Funk'schen hierin durchaus ablehnenden Standpunkte bedarf es zur Widerlegung nicht des positiven Beweises, daß die vorliegenden Zeugnisse im Sinne einer positiven Mitwirkung der Päpste ausgelegt werden müssen, sondern nur, daß sie ungezwungen auch so ausgelegt werden können. Und das glaube ich bezüglich der Synoden des Alterthums in meinem Aufsatze gezeigt zu haben. Die Contradictoria von „A kann nicht B sein“, ist nicht: „A ist B“, oder „A muß B sein, sondern „A kann B sein“. Wer also wie der Verfasser der freundlichen Kritik meiner Abhandlung in den „Stimmen von Maria Laach“ die Reichssynodentheorie, wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf, nicht acceptieren will, der kann mit jenem Nachweise sich zufrieden geben; dem Dogma von der Primatialgewalt des Papstes ist damit genügend Rechnung getragen. Wer aber die Auffassung acceptiert, daß die ersten acht allgemeinen Synoden ihrer Berufung nach lediglich Reichssynoden gewesen und erst durch den Beitritt, resp. die Bestätigung der Päpste die Autorität oekumenischer Synoden erlangt haben, der kann über die Frage der Betheiligung der Päpste an ihrer Berufung als eine vom dogmatischen Standpunkte aus belanglose, hinweggehen. Dann gilt von dieser speciellen Frage das Wort: unusquisque abundet in sensu suo.

Funk meint in seinem Epilog (S. 501), ich sei zu sehr Dogmatiker und zu wenig Historiker, um seinen geschichtlichen Ausführungen völlig gerecht zu werden. Nicht doch; ich habe in meinen Untersuchungen selbst mich streng auf dem Boden der Geschichte zu halten gesucht und neben manchen geschichtlichen Momenten, die Funk unbeachtet gelassen, hauptsächlich die Schlussfolgerungen ins Auge gefasst, welche er aus den geschichtlichen Zeugnissen gezogen. Dabei stehen wir aber nicht auf dem Boden der Dogmatik, sondern lediglich auf dem der Logik und historischen Kritik. Das dogmatische Kriterium ist in dieser Frage, wie in den meisten andern ähnlicher Art, nur ein negatives; es darf aber nicht außeracht gelassen werden, weil man sich sonst der Gefahr aussetzt, fehlzugehen. In der vorliegenden Frage hat es thatsächlich dahin geführt, daß die anfangs von Funk vertretene Ansicht mit seiner Zustimmung nunmehr so modificiert ist, daß sie historisch wie dogmatisch correct erscheint, und der Tübinger Gelehrte sich seiner Studien und Erfolge in dieser Richtung freuen kann, ohne ferner den Vorwurf dogmatischer Incorrectheit besorgen zu müssen. Mit diesem Ergebnisse der langjährigen Controverse können wir, denke ich, allseitig zufrieden sein. Dogmatische Gründlichkeit und Umsicht ist zu einem objectiv richtigen und subjectiv unbefangenen Studium der Kirchengeschichte absolut nothwendig. Und ich muß ehrlich gestehen, daß ich sehr wünsche, man möge in den Kreisen unserer Kirchenhistoriker das dogmatische Element mehr als seither geschehen, beachten. Die Gründe dafür habe ich in meiner Schrift: „Das dogmatische Kriterium der Kirchengeschichte“¹⁾ genügend auseinandergesetzt, und es will mir scheinen, als ob die Gefahr eines Rückfalles in Bestrebungen, die schon viel Unheil bei uns angerichtet haben, recht nahe gerückt sei.

Die Naturwissenschaften im Dienste der Theologie.²⁾

Von Dr. Ed. Ketz, Pfarrer in Nastätten (Nassau).

(Zweiter Artikel. Schluß.)

II. Es erübrigt nun noch, daß wir uns darüber möglichst klar zu werden suchen, in welchem Umfange wir in den Naturwissenschaften bewandert sein müssen, um unseren oben geschilderten Aufgaben nach allen Seiten hin gerecht werden zu können; denn daß die meisten Priester eigentliche Naturforscher im strengen Sinne des Wortes nicht zu sein brauchen, ja daß wir in Anbetracht unserer speciellen Berufspflichten einerseits, und des fast unermesslichen Gebietes der Naturkunde andererseits, auf letzterem immer nur Dilettanten sein können, versteht sich von selbst. Wir werden uns deshalb auf das Nothwendige beschränken und unsere naturgeschichtlichen

¹⁾ Kirchheim, Mainz 1893.

²⁾ Vergl. Quartalschrift Jahrg. 1893, S. 536.

Studien unseren sonstigen Pflichten und Aufgaben anpassen und unterordnen müssen. Wie in unserem ganzen priesterlichen Thun das „*Omnia ad maiorem Dei gloriam*“ unser Wahlpruch sein soll, so muß er uns auch hinsichtlich des Zweckes und der Wahl des Stoffes für unsere Studien zum Leitstern dienen. Halten wir aber in der angedeuteten Weise Maß und Ziel, so ist es keine Frage, daß wir trotz unserer seelsorgerlichen Arbeiten und anderweitigen wissenschaftlichen Beschäftigungen auch noch Zeit haben werden, uns in der Naturkunde berufsmäßig zu orientieren und die Fortschritte und Resultate der Naturforschung zu verfolgen. Die Aufgabe ist übrigens weniger schwer, als sie manchem auf den ersten Blick erscheinen mag. Der größeren Ordnung und besseren Uebersicht halber wollen wir zuerst die allgemeinen und zuletzt die einzelnen Gesichtspunkte ins Auge fassen, von welchen aus wir auf dem immensen Gebiete der Naturkunde am schnellsten und sichersten den benötigten Ueberblick und das erforderliche positive Wissen gewinnen können.

§ 1. Zum Verständnisse der Natur und ihrer vielseitigen Erscheinungen, zur richtigen Würdigung und Beurtheilung der Naturforschung und ihrer Resultate, zur Kritik der letzteren und der aus denselben seitens der bibelscheuen Naturforscher gezogenen Schlussfolgerungen, mit anderen Worten, zur Unterscheidung des Wahren und Falschen, der wirklichen Thatfachen von den Hypothesen, leistet, wie überall, so auch hier, nichts größere Dienste als die — Logik. Die ausgedehntesten naturwissenschaftlichen Kenntnisse vermögen den Mangel eines scharf logischen Denkens nicht zu ersetzen, Beweis dafür sind die vielen auf den einzelnen Gebieten der Naturkunde sehr erfahrenen, ja bewunderten Gelehrten, welche aber trotz ihres großen Erfahrungswissens zu Schlüssen kommen, welche allen Regeln der Logik geradezu hohnsprechen. Auf keinem Gebiete menschlichen Wissens und menschlicher Forschung gibt es so viele „wenn“ und „aber“ wie auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, nirgend sonst begegnet man soviel dreisten Behauptungen, *circulus vitiosus*, falschen Prämissen und Trugschlüssen, wie eben auf diesem Gebiete. Die beliebteste Taschenspielerkunst ist diese, daß man zuerst Hypothesen aufstellt und sich nachher auf dieselben als auf feststehende Thatfachen beruft und daraus Schlüsse zieht. Der Grundsatz: „*ab actu ad posse valet consecutio*“ wird umgekehrt, und man schließt *a posse ad esse*. In dieser Beziehung sagt selbst ein bedeutender Naturforscher, Prof. Dr. Pfaff, in der Vorrede zu seiner Schöpfungsgeschichte: „Statt wie früher seine Schlüsse streng aus den Thatfachen zu ziehen und nach diesen, nämlich den Thatfachen, die Theorien zu construieren, geht man jetzt mit einer fertigen Theorie an die Thatfachen, deutet und modelt diese nach jenen, ignoriert sie wenn nöthig, oder vertröstet sich damit, daß jene von der Theorie geforderten aber bislang noch nicht gefundenen Thatfachen künftig noch

einmal gefunden werden“. Wenn selbst Naturforscher von Fach sich so äußern, wird man gewiß sehr gut thun, die Schlüsse der Naturforscher mit einigem Mißtrauen zu betrachten. Einige Beispiele mögen das Gesagte bestätigen und illustrieren. Es ist bekannt, daß der Niagara-fall gegenwärtig jährlich um etwa $\frac{1}{3}$ Meter zurückgeht, folglich, so behaupten die Geologen, hat der Fall 36.000 Jahre gebraucht, um sich seine 12.000 Meter lange Schlucht auszuwählen. Ja, antwortet der gesunde Menschenverstand, wenn der Fall und alle begleitenden Umstände allzeit dieselben gewesen wären, wie sie heute sind, wenn namentlich infolge größerer Wassermassen, außerordentlicher Naturereignisse, die Erosion früher keine energischere war als heute, was aber nicht nur sehr wohl möglich, sondern sogar sehr wahrscheinlich ist, müchtet ihr Forscher Recht haben, so aber beweist der heutige Rückgang hinsichtlich des früheren gar nichts. Dr. Schleiden berechnet in seinem Werkchen „Das Alter des Menschengeschlechtes“, daß zur Bildung des Mississippi-Deltas ein Zeitraum von mindestens 258.000 Jahren erforderlich gewesen ist, und daß die Menschenknochen, welche man darin in einer beträchtlichen Tiefe gefunden hat, ein Alter von mindestens 57.000 Jahren beanspruchen dürfen folglich sind die Angaben der Bibel über das Alter des Menschengeschlechtes falsch! Ja, antwortet auch hier wieder die gesunde Logik, wenn das Mississippi-Delta sich genau so gebildet hätte, wie die Naturforscher nach der langweiligen Lyell'schen Theorie zu behaupten für gut finden, möchten sie Recht haben, wenn es ihnen aber diesen Gefallen nicht thut, sich vielmehr, was doch sehr wahrscheinlich ist, nach eigenen Recepten gebildet hat wie sich auch andere Ablagerungen, zum Beispiel das Delta der Rhone und des Po, nachweislich gebildet haben und noch bilden, dann ist Dr. Schleidens und anderer Schlußfolgerung durchaus unberechtigt und falsch, und daß sie letzteres thatsächlich ist, und das Mississippi-Delta sich ganz anders als nach der Lyell'schen Theorie gebildet hat, beweist gerade das darin gefundene Menschengerippe; denn wiewohl letzteres in sehr beträchtlicher Tiefe und an einer Stelle gefunden worden, wohin es, wenn die Lyell'sche Theorie richtig wäre, bereits vor 57.000 Jahren gelangt sein müßte, ist es doch nicht älter als die heute noch existierende amerikanische Menschenrace; denn zum großen Leidwesen unserer Naturforscher ist das berühmte Gerippe seitens der modernen Anatomie und Osteologie als das eines Indianers der heutigen amerikanischen Race unzweifelhaft festgestellt worden. — Aber so wird es eben gemacht, und da dieser Unsinn sich im Gewande hoher Wissenschaftlichkeit zu präsentieren versteht, verfehlt er selten sowohl auf die unwissenden Massen, als auch auf das denkfaule, sogenannte gebildete Philistertum seinen religionsfeindlichen Zweck. Dr. Lorinser meint, daß die Behauptungen und Erklärungsversuche gewisser Naturforscher „stark an Münchhausens Abenteuer erinnern, der sich an seinem eigenen Poppe aus dem Sumpfe ge-

zogen hat“. Im Hinblick auf das Gesagte stehe ich keinen Augenblick an zu behaupten, daß zur Kritik und zur Widerlegung eines großen, vielleicht des größten Theiles aller gegen die biblische Offenbarung seitens der Naturforscher erhobenen Einwendungen weiter nichts erforderlich ist, als die Anwendung des gesunden Menschenverstandes oder der Logik, nur darf man sich nicht verblüffen und durch die Wucht angeblicher Thatfachen und „feststehender Resultate“ imponieren lassen; denn erstens wissen wir als Theologen mit absoluter Gewissheit, daß es in der Natur absolut keine der positiven Offenbarung widersprechende Thatfachen geben kann, und zweitens weiß jeder, der einigermaßen mit der Materie vertraut ist, daß gerade die Naturkunde mehr Geheimnisse und ungelöste — wahrscheinlich auch unlösbare — Räthsel enthält, als alle übrigen Wissenschaften zusammen. Aus dem Gesagten folgt, daß derjenige, welcher logisch zu denken und zu urtheilen vermag, dabei einigermaßen dialektisch geschult ist, was alles beim Clerus insolge seiner anderweitigen wissenschaftlichen Bildung vorausgesetzt werden darf, in vielen naturwissenschaftlichen Fragen das Wahre vom Falschen unterscheiden kann, auch ohne diese Fragen speciell studiert zu haben, zumal wenn ihm noch die positive Offenbarung zuhülfe kommt. — „Credo ut intelligam“, sagt der heil. Anselmus. Wenn irgendwo, so bewährt sich dieser Spruch in der Erforschung der natürlichen Offenbarung und in der richtigen Beurtheilung ihrer Phänomene. Dr. Lorinser sagt uns: „daß die positive Offenbarung die natürliche als ihre von Gott gewollte Grundlage nicht entbehren kann, daß sie selbst überall auf dieselbe hinweist, daß sie zwar im allgemeinen dieselbe bestätigt und in den Grundzügen mit ihr zusammenfällt, aber keineswegs alles dasjenige wiederholt und aufs neue ausspricht, was in jenen gegeben ist, daß also eine gegenseitige Ergänzung und Beleuchtung der einen Offenbarung durch die andere stattfindet und ein unzertrennliches Verhältniß begründet, welches zwischen den beiden Offenbarungsweisen Gottes besteht“. Daraus geht mit Evidenz hervor, daß die Naturkunde sowohl objectiv als subjectiv eine Domäne der Theologie ist, welche zu bearbeiten und zu fructificieren der katholische Priester als Dolmetscher der Offenbarungen und Großthaten Gottes nicht nur an erster Stelle berufen, sondern auch befähigt ist. Schon der berühmte Hugo von St. Victor sagt: „Die ganze sichtbare Welt ist gleichsam ein Buch vom Finger Gottes geschrieben . . . und die einzelnen Creaturen sind gleichsam Figuren . . . um die unsichtbare, göttliche Weisheit zu offenbaren. So wie aber, wenn ein des Lesens Unkundiger ein geöffnetes Buch sieht, er die Figuren zwar erblickt, aber die Buchstaben nicht erkennt, so sieht auch der thörichte und thierische Mensch, der das Göttliche nicht wahrnimmt, in diesen sichtbaren Creaturen zwar die äußerliche Gestalt, versteht aber nicht die Bedeutung (rationem) . . . Es gibt deshalb wohl niemanden, dem die Werke Gottes nicht wunderbar sind, aber während der Thor in

ihnen nur die Gestalt sieht und bewundert, erkennt der Weise durch das, was er äußerlich sieht, den Gedanken der göttlichen Weisheit . . ." (lib. VII Didase). Treffender kann die glaubenslose, materialistische Naturforschung und deren fast unbegreifliche Borniiertheit hinsichtlich des tieferen Verständnisses weder begründet noch geschildert werden. Dafs die Ursache dieser Borniiertheit und „Nichtverstehens“ der Natur in dem Unglauben zu suchen ist, sagt uns auch der Psalmist: „O wie herrlich sind deine Werke o Herr! Alles hast du in Weisheit gemacht, du hast mich erfreut in deinen Gebilden . . . Sehr tief sind deine Gedanken, der unweise Mann wird es nicht erkennen und der Thor wird es nicht verstehen“. Wenn dem aber so ist, das heißt, wenn zum tieferen Verständnisse der Natur, zur Auffindung und Feststellung der ihr zugrunde liegenden göttlichen Ideen, Gedanken und Pläne ein offenes, frommes, gläubiges Gemüth, ein durch positives theologisches Wissen erleuchteter und geschärfter Verstand gehört, wem wird es dann nicht klar, erstens: warum gerade wir Theologen und Priester vor den ungläubigen Naturforschern *ceteris paribus* sehr viel voraushaben und zweitens, warum letztere eine so erstaunliche Kurzsichtigkeit an den Tag legen und vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen? Denn wenn der Apostel sagt, dafs das Geistige geistig betrachtet werden mufs, und dafs der „*animalis homo non percipit ea quae sunt spiritus Dei*“, so ist damit doch klar ausgesprochen, warum die materialistischen Naturforscher, diese *animales homines*, die geistige Seite der Natur nicht verstehen und warum wir sie verstehen, und warum, wie oben schon gesagt worden, es keine bloß zufällige, sondern der Natur der Sache entsprechende Erscheinung ist, dafs die bedeutendsten und bahnbrechenden Naturforscher aller Zeiten gläubige Christen, in specie katholische Priester waren. Um das Gesagte noch mit einem Beispiele zu erläutern, weisen wir hier nur auf das Verhältnifs hin, welches so viele Thiere manchen Märtyrern und anderen Heiligen gegenüber eingenommen haben. Wir erfahren aus unzweifelhaft sicheren, historischen Berichten, dafs die wildesten Bestien gegen viele Märtyrer sich wie unschuldige Lämmer benahmen und dafs die scheuesten, furchtsamsten Thiere (wie Vögel, Hasen, Rehe u. s. w.) anderen Heiligen gegenüber ihre angeborene Scheu ablegten, ja den Heiligen gehorchten und in einen gewissen, lieblichen Freundschaftsverkehr mit ihnen traten. Beispiele dieser Art liefern uns, außer der Bibel, die Acte der Märtyrer, sowie das Leben des hl. Paulus, Antonius, Franciscus, Antonius von Padua und vieler anderen. Für alle diese Erscheinungen hat der rationalistische Naturforscher, der *animalis homo*, nur ein ungläubiges, spöttisches Lächeln, für ihn sind und bleiben sie ebenso unerklärbar, ja lächerlich, wie sie dem auf dem Boden der Offenbarung stehenden Christen leicht erklärlich, ja bis zu einem gewissen Grade selbstverständlich erscheinen; denn der Glaube sagt uns ganz genau, weshalb und wodurch die Unord-

nung in der Natur gekommen ist, er sagt uns, weshalb der paradiesische Zustand aufgehört hat und woher die Wildheit der Thiere, ihre Scheu und Unbotmäßigkeit dem Menschen gegenüber kommt. Bewaffnet mit diesem von der positiven göttlichen Offenbarung in die Hand gegebenen Lichte, erscheinen uns Vorgänge in der Natur wie die genannten nicht nur leicht erklärlich, sondern sogar höchst billig und weise; denn daß zu Gunsten solcher Menschen, in welchen die vollendetste Heiligkeit die Sünde und ihre übernatürlichen schlimmen Folgen verdrängt hat, auch die natürlichen schlimmen Folgen der Sünde theilweise schwinden, daß Gott als besondere Auszeichnung und Belohnung der durch die Wiedergeburt im zweiten Adam und durch die Buße wieder erlangten, ursprünglichen, paradiesischen Heiligkeit auch die ursprünglichen, paradiesischen Zustände mehr oder weniger wieder erstehen läßt, erscheint doch nur billig und recht, gemäß dem alten Grundsatz: cessante causa cessat effectus. An diesem einen Falle — und solcher Fälle gibt es Tausende — können wir so recht deutlich erkennen, in welcher harmonischer, gegenseitig sich ergänzender Wechselwirkung die beiden Offenbarungen zu einander stehen, wir sehen, wie ein einziger Lichtstrahl der positiven Offenbarung genügt, um Vorgänge in der Natur, welche ohne dieses Licht ewig räthselhaft und unverständlich bleiben müßten, vollkommen zu erhellen, wir sehen aber auch wie umgekehrt die natürliche Offenbarung nur ein Reflex der übernatürlichen, positiven Offenbarung ist, und deshalb dazu dient, dem Menschen die Wege zur höheren Erkenntnis und zum übernatürlichen Glauben zu ebnen; denn es wird kein vernünftiger Mensch in Abrede stellen wollen, daß zum Beispiel das Verhältnis der Thiere zu so manchen Heiligen in hohem Grade geeignet ist, die von der Bibel uns berichteten Thatfachen vor und nach dem Sündenfalle zu erklären und zu bestätigen.

Das Gesagte mag genügen, um die relative Unfruchtbarkeit der ungläubigen Naturforschung zu erklären; „doch das Gute“, sagt Dr. Vorinser, „hat diese rein materielle, einseitige und lediglich auf die Erfahrung basierte Naturforschung, daß sie mit unermüdlicher Ameisenähnlichkeit das Material herbeischafft, mit dessen Hilfe sich einst ein wahrhaft großes, der Natur würdiges, wissenschaftliches Gebäude durch die Theologie und Philosophie wird errichten lassen“. Dieses Material kann und darf der Theologe nicht ignorieren, er darf unsere, wenn auch materialistischen, so doch sehr fleißigen und auf dem Gebiete der Erfahrungswissenschaften sehr tüchtigen Naturforscher als unentbehrliche Handlanger willkommen heißen, an ihm ist es aber, das Material zu ordnen, in demselben die Ideen, Gedanken und Pläne Gottes aufzufinden, hervorzuheben und den Menschen darzubieten, an ihm, aus der Natur eine Stimme Gottes hören zu lassen, an ihm, die Menschen durch die Natur zu Gott zu führen, an ihm, den Offenbarungsinhalt der heiligen Schrift so viel als

möglich durch den Offenbarungsinhalt der Natur zu ergänzen, zu erklären und zu bestätigen. Dieses ist die Aufgabe des priesterlichen Naturforschers; denn wenn wir die Naturwissenschaften als ein Nebensach der Theologie aufgefaßt und als eine göttliche Offenbarung seitens der Theologen cultivirt wissen wollen, denken wir entfernt nicht daran, dem Priester zuzumuthen etwa die meterlangen Namensverzeichnisse von Steinen, Blumen und Vögeln und vieles andere auswendig zu lernen, alle Arten von Säugethieren nach dem Skelett oder der Beschaffenheit der Zähne bestimmen, oder auch alle Arten von Mineralien chemisch analysieren und unterscheiden zu können, das wäre nicht nur viel zu viel, sondern für unsere Zwecke auch unnütz, das alles besorgen mit ebenso großem Fleiße als mit Sachkenntnis unsere Handlanger, die *animales homines*, die „*filii huius saeculi*“, die bekanntlich mehr Zeit und Geld haben als wir, um alle Gebiete der Natur gründlich zu erforschen, respective das oft sehr schwer und nur mit großem Aufwand an Zeit und Geld zu beschaffende Erfahrungsmaterial beizubringen. — Also streng logisches Denken und die positive göttliche Offenbarung sind die beiden unerlässlichen Leuchten, welche uns das Gebiet der Natur zu unserm Zwecke erhellen müssen; gesellt sich dazu noch als dritter im Bunde eine eigene, scharfe Beobachtungsgabe — denn man darf manchen Forschern nicht immer aufs Wort glauben — umso besser und umso interessanter für uns selbst, aber absolut nothwendig ist letztere nicht, da es uns an Beobachtern, welche ebenso scharf sehen als gewissenhaft berichten, nicht fehlt.

§ 2. Ausgerüstet mit den genannten beiden Leuchten treten wir die Reise durch die Natur und ihre einzelnen Reiche an; denn es wird kaum des Beweises bedürfen, daß, wenn wir auch selbst nicht zu forschen brauchen, wir uns doch die Resultate der Forschungen anderer geistig aneignen müssen; es ist klar, daß die Reflexe der göttlichen Vollkommenheiten und anderer Glaubenslehren, welche die Natur darbietet und sich allenthalben in ihren Erscheinungen und Phänomenen abspiegeln, daß ferner die dogmatischen, apologetischen und sittlichen Lehren, welche die Natur uns verkündigt, nicht getrennt von der Natur, sondern als die reife Frucht am Baume und im Geäste der Natur hängend gedacht werden müssen. Wer immer diese Frucht besitzen, genießen und verwerten will, der wird sich schon die Mühe geben müssen, den herrlichen Baum zu besteigen, sein weitläufiges Geäste zu durchwandern und zu durchsuchen; denn von selbst wird ihm die Frucht nicht in den Schoß fallen; mit andern Worten, der priesterliche Naturfreund wird nicht in unbestimmter Allgemeinheit, in phrasenhafter Beredsamkeit dieses oder jenes behaupten, dieses oder jenes leugnen und anderes begründen wollen, er wird vielmehr alles, was er vortragen, behaupten, begründen oder verwerfen will, auf feste, klar erkannte und allgemein anerkannte Grundsätze zurückführen, er wird im Einzelnen und

Speciellen, ja bis in die kleinsten Details, wo bekanntlich die Natur am interessantesten und wunderbarsten ist, alles, was er sagt, in der Natur nachweisen, er wird, wo nur immer möglich, die Natur selbst, die Thatfachen sprechen lassen; denn wenn die Natur ihre große, göttliche Aufgabe erfüllen soll, dürfen wir nicht unsere Gedanken in dieselbe hineinlegen und nachher als göttliche Offenbarung aussprechen wollen, sondern wir müssen die Natur selbst, die Thatfachen reden lassen und uns damit begnügen, auf ihre Stimme hinzuweisen und ihr Gehör zu verschaffen, man wird höchstens sagen dürfen, daß wir den Thatfachen unsere Stimme leihen, deren Sprache in die menschliche Sprache übersetzen, und somit als Priester Gottes den Werken Gottes zum Sprachrohr dienen dürfen. Zu diesem Zwecke — das sieht wohl jeder ein — muß der Theologe bewährte Autoren, Naturforscher von Fach studieren und consultieren, er muß sich mit den leitenden Grundsätzen und mit den Thatfachen bekannt und vertraut machen, er muß namentlich in Streitfragen und in solchen, welche das Gebiet der positiven Offenbarung besonders nahe berühren, das „pro und contra“ hören, er muß aber auch, wie wir oben schon angedeutet haben, eine gewisse Auswahl treffen, das fast unermessliche Gebiet für seinen speciellen Zweck eingrenzen, denn alles können wir nicht umfassen und beherrschen, darum lieber wenig und gründlich als viel und oberflächlich. In der Voraussetzung, daß es für manchen Confrater angenehm und von Nutzen sein kann in Bezug auf die Auswahl und Begrenzung des Stoffes einige Winke zu erhalten, gestatte ich mir, aber ganz unmaßgeblich und mit der meinen bescheidenen Kenntnissen geziemenden Bescheidenheit aus den verschiedenen Zweigen der Naturkunde nachstehend dasjenige zusammenzustellen, was meiner Ansicht nach für uns Priester das Wichtigste ist. Ich beginne mit der Königin der Naturwissenschaften, das ist

1. die Astronomie, welche schon deshalb verdient an die Spitze der Naturkunde gestellt zu werden, weil sie im Hinblick auf die ihr zu Grund liegende göttliche Intelligenz und Weisheit die geistig hellsten und hinsichtlich der äußern Erscheinung die physisch prächtigsten Reflexe von Gottes unendlicher Größe herniederstrahlt. Hat schon Pythagoras gefunden, „daß die Zahlen wegen ihrer Unbegrenztheit etwas Göttliches haben“, wie vielmehr muß es dem menschlichen Geiste schwindlich werden, wenn er versucht, sich die Entfernungen vorzustellen, welche die Gestirne von einander trennen, und die Räume zu messen, in welchen sie sich bewegen. Wenn Goethe schon im Anblicke des Rheinfalls bei Schaffhausen sagen konnte, daß man das „*praesens numen*“, die Gegenwart Gottes empfindet, wie vielmehr muß demjenigen, welcher verständnisvoll das Himmelsgewölbe betrachtet und sich in die durch die Astronomen festgestellten Thatfachen vertieft, die Existenz einer unendlichen, alle menschliche Fassungskraft übersteigenden, göttlichen Intelligenz offenbar werden. Ich glaube nicht, daß jenes Wort der heiligen Schrift (Prov. XXV,

27) „qui struator est majestatis, opprimetur a gloria“ durch irgend welche andere Betrachtung mehr zur Thatsache wird, als wenn der Mensch auf den Flügeln seines Verstandes und seiner Einbildungskraft sich in die himmlischen Räume erhebt und dort Umschau hält, „opprimetur a gloria“. Unterdessen wird es für einen Theologen und praktischen Seelsorger genügen, wenn er mit dem Gravitationsgesetze genau bekannt ist; denn abgesehen davon, dass die Astronomie viel weniger als andere Zweige der Naturkunde zum Ausfallthor gegen die positive Offenbarung benutzt wird, ist sie auch viel weniger popularisirt als die übrigen Naturwissenschaften. Die Vertrautheit mit dem alles beherrschenden Gravitationsgesetze genügt vollständig, um uns mit jenen Momenten in der Astronomie bekannt zu machen, welche der Theodicee dienlich sind.¹⁾ Viel wichtiger für uns ist

2. Die Geologie; denn auf diesem Gebiete erwachsen dem Bibelglauben viele und große Schwierigkeiten. Schon aus diesem Grunde — also zu apologetischen Zwecken — sollte es kein Theologe veräumen, diesem Gegenstand seine besondere Aufmerksamkeit und wohl auch manche Stunde ernsten Studiums zu widmen. Vor allem aber müssen wir befähigt sein, auch einem bibelscheuen Geologen von Profession gegenüber, erstens von dem biblischen Hexaemeron eine befriedigende Erklärung nach dem neuesten Stande der Naturforschung zu geben, zweitens den Nachweis zu liefern, dass unsere katholische Auffassung und Darstellung des Hexaemeron sowohl der Bibel als auch den sichern Resultaten der Naturforschung nicht nur entspricht, sondern dass sie über jene noch sehr im Dunkeln liegende Schöpfungsgeschichte das meiste Licht verbreitet und für die Wissenschaft die wenigsten Schwierigkeiten bietet. Dieses sind wir uns, unserm Stande, unserm Berufe und der Religion, der wir dienen, schuldig, und es ist zu bedauern, dass uns die Universität oder das Seminar von diesen Dingen nicht mehr für das praktische Leben mitgeben kann. Deshalb muss das Privatstudium die Lücken ausfüllen. Wiewohl gerade das Hexaemeron eine vielhundertbändige Literatur veranlaßt hat, wird das Studium eines einzigen guten Buches zu unserer Orientierung vollkommen genügen; nehmen wir zum Beispiel Doctor Vorinsler (Buch der Natur, Verlag von G. Jos. Manz, Regensburg 6 Bd.) zur Hand, so finden wir (im ersten Bande) in gedrängter Kürze alles, was wir über die so wichtigen und vielumstrittenen Fragen des Sechstageswerks, der noahischen Sündflut, des Alters des Menschengeschlechtes, der Gletscherperioden respective Gletschertheorien zu wissen brauchen, um überall mitsprechen und urtheilen

¹⁾ Auch kann es manchen Muthelden gegenüber nichts schaden zu wissen, dass Newton, der geniale Entdecker des Gravitationsgesetzes und einer der tiefsten Denker aller Zeiten, den christlichen Glauben mit seinen tiefen naturwissenschaftlichen Forschungen wohl zu vereinigen wußte, ja, dass er gerade aus seinen Forschungen eine neue Nahrung für seinen Glauben fand. Gerade an diesem großen Manne bewahrheitet es sich, dass die Wissenschaft nicht von Gott hinweg, sondern zu Gott hinführt. (Siehe Dr. Vorinsler, I. Bd., Seite 311 u. ff.)

zu können. Ebenso gründlich als interessant schreibt Prof. Dr. Reusch über das Hexaemeron in seinem bekannten Werke „Bibel und Natur“ (Freiburg, Herder 1862).

3. Die Paläontologie wird unsere Aufmerksamkeit nur insofern in Anspruch nehmen, als mit ihr die sehr wichtige Frage von dem Ursprung der Organismen, der Entstehung der Arten, und somit auch der Darwinismus zusammenhängt. Auf etwa 45 Seiten sagt uns Dr. Vorinser — und sagen uns die vielen Autoritäten, die er stets anführt — alles, was über diese Dinge zu wissen für uns nothwendig oder nützlich ist. Es ist überhaupt ein sehr großer Vortheil Dr. Vorinsers verdienstvollen Werkes, daß es, wie ich an anderer Stelle bereits angedeutet habe, den Leser in ausführlichen Auszügen aus den besten Autoren mit der einschlägigen Literatur und mit den verschiedensten Meinungen bekannt macht. Alles andere aus der Paläontologie, wie, wann und unter welchen Umständen und Einflüssen sich die Organismen entwickelt haben, das zu wissen können wir füglich dem Fachmann überlassen und wenden uns zur

4. Physik. Hier ist die Auswahl schwer; denn wiewohl das für den Theologen Wissenswertheste sich schließlich auf die materiellen Natur- und Anziehungskräfte und den theilweise damit in Verbindung gebrachten Darwinismus reducirt, spielt die Physik eine so große Rolle im modernen Geschäfts-, Betriebs- und Wirtschaftsleben, daß der Priester, welcher von Dynamik, Akustik, Wärme und Licht, von Elektrizität, Magnetismus und Galvanismus wenig oder nichts verstehen würde, sich selbst und jedem einigermaßen gebildeten Laien wie ein Anachronismus vorkommen müßte. Keine Wissenschaft außer der Chemie ist so popularisirt, wie die Physik, und gerade auf diesem Gebiete finden wir am häufigsten Gelegenheit, unserer allgemeinen wissenschaftlichen Bildung Ausdruck zu geben und dadurch dem geistlichen Stande die ihm in dieser Beziehung gebührende Achtung zu erzwingen. Es dürfte kaum ein Priester zu finden sein, der es nicht schon oft und lebhaft bedauert hat, daß ihm das Gymnasium von diesen so zeitgemäßen Wissenschaften nicht mehr vermittelt hat, während man einiges andere, worauf das humanistische Gymnasium großes Gewicht legt und viel Zeit verwendet, sehr wohl hätte entbehren können. Sollen wir deshalb mit umso größerem Fleiße nach, was früher an uns — an den norddeutschen Gymnasien noch mehr als an den süddeutschen — versäumt wurde. Mit der Physik nahe verwandt ist

5. Die Chemie, und was wir von jener gesagt haben, gilt auch von dieser, insofern sie eine überaus nützliche, wichtige und in Verbindung mit der Physik das ganze Geschäfts- und Erwerbsleben der civilisirten Völker beherrschende Wissenschaft ist, eine Wissenschaft, von welcher wir am Gymnasium zwar auch etwas aber viel zu wenig, und das Wenige in so unzusammenhängenden Bruchstücken gehört und gesehen haben, daß wir beim Eintritte in den Priesterstand und damit in das öffentliche Leben mit dem, was wir aus dem Schul-

ranzen noch in uns stecken haben, in der Regel nichts anderes anfangen, als ein beredtes Stillschweigen beobachten können. Und doch, was gibt es Wundervolleres und der Weisheit Gottes Würdigeres als die geheimnisvolle Arbeit der Natur in den Werkstätten der anorganischen Chemie? Wenn der geniale Newton im Hinblick auf die Astronomie in seinen bekannten vier Briefen an Dr. Bently sagt: „Alle diese Dinge fordern eine Ursache, die nicht blind und zufällig, sondern der Mechanik und Geometrie sehr gut kundig ist,“ so wird man durch das Studium der Chemie nothwendig zu denselben Schlüssen kommen und sagen müssen, daß die combinierende, bewegende, abmessende und wägende letzte oder erste Gestaltungskraft der Materie nothwendig außerhalb der Materie in einem geistigen Principe gesucht werden muß, und daß die denkende höchste Intelligenz, welche den Gestirnen ihre Bahnen im Weltenraum vorzeichnet, und aus dem kleinsten Theilchen der Materie, dem Atome und dem winzigsten Krystallchen mit ebensolchem Glanze und mit ebensolcher Evidenz, wie aus den himmlischen Höhen entgegenblitz. — Auf dem sehr weitläufigen Gebiete der Chemie und der damit zusammenhängenden Mineralogie — insofern letztere mit chemischen Producten sich größtentheils beschäftigt — ist zwar alles schön und hochinteressant, und wer Zeit und besonderes Interesse dafür hat, der möge sich nur recht gründlich in dieser schönsten aller Weltausstellungen, in diesem interessantesten aller Laboratorien umsehen; die meisten Priester aber werden sich auch hier auf das Nothwendigste beschränken und nur dasjenige zum Gegenstande ihres Studiums machen können, was entweder zur Theodicee und zum Bibelglauben in besonderer Beziehung steht, oder von einem höher gebildeten Manne billig verlangt werden kann. Zu letzteren rechnen wir die Kenntniß der allgemeinen Grundlagen der Chemie sowie der chemischen Beschaffenheit der bekanntesten und gebräuchlichsten chemischen Producte; zu den erstern die Lehre der neuen und ältern Atomistik, die Lehre von der Krystallisationskraft und Affinität der Materie und die atomistisch-molekulare Theorie wegen des damit in Verbindung stehenden modernen Materialismus. Dieses dürfte für gewöhnliche Verhältnisse vollständig genügen, während das ganze übrige Gebiet der Chemie für uns Theologen nur den Wert und das Interesse einer platonischen Liebe beanspruchen kann. Eine gute Quelle, woraus der Theologe als Dilettant die ihm nothwendigen Kenntniße schöpfen kann, ist Dr. Vorinsers „Buch der Natur“, wer sich damit aber nicht begnügen will, der greife zu P. Secchis S. J. „die Einheit der Naturkräfte“.

6. Die Botanik. Unter allen Gebilden der Natur sind — wenigstens dem Anscheine nach — die schönsten Flora's liebliche Kinder, weshalb die Botanik auch die „scientia amabilis“ genannt und von jeher von mehr Liebhabern cultiviert worden ist als die übrigen Naturwissenschaften. Wo wäre auch wohl ein Mensch zu finden so verknöchert, so gefühl- und gemüthlos, welcher der Pflanzen-

welt speciell den Blumen seine Bewunderung versagen oder sich ihrem Zauber entziehen könnte? Ist es nicht vorzüglich die Pflanzenwelt, sei es in Gestalt einer blumigen Wiese, eines schattigen Hochwaldes, eines wogenden Saatesfeldes, welche so beseeligend des Gemüthes sich bemächtigt und den Geist mit geheimnisvoller, aber unwiderstehlicher Gewalt nöthigt, sich bisweilen höheren Gedanken zu erschließen und an Gott zu denken? Wie wäre es im Hinblick darauf, daß Gott alles zunächst nur zu seiner eigenen Ehre erschaffen hat, denkbar, daß die Pflanzenwelt keine höhere theologische Aufgabe zu erfüllen hätte, als dem Menschen zur Nahrung und zur Freude zu dienen? Müßten wir nicht vielmehr a priori überzeugt sein, daß, wenn die sichtbaren Geschöpfe überhaupt berufen sind, dem Menschen den Schöpfer und dessen Eigenschaften zu verkündigen, dann gerade die Pflanzenwelt als derjenige Theil der Natur, mit welchem die Gesamtheit der Menschen am meisten in Berührung kommt, diese erhabene, theologische Aufgabe in hervorragendem Maße von Gott erhalten haben muß? Dr. Vorinjer bejaht diese Fragen unbedingt, indem er in der Vorrede zum dritten Bande seines trefflichen Werkes schreibt: „Das Hauptgewicht beruht hier, wie überall in der Naturwissenschaft, auf dem Nachweise der deutlich und offenbar hervortretenden Theologie, eine Aufgabe, die in der Botanik vorzugsweise leicht ist und auf Grund streng logischer, evidenter Schlüsse den Schöpfer und seinen Geschöpfen kennen läßt. Hier wage ich es allerdings zu hoffen, daß die Lectüre des vorliegenden Bandes jedem unbefangenen Geiste zur evidenten Gotteserkenntnis verhelfen kann.“ Es versteht sich aber von selbst, daß nur derjenige diese Erkenntnis aus der Botanik wie überhaupt aus jeder andern Naturwissenschaft schöpfen kann, welcher nicht bloß die eine oder andere Thatfache, sondern das Gesamtgebiet betrachtet und den Totaleindruck empfängt. Im Uebrigen ist mir nicht bekannt, daß die Botanik zur Bekämpfung des Bibelglaubens seitens der materialistischen Naturforschung besonders verwendet worden wäre, weshalb sie von diesem Standpunkte aus betrachtet für den Theologen weniger wichtig zu sein scheint; dagegen liefert sie uns ein sehr wertvolles Material zur Bekämpfung und zur streng wissenschaftlichen Widerlegung des Darwinismus. In sehr klarer, scharfsinniger und streng logischer Weise handelt über diesen Gegenstand Wiegand in seinem Werke: „Der Darwinismus und die Naturforschung Newtons und Cuviers.“ Wem dasselbe aber nicht zugänglich ist, der findet alles Wünschenswerte auch bei Dr. Vorinjer („Buch der Natur“ III. Band) unter den Titeln: „Individualismus der Natur“ und „Species-Frage“. Derselbe vortreffliche Interpret der Natur sagt am Schlusse seiner diesbezüglichen Abhandlung: „Man möge nicht vergessen, daß die „scientia amabilis“ es nur deshalb ist, weil die Liebenswürdigkeit des Schöpfers auf ihrem Gebiete zu einem für den Menschen besonders leicht faßbaren Ausdruck gekommen, daß wir in allen Schönheiten der Pflanzen nur einen schwachen Wieder-

schein der unendlichen Schönheit Gottes, einen Ausdruck seiner Weisheit und Kunst zu bewundern haben, und deshalb die Liebe zu den Pflanzen, die so sehr gerechtfertigte und allgemein verbreitete, nichts anderes ist, als die Wirkung jenes geheimnisvollen Einflusses, den der Schöpfer selbst vermittelt seiner Werke auf die geschaffenen Geister ausübt." Vom niederen Organisierten zum höher Organisierten fortschreitend kommen wir zu der für uns so wichtigen

7. Zoologie. Dieses Gebiet ist heutzutage, wo sich der Anthropomorphismus des Thierlebens überall in die Denkweise der Massen einzuschmuggeln sucht, wo Millionen von Menschen, um nur ruhiger sündigen zu können, freudig auf ihre Menschenwürde, auf ihre göttliche Abstammung und Gottähnlichkeit verzichten und nur die Ehre beanspruchen, höher organisierte Thiere zu sein, wo Männer wie Bogt, Schleiden, Brehm und viele Andere mit dem Aufwande eines großen wissenschaftlich sein sollenden Apparates aus dem Menschen ein Thier und aus dem Thier einen Menschen zu machen suchen, dieses Gebiet, sagen wir, ist für den Theologen, den Polemiker und Apologeten heutzutage von ganz besonderer Wichtigkeit, und ich wage zu behaupten, daß ein großer Theil jenes epicureischen Unglaubens, wie wir ihn sowohl in den hohen als niederen Volksschichten, namentlich auch unter den socialdemokratischen Arbeitermassen vorfinden, weiter nichts ist, als die reife Frucht jener gottlosen Lehre von der Gleichheit der Menschen und Thiere. Daß die anthropomorphistische Auffassung des Thierlebens die vollständige Negation des Bibelglaubens und des ganzen Erlösungswerkes nothwendig zur logischen Folge haben muß, versteht sich von selbst; desgleichen, daß mit derselben unerbittlichen Logik an die Stelle der christlichen Sittenlehre die Lehre von der berüchtigten „gesunden Sinnlichkeit“, an die Stelle des christlichen Evangeliums aber jenes andere, zwar kurze, aber vielsagende Evangelium treten muß: „Macht euch auf Erden das Leben schön, kein Jenseits gibts, kein Wiedersehen.“

Die Gefahr, welche der christlichen Weltanschauung seitens der anthropomorphistischen Auffassung des Thierlebens droht, ist umso größer, als die Apostel dieses Irrthums, wie bereits angedeutet, anscheinend mit dem Glanze hoher Wissenschaftlichkeit sich zu umgeben wissen und die tägliche, sinnfällige Erfahrung anscheinend für sich haben. Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, einem öffentlichen Vortrage Brehms beizuwohnen, wird wissen, wie interessant, wie bestechlich, ja wie berückend solche Vorträge sind, und wie zerstörend sie demgemäß bei den meist Denksfaulen, oder gar nach solchen Lehren lüfternen Zuhörern auf Glauben und Sitten einwirken. Ja, wir halten diese Vorträge für viel verderblicher als die betreffenden Bücher, denn abgesehen davon, daß das lebendige, beredte Wort ganz anders zündet als das geschriebene, häufen die Wanderlehrer alles Gift, welches in einem oft dickleibigen Werke zerstreut ist, in einem einzigen

Vorträge zusammen und sprechen vor Tausenden, von welchen vielleicht nicht Einer Zeit oder Lust gehabt hätte, ein ganzes Buch zu lesen. Auch in diesem Punkte können wir noch manches von unsern Feinden lernen.

Nun aber die Frage: wie viele von uns sind wohl einem Brehm und Consorten gewachsen? Allein wir müssen diesen Leuten nicht nur gewachsen, sondern sogar überlegen sein; denn der Sieg muß sich nothwendig an unsere Fahne knüpfen, sonst sind wir verloren; wir müssen Brehm und Consorten wahrhaft wissenschaftlich und mit aus dem Thierleben entnommenen Argumenten nothwendig widerlegen und ad absurdum führen können. Brehms „Thierleben“ und die Werke anderer Naturforscher ähnlichen Gelechtsers sind in vielen Tausenden von Exemplaren in den christlichen Familien verbreitet und richten überall unsägliches Unheil an. Diesem zu steuern ist unsere Aufgabe und heilige Pflicht, eine Pflicht, die wir nur erfüllen können, wenn wir selbst im Thierleben genau — ja noch viel genauer als unsere Gegner — Bescheid wissen und wenn wir unsere Auffassung des Thierlebens als die allein richtige, nicht mit philosophisch-theologischen Gründen — diese gelten ihnen nichts — sondern mit unwiderlegbaren Thatsachen aus dem Thierleben beweisen können. Letzteres setzt allerdings ein großes Vertrautsein mit den Lebensäußerungen der Thiere voraus, allein so schwierig, wie sich die Sache auf den ersten Blick anieht, ist sie doch nicht; denn gerade auf diesem Gebiete kommt uns Theologen das „credo, ut intelligam“ des heil. Anselmus wieder in einer Weise zu statten, daß wir, geleitet durch die katholischen Glaubenswahrheiten, das Thierleben gleich a priori von dem allein richtigen und unfehlbar wahren Gesichtspunkte unter die Lupe unseres Verstandes nehmen. Die Folge davon ist, daß wir den Gegenstand, auf welchen wir, einem Sonnenstrahl gleich, einen Strahl der göttlichen Wahrheit fallen lassen, viel schärfer sehen, beobachten und dementsprechend viel richtiger beurtheilen können, als unsere Gegner, welchen jeder höhere Lichtstrahl für ihre Arbeit fehlt, ganz abgesehen davon, daß, wie bekannt, der Haß blind macht; denn nur dadurch läßt sich die Kurzsichtigkeit, ja Stupidität so mancher Naturforscher erklären. — Es ist bekannt, daß beim Mikroskopieren der zu erforschende Gegenstand noch extra erleuchtet und zu diesem Zwecke unter den Reflex einer ad hoc angebrachten Linse gestellt, und wo möglich, auch noch mit Del getränkt und dadurch durchsichtiger gemacht wird. Was der Reflex des Brennglases und das durchdringende Del bewirken, das bewirkt bei unseren Forschungen der Reflex der geoffenbarten göttlichen Wahrheit, unter welchem wir die Gegenstände betrachten. Daraus erklärt sich zur Genüge, weshalb der Theologe, sobald er sich nur ernstlich mit der Erforschung der erschaffenen Dinge beschäftigen will, leicht und sicher zur richtigen Erkenntnis gelangt, und dem rationalistischen Gegner bald über-

legen ist. Um aber bei unsern Forschungen auf dem Gebiete der Zoologie keine Zeit zu verlieren, will ich gleich bemerken, daß wir unser Studium auf jene Seiten des Thierlebens beschränken können, welche zu der ebenso gottlosen als stupiden Irrlehre des Anthropomorphismus des Thierlebens Veranlassung gegeben und denselben, wie Dr. Altum sagt, „zu einer brennenden Zeitfrage gemacht haben“. Fragen wir aber, was zu dem genannten Irrthum Veranlassung gegeben hat, so finden wir dafür vier Hauptgründe. Erstens die sittliche Verkommenheit so vieler Menschen, die da nothwendig wünschen müssen, daß der Mensch keine höhere Bestimmung und keinen höheren Richter über sich habe; da aber bekanntlich der Wunsch der Vater des Gedankens ist, und man das, was man wünscht, gerne glaubt, so war von dem Wunsche bis zur Behauptung: der Mensch ist nur ein höher organisiertes Thier, nur ein kleiner Schritt, und dieser Schritt wird dadurch noch erleichtert, daß zweitens der Mensch seinem Leibe nach ein wirkliches „animal“ ist, daß drittens das unvernünftige Thier mit dem Menschen viele, sehr frappante Ähnlichkeiten sowohl leiblicher als seelischer Natur aufweist, und daß viertens das Thier ganz unzweifelhaft häufig menschenähnlich handelt. Demnach werden wir uns hauptsächlich mit der Thierseele, mit der seelischen Thätigkeit und ganz besonders mit dem sogenannten Instinct der Thiere beschäftigen müssen. In diesen Dingen muß der Theologe wohl unterrichtet und jederzeit imstande sein, jedem — auch dem erfahrensten Atheisten gegenüber — die katholische Lehre zur Geltung zu bringen. Zur vollständigen und gründlichen Orientierung auf dem Gebiete der seelischen Thätigkeit der Thiere kenne ich kein besseres Werk, und kann ich kein besseres empfehlen als dasjenige von Dr. Altum „Der Vogel und sein Leben“ (Münster W. bei W. Neumann). Ich habe schon manches Werk über Zoologie gelesen, aber bis zur Stunde keins, welches demjenigen Dr. Altums gerade in denjenigen Fragen, die uns Theologen speciell interessieren, an Wert gleichkäme. Dr. Altum hat in seinem Werke, wie schon der Titel sagt, seine Betrachtungen zwar vorzugsweise am Vogel, dem anziehendsten und interessantesten aller Thiere, angestellt, indessen haben doch die Lehrsätze, welche er auf Grund seiner Wahrnehmungen am Vogel aufstellt, für alle Thiere Geltung. Der aufmerksame Leser wird da über die schwierigsten Fragen und Probleme des Thierlebens, insbesondere über die unbewusste Vernünftigkeit, über den Instinct, über die menschenähnlichen Handlungen der Thiere, über den Mangel jeglicher Ueberlegung und eines selbstgesetzten Zweckes u. in so klarer, überzeugender Weise aufgeklärt, daß er in den Stand gesetzt wird, allen, dem Thierleben entnommenen, und von den Gegnern mit so großer Emphase gegen den Bibelglauben gerichteten Einwürfen siegreich zu begegnen. Wenn irgend einer, so hat Dr. Altum mit Evidenz, und zwar immer an der Hand naturhistorischer Thatfachen, bewiesen,

dass das Thier nichts ist als ein Vieh, ein in der Hand eines höheren Wesens blind und unbewusst, mechanisch handelnder Organismus, ein Wesen, welches sich niemals einen Zweck setzt und nur thut, was es als Maschine thun muss. Wenn irgend einer, so hat Dr. Altum bewiesen, dass auch auf diesem Gebiete der alte katholische Lehrsatz: „animal non agit sed agitur“ der allein richtige ist. Der freundliche Leser wird vielleicht sagen: das alles wissen wir längst, das alles haben wir schon in der Philosophie gehört. Ganz recht, wir haben es in der Philosophie gehört, dort ist es uns mit abstracten, speculativen Gründen auch bewiesen worden, allein Thatfachen sollen nicht bewiesen, sondern constatirt werden, darauf kommt es an, und deshalb ist es nothwendig, dass wir die scholastischen Lehrsätze auch mit Thatfachen aus der Natur belegen können. Brehm erzählt, dass ein Hund, welcher seinen Herrn gerne auf einen Spaziergang begleitet hätte, — wie das ja Hundeart ist — dessen ungeachtet zu Haus bleiben sollte. Was thut nun das kluge Thier? Im Hausflur hebt es sein Bein am Thürpfosten in die Höhe wie um zu p , faum dass sein Herr dieses sieht, öffnet er auch schon die Thüre und jagt den „Schweinehund“ zur Thüre hinaus. Das war aber gerade, was unser Spitz beabsichtigt hatte, um hinaus zu kommen und seinen Herrn begleiten zu können, denn im Freien angelangt, schien er keinerlei Bedürfnis mehr zu haben. „Dieser Hund“, sagt Brehm, „hat also genau wie ein Mensch speculirt und zur Erreichung seines Zwecks sich verstellt, er hat menschlich gelogen.“ Mit solchen, ja mit noch viel frappanteren Beispielen aus dem Thierleben sind die Werke unserer materialistischen Naturforscher angefüllt, und mehr noch als ihre Werke wissen sie ihre „wissenschaftlichen“ öffentlichen Vorträge damit zu spicken; und nun frage ich: was können uns, solchen Thatfachen gegenüber, unsere abstracten, philosophischen Grundsätze nützen? „Facta loquuntur“ und „Hic Rhodus, hic salta“ wird man uns, und zwar mit Recht sagen; denn der Schein ist thatsächlich gegen uns. Wer sieht also nicht ein, dass mehr von uns verlangt werden muss, als nur ein speculatives, philosophisches Wissen, wir müssen Thatfache gegen Thatfache, Erfahrung gegen Erfahrung stellen, wir müssen mit Thatfachen beweisen, dass die Gegner sich durch den Schein haben betrügen lassen. Wohl leistet uns unser philosophisches Wissen große Dienste, aber nicht direct zur Refutation unserer Gegner, sondern nur indirect zur Erleuchtung unserer Schritte auf dem Wege erfahrungsmässiger Forschung. — Damit wollen wir schließen.¹⁾

¹⁾ Es soll hier noch auf das herrliche Werk Dr. Gutberlets „Der Mensch, sein Ursprung und seine Entwicklung“, sowie auf das nicht minder gediegene Werk „Der Trichterwidler“ von E. Basermann S. J. aufmerksam gemacht werden. Beide Werke sind ganz im Dienste der Theologie geschrieben und unseren Zwecken außerordentlich dienlich.

Die kirchlichen Bußzeiten ein überwundener Standpunkt?

Von Josef Laurentius S. J. in Valkenburg.

Die Flutwelle der Genußsucht hat die heutige Gesellschaft überwältigt. Durch die Leichtigkeit, Genußmittel zu erhalten, das unaufhörliche Angebot neuer Genußarten, das Anpreisen derselben als nothwendiger, unentbehrlicher Lebensbedürfnisse, durch das Beispiel in allen gesellschaftlichen Kreisen wird dem Genießen ein bedeutender, ja in ungezählten Einzelfällen ein übergroßer Theil der Zeit und des Besitzes geopfert. Bleibt die Gelegenheit zum Mitgenießen versagt, so wandelt sich das getäuschte Sehnen in Unzufriedenheit und in Haß gegen den Glücklicheren.

Es sollen nun mit den folgenden Zeilen keineswegs dem endlosen Liede von den verderblichen Folgen der Genußsucht noch ein paar weitere Strophen hinzugefügt werden. Ihre Absicht geht nur dahin, den Standpunkt der katholischen Lehre zur Genußsucht klarzulegen und dadurch zugleich die kirchlichen Vorschriften über die Bußzeiten zu beleuchten.

1. Welches ist die Auffassung der katholischen Kirche von der Genußsucht? Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir uns über den Begriff der Genußsucht Rechenschaft geben. Genießen sagt zunächst das Ruhen in dem Besitze des erstrebten Gutes. Diese Befriedigung findet sich sowohl im geistigen als im sinnlichen Genuße. Der letztere, nämlich die Befriedigung des sinnlichen Begehrens, kommt bei der Genußsucht allein in Frage. Doch ist nicht jedes Genießen schon eine Folge der Genußsucht und nicht jedes Streben nach Genuß ist schon Genußsucht. Ist ja des Menschen Leben auf die Benützung der Außenwelt naturnothwendig angewiesen und hat der Schöpfer in seiner Weisheit und Güte mit der Befriedigung der Lebensbedürfnisse ein gewisses Maß des Genußes aufs innigste verbunden. Freilich soll der Genuß nicht zum Ziele werden; er soll seiner Bestimmung nach nur Würze sein. Dann aber darf man denselben auf geordnete Weise suchen, um sich für höhere Aufgaben besser zu befähigen. Denn außer der Lebensfristung ist die erholende Abspannung für den Menschen nothwendig. Tag um Tag in anstrengender Arbeit und oft recht eintönigen Geschäften zubringen oder ernstern Studien obliegen, würde ohne geeignete Unterbrechung zum Schwinden aller Frische und Arbeitslust führen. Körper und Geist müssen durch entprechenden Genuß zu neuem Schaffen angeregt und gestärkt werden. Geht nun das Streben nach sinnlichen Genüssen über die Forderung der Nothwendigkeit und einer vernünftigen Abspannung hinaus, so wird es Genußsucht. Wir können deshalb die Genußsucht als das ungeordnete Streben nach dem sinnlich Angenehmen bezeichnen. Erst dieses übermäßige Streben nach Genuß ist zu verurtheilen.

2. Es liegt der katholischen Anschauung trotz der Fastengebote und trotz der Empfehlung des Bußlebens vollständig fern, ihren Anhängern ein vernünftiges Maß von Vergnügungen vorzuenthalten. Die Zeiten, da unser Volk in seiner Gesamtheit die katholischen Kirchengebote anerkannte, haben deshalb nichts von einem traurig ernstem Wesen. Die kirchlichen Feste waren mit gesellschaftlichen Freuden verbunden. Es schien selbst nicht unpassend, an heiligem Orte geistliche Bühnenspiele vorzuführen¹⁾. Mochten auch die begleitenden weltlichen Vergnügen nicht selten den geistlichen, höheren Theil der Festfreude verdrängen, der zugrunde liegende Gedanke bleibt berechtigt. Ein verweltlichtes Schaustellen, bei welchem „durch scheußliche Vermummung der Ausgelassenheit gedient wurde,“ will schon Innocenz III. aus den Kirchen entfernt wissen²⁾, ohne dadurch das würdige geistliche Schauspiel aus den geweihten Räumen zu weisen. Auch die Sinne des Menschen sollten an der Feier der Glaubensgeheimnisse theilnehmen und dadurch die Seele zu hohem Streben angeeifert werden.

Auch jene, welche sich Lebensstrenge zum Berufe gewählt, fanden ihre bescheidene Freude. Unter dem eifrigen Mönche sich einen Finsterling vorstellen, ist eine völlig irrthümliche Auffassung. Die katholische Ascese schließt keineswegs das Vergnügen aus. Sie weist demselben aber die naturgemäße Schranke an und vertheidigt das über das Gebotene hinausgehende Versagen von Genüssen als sittlich gut.

3. Die Regelung des Genusses nach den Gesetzen der Vernunft wird man der christlichen Lehre kaum zum Fehler anrechnen. Auch wer sich nicht dazu entschließen mag, sein Thun nach christlichen Grundsätzen zu leiten, kennt die Grenzen von „gut“ und „zu viel“. Um seines Leibes Wohlbefinden nicht zu zerstören, wird er von dem sich fern halten, was in seinen Folgen die Gesundheit betrüben könnte. Und sollte ihn schlimme Gelegenheit oder das unbeherrschte Gelüste zu einem „zu viel“ verleitet haben, so bedauert er doch das Geschehene als eine Unflugheit. Seine Vernunft regelt mithin das Verhalten dem zulässigen Genuße gegenüber nicht vollkommener, als das vernunftlose Lebewesen von seinem natürlichen Triebe geleitet wird, nur läßt sich dieses zu keiner Ausschreitung hinreißen, während die Vernunft nicht immer so erfolgreich sich bemüht.

Wenn wir dem Bestreben, aus Rücksicht auf das eigene Wohlbefinden die Genußsucht zu beherrschen, die verdiente Anerkennung ungeschmälert lassen, so scheint uns die christliche Lehre doch eine edlere, menschenwürdigere Auffassung dieses Strebens zu leihen. Sie bleibt nicht bei dem nächstliegenden Vergleiche des dargebotenen Genusses zum leiblichen Wohlbefinden stehen, sondern erkennt in diesem Verhältnisse eine gottgesetzte Schranke der Genußsucht und aus Ehrfurcht gegen das göttliche Gesetz bestimmt sie der ungemessenen

¹⁾ Johann Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters I. Band, Seite 240 ff. — ²⁾ In einem Decretale vom Jahre 1207 in der Sammlung Gregors IX. 3. Buch, 1. Titel, 12. Cap.

Hier eine Grenze. Wie die Verletzung dieser Grenze nicht bloß ein Verstoß gegen die vernünftige Gesundheitspflege ist, sondern eine Missachtung des göttlichen Gebotes, so ist die Einhaltung derselben eine Erfüllung des Gebotes und deshalb sowohl in diesem Leben für den Menschen veredelnd, als auch verdienstlich für die Ewigkeit.

4. Jedoch gilt der katholischen Lehre nicht bloß die Einhaltung der Mäßigkeit als geboten und verdienstlich, sondern nach ihr ist die Entsagung des Erlaubten eine Uebung der Tugend und vor Gott des Lohnes versichert; in den Bußwerken will sich die Kirche ihrem Bräutigam verähnlichen. Diese Werke des freiwilligen Verjagens eines erlaubten Genusses bleiben an sich dem Ermessen des Einzelnen überlassen, können aber in einzelnen Stücken von der kirchlichen Obrigkeit zur Pflicht gemacht werden. Pflichtmäßige Werke der Entsagung sind in den Fastengeboten und in den Gesetzen über die Unterscheidung der Speisen auferlegt. Auch der Einzelne kann sich durch Gelöbniß zu solchen Werken verpflichten. Durch die ehrende Stellung, welche die katholische Lehre dieser Selbstentsagung in der Reihe der gottgefälligen Werke einräumt, gibt sie ihren Anhängern einen mächtigen Antrieb zur Ueberwindung der Genußsucht. Sie leitet die ihrigen zur Selbstbeherrschung und Selbsterziehung an. Wer sich den erlaubten Genuß zu versagen vermag, wird kein Sklave der Genußsucht. Ihm wird jene Unabhängigkeit des Willens von dem sinnlichen Begehren eigen, welche eine vorzügliche Errungenschaft des edlen Geistes ist, hohe Würde verleiht und menschenwürdige Thaten bedingt. Aus Verehrung zu Gott geübt, ist diese Entsagung ein Opfern des Leibes und der niederen Gelüste aus dem höchsten Beweggrunde.

5. Die freiwillige Entsagung, und besonders die gesetzlich geregelte, findet sehr oft nur geringes Verständnis und bei Nichtkatholiken sogar Widerspruch. Eine grundsätzliche Gegnerschaft gegen die Werke der Selbstentsagung ist mit dem christlichen Standpunkte unvereinbar. Die älteste Zeit der Kirche weist die anerkannte Uebung derselben in den verschiedensten Formen auf. Auch die Anhänger des Protestantismus verwarfen dieselben nicht ganz. Die Reformatoren billigten das Fasten, „kehrten aber zu der ursprünglichen Auffassung der Kirche zurück und verwarfen das zwingende Fastengebot und die Meinung, als ob durch die Befolgung eines solchen Gesetzes Gnade bei Gott verdient werden könne.“¹⁾ In der Kirchenordnung für das Kurfürstenthum „der Marken zu Brandenburg“ des Jahres 1540 wird das katholische Fastengebot aufrecht erhalten, „damit auch die Jugend und das unverständige Volk gewehnet werde, sich abzubrecken — — und aber die Jugend und der Gemeine man zu unverständlich und zum Frass geneigt, das, so man sie darzu nicht hielte, in solchem

¹⁾ Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, von Herzog und Plitt, 2. Auflage, Leipzig 1879, IV. Band, Seite 508.

überflüssigem fressen und saufen, erwachen und sich gar nicht abzubrechen lernen würden, Gebet der Obrigkeit, auch wol ein Einsehen zu haben, ein Ordnung zu machen, damit ein jeglicher Hausvater sein Gefinde darzu halte, und sie auch mit dem Bescheid dem zu folgen annemen. Diemeil aber hiezu newe sonderliche Zeit dazu zu verordnen nicht gelegen, Ist es bequem die Zeit, so zuvor hergebracht, als die Woche Freytag und Sonnabend und die XL Tage Faste zu behalten, Auch diemeil zur Zeit der Quadragesime das Fleisch unzeitig und unser Churfürstenthum Brandenburg reichlich mit Fischerei versehen, Ist es nicht unzimlich zu beschaffen, auff dieselbe Zeit des Gebrauchs des Fleisch in der Gemein durchaus sich zu enthalten, Auch die frevliche ubertreter zu strafen.“

Nachdem Daniel¹⁾ mit Berufung auf diese und ähnliche Stellen die Beibehaltung des Fastens in der Reformation nachweist, kann er die Anwendung dieses zu Recht bestehenden frommen Werkes für seine Zeit nicht mehr bestätigen. „Ich weiß auch, so lautet sein Zeugnis, daß heutzutage einzelne Christen der lutherischen Kirche wenigstens am Charfreitag, oder bevor sie zum Tisch des Herrn treten, Fasten halten. Aber diese seltenen Beispiele von Privatfrömmigkeit stoßen die Behauptung nicht um, daß die Uebung des Fastens in der lutherischen Kirche erloschen ist.“

6. Durch diese Thatsache wird jedoch für den Katholiken die Beobachtung des Gebotes erschwert. Was alle thun, wird unschwer nachgeahmt. In einer akatholischen Umgebung aber, welche sich durch kein Fastengebot beengt weiß, der Vorschrift der Kirche zu folgen, fordert eine große Ueberzeugungstreue. Und nicht bloß die Beobachtung dieser Kirchengebote wird schwieriger, der Katholik soll auch den Angriffen auf Abtödtung und verbindliche Abtödtung Rede stehen. Selbst die Sittlichkeit, oder besser die Vernünftigkeit solcher Werke wird in Zweifel gezogen. Freilich sind die Gründe nicht stichhaltig. Die Gassenweisheit beruft sich auf die Erfahrung, daß Fleisch am Freitag gleich zukömmlich ist wie an anderen Tagen. Das war bei der Einführung jener Gebote wohl gerade so bekannt, wie heute. Der Einwand will nichts anderes sagen, wenn er überhaupt einen vernünftigen Sinn hat, daß es eine kleinliche Bestimmung sei, einen an sich erlaubten und zuträglichen Genuß zu untersagen.

7. Sehen wir einmal ab von der gebotenen Enthaltung, so ist doch die Enthaltung einem an sich erlaubten Genuße gegenüber zweifellos sittlich zulässig, und aus dem Beweggrunde, Gott als den höchsten Herrn dadurch zu verehren, ausgeübt, ist sie eine sittlich gute That. Ihre Berechtigung folgt aus dem Abhängigkeits-Verhältnisse des Menschen zu seinem Schöpfer. Diese Bedeutung kommt der freiwilligen Entsagung zu, auch ganz abgesehen von der christlichen

¹⁾ Codex liturgicus ecclesiae lutheranae, Lipsiae 1848, Pag. 32 f.

Glaubenslehre. Eine andere Seite der Selbstentsagung tritt jedoch noch mehr in den Vordergrund. Durch sie soll der Mensch jene Höhe sittlicher Freiheit gewinnen, daß er sich nicht durch sinnliche Gier zum übermäßigen Genuß hinreißen läßt. Die Uebung der Entsagung soll eine Gewähr für die Mäßigung bieten. Der heilige Thomas von Aquin zeichnet die Enthaltung als Tugend nicht insofern sie einfachhin den Genuß von Speise beschränkt, sondern insofern diese Beschränkung nach den Verhältnissen vernunftgemäß geordnet ist. Weil das Verlangen nach Nahrung wegen seiner Heftigkeit und wegen der Nothwendigkeit der Speise zur Fristung des Lebens leicht von der vernünftigen Mitte ablenkt, muß die Enthaltung als eigene Tugend angesehen werden.¹⁾ Dieselbe Rücksicht auf die vernunftgebotene Schranke verleiht auch der Nüchternheit im Gebrauch berauschender Getränke und der Beherrschung des Geschlechtstriebes die Geltung besonderer Tugenden.²⁾ Diese Ausführungen beziehen sich nun bloß auf diejenige Entsagung, welche das Uebermaß in der Befriedigung jener sinnlichen Begierden entfernt. Ihre Beobachtung, die wir unter dem allgemeinen Ausdruck der Mäßigkeit oder Mäßigung zusammenfassen können, ist nicht Rath der Vollkommenheit, sie ist sittliche Pflicht.

8. Aus der sittlichen Forderung der Mäßigung folgt aber die Erlaubtheit und sittliche Vorzüglichkeit der Abtödtung und Selbstverleugnung. Die Bedeutung der Ausdrücke, zumal des letzteren, ist eine sehr weite und umfaßt jede Beherrschung des Strebevermögens durch den die sittliche Vollkommenheit erstrebenden Willen. Insbesondere aber besagt sie die Enthaltung von dem, was ohne Verlezen der Mäßigkeit an sinnlichen Genüssen zulässig ist. Sie ist mithin der Genußsucht durchaus entgegengesetzt; sie wird, wie gesagt, in ihren verschiedensten Formen nach katholischer Lehre als gut und gottgefällig empfohlen. Dadurch glaubt diese nicht in Widerspruch mit der moralischen Tugend zu gerathen. Zwar hat die moralische Tugend die Aufgabe, die geordnete Mitte in der Zulassung und der Abwehr an sich nicht verbotener Dinge einzuhalten. Dieses Streben tritt namentlich bei der Mäßigkeit hervor, von ihr soll der sinnliche Genuß geregelt werden. Zunächst wird das Uebermaß desselben beseitigt. Durch Enthaltung von dem berechtigten Genuß wird aber scheinbar der entgegengesetzte Fehler begangen und dadurch die Mittelstraße der Tugend verlassen.

9. Es soll nun gezeigt werden, daß die Entsagung keineswegs gegen die Tugend verstößt. Sie verzichtet zwar bewusster Weise auf den erlaubten sinnlichen Genuß und beraubt damit die sinnlichen Fähigkeiten der ihnen natürlicherweise zukommenden Bethäti-

¹⁾ Summa theologica IIa. IIae. qu. 146 a 1 u. 2. — ²⁾ Ebend. q. 149 a. 2 und q. 151 a. 2 u. 3.

gung. Damit wird jedoch dem Enthalten noch keineswegs die Natur des tugendgemäßen Verhaltens benommen. Wie die Mäßigkeit überhaupt die Beherrschung der sinnlichen Triebe durch die Vernunft anstrebt, so soll das Enthalten vom Erlaubten diese Herrschaft sichern, in vielen Fällen sogar ermöglichen. Keine sittliche Pflicht gebietet ja, den Sinnen jeden ihnen zugänglichen und mit der Mäßigkeit verträglichen Genuß zu gewähren. Wäre das erfordert, so könnte nur der Wohlhabende menschenwürdig leben. Ferner ist die Befriedigung der sinnlichen Fähigkeiten sich nicht selbst Zweck, sondern bleibt den höheren, geistigen Zielen untergeordnet. Fordern diese ein Enthalten, so ist dasselbe vor der Vernunft gerechtfertigt. Das rechte Verhältnis der Enthaltung zu der dadurch erzielten Unterstützung der sittlichen Aufgaben des Menschen bildet die Mitte. Aus bloßen Vernunftgründen ist also die Berechtigung der Abtödtung erwiesen. Die Glaubenslehre leiht ihr die kräftigste Bestätigung. Nach ihr muß sich der Christ durch Opfer das übernatürliche Ziel erstreiten; die Lehre von der Erbsünde gibt den tiefsten Grund an für jenen Widerspruch des Fleisches gegen den Geist; das Leben des Gottessohnes wird zum erhabenen Vorbild des Opferlebens. Im Lichte dieser Wahrheiten finden auch die außerordentlichen Bußwerke der Heiligen ihre Erklärung; ihre Kasteiungen haben die geordnete Mitte nicht überschritten, weil sich die Rücksicht auf Gesundheit vor dem Werte der übernatürlichen Güter und vor dem Antriebe des heiligen Geistes beugen mußte. Damit ist jedoch eine gleiche Strenge keineswegs jedem Christen angerathen oder auch nur erlaubt. Wollte die Bußstrenge die Standespflichten außeracht lassen oder gar in Schädigung derselben sich selbst suchen, so wäre sie zu verurtheilen. Es wäre ein irregeleiteter, krankhafter Eifer. Mit der katholischen Lehre von der Abtödtung hätte derselbe jedoch ungefähr die Ähnlichkeit wie Astrologie mit Sternkunde.

Within ist die Enthaltung von dem an sich Erlaubten sittlich zulässig. Wird dieselbe aus einer sittlich lobenswerten Absicht vorgenommen, so wird sie zur tugendhaften Handlung. Diese Absicht kann der Dienst Gottes sein oder die eigene Vorbereitung auf diesen Dienst, beziehungsweise die Regelung des sittlichen Verhaltens. So stellt der hl. Thomas¹⁾ die Absichten, aus denen das Fasten auf ein sittliches Gut hingeeordnet werden kann, als ebensoviele Wege auf, die an und für sich sittlich gleichgültige Enthaltung tugendhaft zu machen: Die Beherrschung der Fleischeslust, die Befähigung zu freiem Aufschwung des Geistes in dem Betrachten hoher Wahrheiten, Genugthuung für die Sünden. Das Fasten und die andern Uebungen der Abtödtung sind also keineswegs Erzeugnisse einer unwürdigen Vorstellung von Gott, als wenn das höchste Wesen sich an der Selbstermarterung des armen Geschöpfes freute. Das Fasten hat seinen

¹⁾ a. a. O. IIa. IIae. qu. 147., a. 1.

tieffittlichen Grund in dem Bewußtsein der Sündhaftigkeit, in der Anerkennung des Schöpfers und in seinem Dienste. Es ist Vorbereitung auf diesen Dienst, indem es die sittliche Freiheit gegen den Andrang sinnlicher Lust behauptet. Um im Drange der Leidenschaft nicht zum Unerlaubten fortgerissen zu werden, gewöhnt sich der Mensch in der Abtödtung daran, sich einen Theil des Erlaubten zu versagen.

10. Aus einem sittlichen Beweggrunde sich des irdischen Genusses enthalten, ist somit berechtigt. Die katholische Kirche hält außerdem an der Zulässigkeit fest, eine solche Beschränkung des Genusses auch gesetzlich zu verordnen, und stützt sich dabei auf Beispiele der heiligen Schrift, ohne die diesbezügliche Gesetzgebung des alten Bundes weder auf geradem noch auf krummem Wege als verpflichtend zu erachten.¹⁾

Auch abgesehen von den Anhaltspunkten der Offenbarung und dem beständigen Verhalten der kirchlichen Gewohnheit, haben kirchliche Fastengebote ihre innere Berechtigung. Wie die weltliche Gesetzgebung durch nähere Bestimmung des Naturrechtes das zeitliche Wohl der Unterthanen fördert, so müssen die kirchlichen Vorgesetzten ihre Anordnungen zum geistlichen Nutzen der Gläubigen aufstellen. Weil nun die Uebung des Fastens zur Tilgung und Verhütung der Sünde und um die sittliche Freiheit des Geistes zu behaupten schon durch die natürliche Einsicht von jedem, wenn auch in verschiedener Weise, verlangt wird, so kann dieser sittliche Grundsatz durch die Gesetzgebung näher bestimmt werden. Bei Feststellung der Zeit und Art des Gebotes ist die Rücksicht auf den Nutzen des christlichen Volkes bestimmend.²⁾

Daß übrigens der Protestantismus ein strenges Gebot dieser Art zuließ, hat uns die erwähnte Kirchenordnung belehrt. Dieselbe gebot zwar, freventliche Uebertretung zu strafen, wollte jedoch keine Gewissenspflicht auflegen. „Aber hierbei gebührt sich mit Fleiß dem Volke Bericht zu thun, daß das Gewissen auf solche Zeit und unterschied der Speise keineswegs verbunden, noch daraus für Gott sünde gemacht, außerhalb dem mutwilligen frevel und ergerniß, denn in dem fall verbietung der speise, wie Paulus sagt zu Thimoth., wer verfürisch und Teuffelisch leer.“³⁾ Dieser Einschränkung fehlt jedoch die Folgerichtigkeit. Wird der Obrigkeit die Berechtigung zu einem Gesetze zugestanden, so darf sie auch innere Verpflichtung damit ver-

¹⁾ Nach Harnack sind die pseudo-apostolischen Rechtsordnungen schuld an der Aufnahme der Fastengebote. „Durch die apostolischen Rechtsordnungen hat nicht nur fort und fort und in steigendem Maße der moralistische und gesetzliche Geist in der katholischen Kirche sich befestigt, sondern sie sind auch das Medium gewesen, durch welches einst überwundene, alttestamentliche Ceremonialgebote wiederum in die Kirche eingedrungen sind.“ *Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur* II Band, Leipzig 1886, Seite 240. —

²⁾ Vgl. S. Thom. II^a. II^ae. q. 147 a. 3. — ³⁾ Daniel, a. a. D.

binden. Fehlt diese Verpflichtung des Gewissens, so wird das Gebot, wie die Kirchenordnung es will, zur Polizeimaßregel. „Du darfst das Gesetz ohne Scheu übertreten, aber wehe, wenn du über die Gesetzwidrigkeit ertappt wirst.“ Obwohl nun der Staat nicht selten es bei dieser bedingten Verpflichtung entweder zum Gesetze oder zur Uebernahme der Strafe beläßt, so kann diese Art der Gesetzgebung bei der Kirche nur in seltenen Ausnahmefällen Anwendung finden. Sie muß die vollkommene Beobachtung des göttlichen Gebotes anbahnen und deshalb wie dieses die Gewissenspflicht hervorheben.

11. Aber gerade die Verbindlichkeit im Gewissen war den Gegnern der katholischen Kirche anstößig. Nicht nur die Gottgefälligkeit solcher Werke wurde geleugnet, auch deshalb sollten die Fastengebote nicht mehr verpflichten, weil „zum dritten, solche Traditiones sind zu hoher Beschwerung der Gewissen geraten“¹⁾ Nur als Zuchtmittel für „ein jung, einfältig Volk“ durften sie beibehalten werden. Der Einwand, die Gebote würden zum Fallstrich der Gewissen, läßt sich gegen jede gesetzliche Verpflichtung erheben, findet aber bezüglich der Fastenvorschriften schon beim hl. Thomas²⁾ seine Antwort. Allgemeine Vorschriften nämlich verpflichten die Einzelnen in verschiedener Weise, insofern es zur Erreichung der Absicht des Gesetzgebers erfordert wird. Wird nun in der Uebertretung dessen Ansehen verachtet oder seine Absicht vereitelt, so ist das Zuwiderhandeln schwer sündhaft. Geschieht dieselbe indes aus einem vernünftigen Grunde, besonders wenn der Gesetzgeber, falls er von dem vorliegenden Falle Kenntniss nähme, sich gegen die Beobachtung entscheiden würde, so begründet die Verletzung des Gesetzes keine schwere Sünde.

Bevor der heilige Kirchenlehrer diese Worte schrieb, hatte Innocenz III. die Zulässigkeit solcher Entschuldigungsgründe gesetzlich anerkannt. Auf die Frage, wie sich der kirchliche Obere den Gläubigen gegenüber zu verhalten habe, welche während der Fastenzeit erkranken und nun Befreiung von dem Verbote des Fleischgenußes erbitten, indem sie zum Ersatz Werke der Mildthätigkeit versprechen oder einfachhin die Befreiung als ihr Recht fordern, gibt der Papst den Bescheid: „Da der Nothfall dem Gesetze nicht unterliegt, so kann und soll der Vorgesetzte dem Verlangen der Kranken entgegenkommen, damit dieselben vor größerem Schaden bewahrt bleiben.“³⁾ Wie ausgiebig der Grundsatz Innocenz' III. heute nach fast sieben Jahrhunderten zur Verwendung kommt, zeigen die weitgehenden Einschränkungen des alten Fastengebotes und die zahlreichen Befugnisse der Seelsorger, aus genügenden Gründen von der Verpflichtung der Fastengebote zu entbinden. Die katholische Kirche bezeugt durch ihr Festhalten an diesen Geboten die Nothwendigkeit der Abtödtung für alle, ist aber bereit, die Grenzen

¹⁾ Vgl. Herzog und Plitt a. a. O. — ²⁾ Summa theol. II^a. II^{ae}. q. 147, a. 3. ad. 2. — ³⁾ Vgl. 3. Buch der Decretalen Gregor IX. Titel 46. Cap. 2.

ihrer Vorschriften nach den veränderten Zeiten und Verhältnissen anders zu gestalten.

12. Vergleichen wir die kirchlichen Lehren über die Abtödtung und die daraus gefolgerte kirchliche Uebung mit den Forderungen der Genußsucht, so muß das Kirchengebot in dieser Hinsicht als wohlthätig erscheinen. Während die Genußsucht die Befriedigung der niederen Gelüste erstrebt, lehrt die Kirche das sittliche Gebot der Regelung des Genußes. Weil es der gewaltigen Hineigung zum sinnlichen Genuße gegenüber sehr schwer würde, das sinnliche Begehren nur in erlaubter Weise zu befriedigen, stellt die katholische Kirche die Lehre von dem sittlichen Werte der Abtödtung klar hin und verpflichtet ihre Anhänger zu einigen Uebungen dieser Enthaltung. Diese Vorschriften gelten nicht bloß für „ein jung einfältig Volk“, sondern für alle, welchen ihre Beobachtung durch die Verhältnisse nicht übermäßig erschwert ist. Die hohe Bedeutung für die sittliche Stärkung des Willens und damit für eine erfolgreiche Bekämpfung der Genußsucht kommt diesen Geboten aus der katholischen Lehre von den guten Werken. Von dieser Grundlage losgelöst, wären es nur äußere Zuchtmittel. Aber getragen von der Ueberzeugung, daß in solchen Werken ein wahrer Dienst Gottes geübt wird, daß der menschliche Wille durch die Uebernahme der Entfagung seine Abhängigkeit gegen Gott zum Ausdruck bringt, sich selbst für die Beobachtung der göttlichen Gebote geneigter macht und für ihre Uebertretung Sühne leistet, erscheint die an sich lästige kirchliche Vorschrift in der innigsten Beziehung zu den höchsten Gütern des Menschen. Nur eine allseitige Einsicht in den Wert solcher Werke erklärt die Thatfache, daß sovieler erleuchtete Geister in der Uebernahme derselben weiter giengen, als das Gebot es forderte. Namentlich aber waren diese Werke stets der Ausdruck ernster Bußgesinnung. Wer sich großer Vergehen schuldig wußte, fand in ihnen das Mittel großer Sühne, „denn nicht gleiche Frucht guter Werke wird bei demjenigen gefordert, welcher gar nicht oder nur Geringes fehlte und bei dem, welcher sich schwer verging. Jener ist sich keiner Schuld bewußt und gestattet sich den Genuß in erlaubten Dingen; dieser, in vielen Stücken von Schuld gedrückt, soll sich auch vom Erlaubten enthalten“. ¹⁾ Wenn aber dieselben Gründe, wodurch die Kirche in früheren Zeiten zur Festsetzung von Bußzeiten und vergangene Geschlechter zu ihrer Beobachtung angetrieben wurden, im gleichen Umfange heute vorhanden sind, dann sind auch heute noch kirchliche Bußzeiten berechtigt und ihre Beobachtung ist den Menschen zum Heile.

¹⁾ Vgl. Gratian, dist 2 c. 89 de poenitentia.

Die Bergpredigt nach Matthäus (Cap. 5, 6, 7).*)

Von Pfarrer A. Riefterer in Müllen, Baden.

Neunter Artikel. (Schluß.)

C. Warnung vor dem Richten. (7, 1—6).

1. Nachdem der Herr die Seinen ermahnt, im Himmel mit seinen unvergänglichen Schätzen das Ziel ihrer Sehnsucht und ihres Strebens zu erkennen, deshalb vom Irdischen sich nicht fesseln zu lassen, sondern nach dem Reiche Gottes zu trachten, zeigt er jetzt, daß dieser auf das Himmelreich gerichtete Sinn frei bleiben muß von liebloser Strenge, von unzeitigem Eifern, daß der nach dem Himmelreiche Strebende wie eines rechten Verhältnisses zu Gott so auch eines gerechten Benehmens gegen den Nebenmenschen sich zu befleißigen nicht den Nächsten, sondern sich selbst zu richten hat. Nichts ist zur Erlangung des Himmelreichs nothwendiger als das Böse in sich selbst zu erkennen und seine Ausrottung vor allem andern sich angelegen sein zu lassen. Nichts aber ist dieser Erkenntnis und Besserung seiner selbst so hinderlich als die Gewohnheit, den Nächsten zu richten, hochmüthig wider seine Gebrechen zu eifern. Darum warnt der Herr eindringlich davor.

Auch diese Mahnung des Herrn hat ihre Spitze gegen die Gepflogenheit des pharisäischen Israel, dem das Richten gewissermaßen im Blute lag. Die Pharisäer betrachteten es als eine Forderung des Gezeheisefers, recht schroff und strenge im Urtheile über andere zu sein, namentlich die Nichtpharisäer, besonders die Heiden zu verdammen. Vor solchem falschen Eifer, solch hochmüthiger selbstgefälliger Strenge, warnt der Herr, indem er den Seinen zuruft: 1. „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet.“

Richtet nicht ist nicht gleich: verdammet nicht! denn es müßte, wenn das Griechische so zu verstehen wäre, wie auch sonst (Röm. 2, 1; 14, 4; Gal. 5, 10; Hebr. 10, 30), durch den Zusammenhang angezeigt sein (Schanz). Richten heißt vielmehr: Gericht halten. Da aber jedem Gericht halten eine Anklage vorausgehen muß und in dem von Jesus gesetzten Falle Kläger und Richter eine Person sind, ist „nicht richten“ gleichbedeutend mit „nicht anklagen“ und zugleich mit „losprechen“. Der verneinende Satz in den bejahenden umgestaltet, hieße somit das Gebot Jesu: Sprechet los! Der Warnung: Richtet nicht! entspricht das Gebot: Sprechet los! Daß das der Sinn der Worte Jesu ist, lehrt Luk. 6, 37, wo auf „Richtet nicht“ als dessen Erklärung folgt: „Bebet frei, auf daß ihr freigegeben werdet.“ Der Herr will also sagen: „Klaget nicht an, vertheidiget vielmehr, verurtheilet nicht, sondern sprecht los (Schegg)! Schauet die Handlungen eurer Mitmenschen von der Seite an, nach welcher sie gerechtfertigt oder entschuldigt werden können. Leget nicht den

*) Siehe Jahrgänge 1896, 1897 und 1898.

Maßstab der Strenge, sondern den der Liebe und Milde an (1 Cor. 13, 4 f.). Selbstverständlich wird durch dieses Gebot nur das Privat-urtheil über die Handlungen anderer betroffen, nicht aber das öffentliche Rechtsverfahren noch auch die brüderliche Zurechtweisung und das Privaturtheil in ganz unzweifelhaften Fällen, denn was schlecht ist, muß schlecht bleiben, und was tadelnswert ist, kann man nicht loben. Uebrigens wird der Christ sich mit den Angelegenheiten des Nächsten überhaupt nicht beschäftigen, so lange nicht für ihn oder die Gesellschaft ein Schaden entsteht oder von der brüderlichen Zurechtweisung kein Erfolg zu erwarten ist.

Der Herr gibt auch an, was uns zum Nichtrichten bewegen soll: Richten sollen wir nicht, „damit wir nicht gerichtet werden“, das heißt also nach dem Sinne des Vordersatzes, damit wir selbst beim messianischen Gerichte (denn von diesem ist die Rede) losgesprochen werden (vgl. Jak. 2, 13; Gal. 6, 1). Einige haben an das Richten durch andere gedacht. Aber das ist nicht entsprechend, weil B. 2 dazu nicht paßt und die Vergeltung in der ganzen Rede die messianische ist (5, 1—12; 19, 20, 22, 25, 29; 6, 1 u. f. w.)

Ist aber Nichtrichten, um selbst nicht gerichtet zu werden, nicht ein unwürdiger, der christlichen Vollkommenheit gar wenig entsprechender Beweggrund? Nein, denn es liegt darin nicht der Ausdruck einer eigennützigen Klugheitsregel, sondern der Ausdruck der Demuth und Anerkennung der eigenen Schwäche und Sündhaftigkeit. Nicht richten, um selbst Gnade zu finden, ist eines Christen ebenso wenig unwürdig, als den Schuldigern zu vergeben, um selbst Vergebung zu erlangen. Wie aber vergeben allein nicht ausreicht, um Vergebung zu erlangen, so ist auch die Enthaltung von unchristlichem Richten allein nicht genügend, um selbst von Gott ein gnädiges Urtheil zu erlangen. Es müssen auch die andern Gebote erfüllt werden. Uebrigens wird derjenige, der in allweg dieser Mahnung folgt, auch im andern so handeln, daß er bestehen kann.

2. Da man aber so sehr geneigt ist, zu richten, so begründet der Herr, damit man wohl erwäge, was daraus folgt, seine Mahnung mit einem bei den Juden sehr üblichen Sprichworte vom strengen Wiedervergeltungsrechte: Wie du — so dir! Der Gedanke ist ausgesprochen zuerst in der Sache, dann im Bild. Dieses Bild vom Maße kommt auch sonst zur Anwendung. So Luk. 6, 38, wo es verbunden ist mit der Forderung, zu geben. Vertheidiget, sprecht los, damit auch der himmlische Richter euch in Schutz nehme und losspreche, „denn nach welchem Gerichte ihr richtet, werdet ihr gerichtet, und nach welchem Maße ihr messet, wird euch gemessen werden“ von Gott. Je nachdem du vertheidigt und losgesprochen, oder angeklagt und verurtheilt hast, wirst auch du vertheidigt und losgesprochen oder angeklagt und verurtheilt werden, — je nachdem dein Maß das Maß der Strenge oder Güte war, wirst auch du voll zurück erhalten das Maß der Strenge oder Güte. Mit dem

göttlichen Gerichtsmaße kann gedroht werden, zwar nicht insoferne es in der Ungerechtigkeit wohl aber in der Strenge uns vergeltender Gerechtigkeit dem menschlichen entsprechen wird. Urtheile also, da du so leicht ungerecht und strenge urtheilst, gar nicht; wenn es aber überhaupt am Platze ist, mild und gütig, damit du nicht durch das Gegentheil wenn auch nicht ein ungerechtes, so doch ein strenges und unerbittliches Gericht Gottes über dich herausforderst, denn indem du den Nächsten unnachsichtlich richtest, willst du gewissermaßen, daß auch deine Sünden einer strengen Untersuchung unterworfen werden und kannst dich nicht beklagen, wenn du selbst strenge Rechenschaft wirst zu bestehen haben.

Es ist zu beachten, daß es heißt „nach“ welchem Maße wörtlich in Gemäßheit welchen Maßes, nicht eigentlich „mit“ welchem Maße. Unser Maß ist nicht ohne weiteres Gottes Maß, sondern nur das Vorbild seines Maßes. Von uns hängt es ab, ob er das Maß der Strenge oder der Milde gebraucht. In beiden Fällen mißt er aber mit seinem eigenen Maße. (Schanz).

3. Jesus zeigt nun in ungemein kraftvollen Worten die giftige Wurzel, aus welcher die böse Gewohnheit des Richtens sproßt: Hochmuth und Heuchelei. Durch die Form der Unrede wird die Darlegung sehr lebhaft und bewegt.

„Was siehst du den Splitter im Auge deines Bruders, merkst aber nicht den Balken in deinem Auge?“ Weil man im eigenen Auge etwas nicht im strengen Sinne sehen kann, wählt Jesus das zweitemal „merken“, „innerwerden“ (Schegg). So lange du selbst Balken in deinem Auge hast, ist es ein ungeheurer Hochmuth und große Heuchelei von dir, den Bruder um eines Splitters willen zur Rede zu stellen. „Oder“, sag' selbst, „wie darfst du zu deinem Bruder sagen, halt ich möchte den Splitter aus deinem Auge herausziehen und siehe der Balken in deinem Auge!“ Die Auslassung der Copula gibt dem Worte großen Nachdruck. „Heuchler, zieh' zuerst den Balken aus deinem Auge und alsdann magst du zusehen, um den Splitter aus dem Auge deines Bruders zu ziehen.“ „Heuchler“, nennt der Herr einen solchen, weil er eben dadurch, daß er andere zurechtweisen will, sich als gut und fehlerlos darstellt, da er doch weiß, daß er's nicht ist. Hochmuth und Heuchelei sind es, welche das Ungeheuerliche dir möglich machen, daß du den geringsten Fehler des Mitmenschen siehst und verurtheilst, dagegen deine eigenen groben Sünden nicht siehst und nicht anschlägst. Zudringlich willst du deinen Nächsten heilen von seinen geringen Sünden, während du dich selbst von viel größeren besleckt weißt; heuchlerischer Arzt, hilf dir selbst! Nur, wenn du dich selbst gebessert hast, bist du berechtigt und darfst du auf Erfolg hoffen, andere zu bessern. Du wirst aber je schärfer dein Auge für die eigenen Fehler wird, an dir selbst so viel und so lange zu bessern haben, daß dir die Lust vergehen wird, dich mit fremden Fehlern abzugeben (sofern du nicht durch Pflicht und Amt

dazu veranlaßt bist). So viele Balken im eigenen Auge werden sich dir bemerklich machen, daß du fremde Splitter nicht mehr anschlagen magst. Das hier gebrauchte Sprichwort „den Splitter im fremden Auge sehen, dagegen den Balken im eigenen nicht“ in der Bedeutung: an andern kleine Fehler ausfindig machen, die eigenen großen aber nicht beachten, findet sich oft bei den Rabbinen, auch im Arabischen und dem Gedanken nach unter andern Bildern bei allen Völkern. Der Ausdruck „Splitter im Auge“ ist sehr bezeichnend, um die Geringfügigkeit eines Fehlers zu bezeichnen. Das Auge ist ja sehr empfindlich gegen jeden fremden Gegenstand und besonders gegen einen Splitter. Darum kann überhaupt nur ein ganz kleiner Splitter im Auge sein. Weil sodann, um den Splitter im Auge herauszufinden, eine sehr eingehende scharfe Beobachtung nothwendig ist, so wird mit dem Splittersehen die lieblose Aufmerksamkeit auf fremde Fehler sehr gut veranschaulicht.

Dem Splitter gegenüber bietet sich anderseits der volksthümlichen, im Sprichwort starke Ausdrücke liebenden Sprache der „Balken“ zur Bezeichnung recht grober, großer Vergehen von selbst dar.

Mit dem „Heuchler“, womit er den großen Bohn an den Tag legt, gegen die, welche also handeln (Ehryf.), zielt Jesus deutlich wieder auf die Pharisäer, die im eigentlichen Sinne Splitterrichter waren, indem sie die kleinen Fehler der andern verdammt und sich über die eigenen großen wegsetzten. Ohne Heuchelei kann selbstverständlich nicht so gehandelt werden. Nur der Heuchler kann, um ein anderes Wort des Herrn zu gebrauchen, Rücken zeigen und Kameele verschlucken. (Matth. 23, 24).

„Alsdann wirst du zusehen, daß“, ist nicht futurisch, als ob damit gesagt wäre, daß die Selbstbesserung nothwendig auch das Streben, den Nebenmenschen zu bessern, nach sich ziehe (Meyer); es ist vielmehr concessiv, gibt aber ein Zugeständnis an, welches vom Standpunkte Jesu nicht so bald eintreten wird. Dieser Standpunkt ist nämlich der des Mißtrauens auf sich selbst, der Demuth und Furcht, gerichtet zu werden. Von da aus die Fehler des Nächsten betrachtet, erscheinen sie stets als Splitter, die eigenen als Balken. (Schegg.) „Doch gibt Jesus auch hier nur eine Vorschrift für die Gesinnung, nicht für die äußere That. Bei unveränderlicher Gesinnung richtet sich die äußere Handlung nach dem obersten Grundsatz der Ehre Gottes und des Seelenheiles unseres Mitbruders.“

B. 6. Die Warnung vor dem Nichten schließt die Beurtheilung des Nebenmenschen zu dem Zwecke, sich über seinen Zustand ein richtiges Urtheil zu bilden, nicht aus. Eine solche ist vielmehr besonders für die Apostel, damit sie nicht aus Mangel an Urtheil das Heilige und die Perlen des Evangeliums durch unvorsichtige Mittheilung an Unwürdige entehren, durchaus nothwendig. Darum mahnt der Herr weiter: „Nicht gebet das Heilige den Hunden und werfet

eure Perlen nicht vor die Schweine, damit sie dieselben nicht mit ihren Füßen zertreten und sich umwenden und euch zerreißen.“

Man sieht leicht, daß dieser V. mit B. 5 nicht im engen Zusammenhange steht. Es wäre höchst befremdlich, sagt Schegg, wenn Jesus auf einmal seine Ausdrücke so ganz änderte; zu denen, die er Heuchler genannt, würde er hier sagen: Werfet eure Perlen; jene, die oben nur einen Splitter im Auge hatten, würden jetzt auf einmal Hunde und Schweine. Dagegen findet eine Beziehung auf B. 1 statt, insoferne unser Wort in gewissem Sinne eine besonders den Aposteln geltende Einschränkung des dort Ausgesprochenen ist. Hat der Herr dort alle zur Nachsicht gemahnt, so jetzt besonders seine Apostel zur Vorsicht. Sie sollen sich nicht etwa durch das Beispiel der Pharisäer zu einem blinden Befehrsgeiz verleiten lassen. Alle Unbesonnenheit und Aufdringlichkeit in Anbietung des Heils sollten sie sorgfältig meiden, damit nicht durch ihre Schuld die erhabenen Güter des messianischen Reiches der Verunehrung anheimfallen. Bald werden die zwölf mit „dem Heiligen“, „ihren Perlen“, den ihnen anvertrauten Schätzen der göttlichen Wahrheit und Gnade vor die Welt hintreten. Ihre Schätze sind nun wohl für alle bestimmt, aber nicht alle sind ihrer würdig. Solche sollen ihrer nicht theilhaftig werden. Das Heilige den Heiligen, nicht den Hunden und die Perlen nicht den Schweinen. Es wäre ein Frevel am Heiligen und Kostbaren, wollte man sie ihnen mittheilen. Hier gilt Vorsicht, Zurückhaltung, richtige Beurtheilung des Menschen. Und wenn der Apostel dieser zufolge die Hunde für Hunde und die Schweine für Schweine ansieht und sich demgemäß hütet, sein Heiliges und seine Perlen ihnen anzubieten, so ist das kein liebloses Richten, sondern pflichtgemäße Sorgfalt.

Der erste Spruch „das Heilige nicht den Hunden“ schließt sich an die gesetzliche Vorschrift an, daß von den „heiligen Dingen“, das ist von dem Opfertheile, der nach dem Gesetze den Priestern sowohl von den blutigen als unblutigen Opfern gehörte, kein Unheiliger essen durfte, das ist kein Priester im Stande levitischer Unreinheit, keine Priestertochter, die an einen Nichtpriester verheiratet war, niemand, der nicht zur priesterlichen Familie gehörte. Wenn das trotzdem geschähe, so wäre es ein großer Frevel. Ein viel größerer aber wäre es, wenn man „das Heilige“ den Hunden gäbe, für die nur das Unreine, das Aas ist (Exod. 22, 30). Das Heilige ist also nicht im weitesten Sinne überhaupt für etwas Heiliges zu nehmen, sondern es bezeichnet zum Unterschied vom bloß Reinen die Opfergaben sowohl blutige als unblutige, insoweit sie den Priestern zum Lebensunterhalte bestimmt waren als Fleisch, Brot, Wein, Del, Früchte u. (vgl. Lev. 22, 2—10). „Perlen“ sind wie gewöhnlich das Bild von etwas Kostlichem (Matth. 13, 45; 1 Tim. 2, 9; Off. 17, 4). Das „Heilige“ und die „Perlen“ bezeichnen dieselbe Sache nur nach verschiedenen Seiten. Man mag etwa sagen, daß

das Heilige auf den himmlischen Ursprung und den himmlischen Zweck, die Perle aber auf den höhern Wert und die erhabene Schönheit der Gaben des Evangeliums hinweist.

„Hund“ und „Schwein“ werden von profanen und heiligen Schriftstellern öfters als unreine Thiere nebeneinander gestellt (Hor. ep. I, 2, 26; II, 2, 75; LXX 1 Kön. 21, 19; 22, 38; Spr. 26, 11; 2 Petr. 2, 22), wie sie heute noch im Orient zu den verachteten Thieren gehören, jene wegen ihrer Schamlosigkeit, diese wegen ihres Schmutzes (Deut. 23, 18; Spr. 11, 22; Matth. 15, 26; 2 Sam. 3, 8; 9, 8; 2 Kön. 8, 13; Phil. 3, 2). Beide Namen sind also sprechende Bezeichnungen für Menschen, die wegen ihrer niedrigen, boshaften und schmutzigen Gesinnung keinerlei Verständnis und Bedürfnis für himmlische Dinge haben.

Die Uebertragung der Mahnung des Herrn ergibt sich leicht. Die Mysterien des Christenthums, seine Glaubens- und Gnadengeheimnisse sind das Heilige, sind die Perlen. Sie dürfen den Menschen, welche sie nicht zu würdigen wissen, dafür unempfänglich, verstockt sind, ebenso wenig mitgetheilt werden als eine Opfer Speise den Hunden oder Perlenschmuck den Schweinen. Wie diese die kostbaren Perlen nicht mehr achten als eine Scholle Roth, wohl auf sie, wie auf etwas Freßbares zulaufen, dann aber getäuscht, wuthentbrannt und ergrimmt dieselben mit Füßen treten und am Ende noch wider den Geber sich wenden, so würden die Unwürdigen, denen das Heilige des Christenthums, die unendlich kostbaren Güter seiner Wahrheit und Gnade kundgethan würden, durch Lästerung, Hohn und Spott sie profanieren und an den Boten des Herrn selbst zum Danke ihre boshafte Wuth auslassen (Joh. 1, 5; 3, 19; 8, 44). Die Kirchengeschichte und die Erfahrung bestätigen diese Weissagung des Herrn nur zu reichlich. Die Jünger sollen also namentlich bezüglich der höchsten Geheimnisse Vorsicht bei der Auswahl des Mittheilenden (vgl. 10, 12 ff.) walten lassen, sie nur Würdigen, von denen eine gute Anwendung zu hoffen, anbieten. Wer als ein Würdiger oder Unwürdiger zu betrachten, darüber spricht sich der Herr nicht aus. Er geht von der Voraussetzung aus, daß man „Hunde“ und „Schweine“ kenne.

Diese Vorschrift des Herrn wurde von den Aposteln und überhaupt in der alten Kirche streng befolgt. Schon der Apostel Paulus zögerte, den noch fleischlichen Korinthern die Speise höherer christlicher Weisheit zu spenden (1 Kor. 2, 6 ff.; 3, 1 ff.; vgl. 1 Kor. 2, 14; 2 Tim., 3, 5; 4, 15; Tit. 3, 10). Auf unsere Mahnung gründete die alte Kirche wohl auch die Arkandisciplin, welche bekanntlich darin besteht, daß man von den Mysterien, besonders von der heiligen Eucharistie nur mit der größten Zurückhaltung und symbolisch sprach theils aus Furcht vor Entweihung durch Ungläubige, theils wegen mangelnden Verständnisses bei weniger Unterrichteten.

Die Ausdrücke „Hunde“ und „Schweine“ werden von manchen als Bezeichnungen verschiedener Menschenklassen aufgefaßt. Chrysostomus zum Beispiel macht den Unterschied, daß das eine Thier die Ungläubigen, das andere die schlechten Christen bedeute. Hilarius denkt einerseits an die Heiden, anderseits an die Häretiker. Andere anders. Wird nun solch ein Unterschied angenommen, so wird auch beiden Thieren ein verschiedenes Verhalten gegen die Gabe zugeschrieben und der Schlusssatz („damit sie nicht“) auf beide Thiere vertheilt. Die Hunde nämlich, welche im Oriente reißende Thiere sind, bezeichnen dann die wüthenden Verfolger, welche, wenn das Heilige ihnen angeboten wird, die Geber zerreißen, die Schweine die Lüstlinge, welche die Gaben in den Koth ziehen. Aber da eine solche Vertheilung etwas Gewaltthätiges hat und der Hund in der biblischen Sprache und bei den Klassikern wohl als das Bild der Unverschämtheit, nicht aber gerade als das des reißenden Verfolgers erscheint, was eher der Wolf ist, so bezieht man wohl besser den ganzen Schlusssatz auf das letzte Subject, so daß also das Bild bezüglich der Hunde, wohl weil die entsprechende Anwendung als selbstverständlich betrachtet wird, nicht weiter ausgeführt erscheint und der Schlusssatz malerisch das Verhalten des wilden Schweines gegen die Gabe nud den Geber, wie oben erklärt ist, schildert.

D. Aufforderung zum Bittgebet (7—13).

Jesus hat bisher von den Seinen Großes, Außerordentliches verlangt. Sie sollen Herren ihrer Leidenschaften sein, zum Himmel streben und nicht bloß den Engeln, sondern Gott selbst, soweit es Menschen möglich, gleich werden; seine Apostel insbesondere sollen einen schweren Beruf treu erfüllen. Leicht hätten alle zaghaft werden mögen, ob sie das Alles werden leisten können. Sie zu ermuntern, weist der Herr mit großem Nachdruck auf die mächtige Hilfe des dringenden und anhaltenden Gebetes hin, das Allen Kraft zur Gerechtigkeit, den Boten des Herrn Einsicht und Weisheit für die rechte Erfüllung ihres Berufes vermittelt. Es kann nicht auffallen, daß hier zum zweitenmal vom Gebete gesprochen wird. Oben (6, 5 ff.) wurde das Gebet überhaupt als ein Werk der Gottseligkeit betrachtet, um uns zu belehren, in welcher Gesinnung und Weise es zu verrichten ist. Hier aber ist vom Bittgebet als einem Mittel des Heiles die Rede. Zu enge ist die Beziehung auf den Empfang des andern Mitzutheilenden (des Heiligen und der Perlen). Alle sollen bitten um die Kraft zur Erfüllung der Gerechtigkeit, die Apostel insbesondere auch um Weisheit zur rechten Mittheilung des schon als vorhanden gedachten Heiligen.

7. f. „Bittet und euch wird gegeben werden, suchet und ihr werdet finden, klopfet an und euch wird aufgethan werden; denn Jeder, der bittet, empfängt, und dem, der klopft, wird aufgethan werden.“ Dreimal befiehlt der Herr und jedem Befehle wird eine

Verheißung beigelegt. Aus dieser Eindringlichkeit erhellt die Wichtigkeit der Aufforderung. Durch diese dreifache Mahnung „bittet“, „suchet“, „klopfet an“, wird das anhaltende, eifrige, beharrliche, ausdauernde Gebet befohlen. Er befiehlt zu bitten, bemerkt Chrysostomus, nicht nur obenhin, sondern mit Beharrlichkeit und Anstrengung. Das bezeichnet das Suchen; wenn er aber sagt: Klopfet an, so zeigt er damit den großen Eifer und das inbrünstige Verlangen. Die gleiche Zahl der feierlichen Zusicherungen soll die Hoffnung und das Vertrauen auf die Erhörung einschärfen. Stehe also nicht ab, bis du empfangen, strebe fort, bis du gefunden, weiche nicht, bis dir geöffnet ist. Keineswegs ist Gott wie ein Mensch, der erst durch Ungeßüm bewogen werden muß. Nein. Aber Jesus stellt uns Gott unter einem menschlichen Bilde vor und zwar zu unserem Nutzen, um uns das Gebet recht zu empfehlen und uns eine große Sehnsucht nach den himmlischen Dingen einzulösen. Wenn Gott, sagt St. Augustin, nicht sogleich gibt, empfiehlt er seine Gaben, denn das lang ersehnte Gut wird um so wertvoller und angenehmer, das sogleich empfangene verliert an der Unnehmlichkeit; durch Bitten und Suchen wächst das Verlangen, es zu erhalten. Andere meinen, daß durch die drei Ausdrücke mehr nur die verschiedenen Arten des Bittens bezeichnet werden, daß der Herr zum Vertrauen wecken wolle, indem er jeder Art des Bittens, mag es sich äußern, wie immer, Erhörung verheißt.

In B. 8 begründet Jesus seine Aufforderung durch Berufung auf einen allgemeinen Erfahrungssatz: Bittet vertrauensvoll, anhaltend, denn auch bei Gott gilt, was im gewöhnlichen Leben Geltung hat: Jeder, Jeder, der beharrlich und vertrauensvoll bittet, erhält vom himmlischen Vater, wenn auch nicht immer das, was er erbittet, so doch jedenfalls, was ihm gut ist. Das rechte Gebet ist nie ohne Verdienst und Wirkung.

B. 9 verstärkt der Herr seine Verheißung durch ein Gleichnis: Bittet und es wird euch Gutes gegeben werden, so gewiß, als der allgute, himmlische Vater sich nicht von einem sündigen, irdischen Vater übertreffen läßt, der schon seinem bittenden Kinde Gutes zu geben geneigt ist.

„Oder“, was meint ihr, „wer aus euch“ der doch nur „ein“ böser „Mensch“ ist, „wenn ihn sein Sohn um Brot bittet, — doch nicht einen Stein wird er ihm geben? Oder auch“ ein zweiter Fall, „wenn er um einen Fisch bäte, eine Schlange wird er ihm doch nicht geben? Wenn nun ihr, die ihr doch böse seid, gute Gaben euren Kindern zu geben wisset“, geneigt seid, „wie viel mehr wird euer Vater, der im Himmel ist, Gutes geben, denen, die ihn bitten.“ Wir haben in diesem Satze ein Anatoluth, wie es in lebhaften Fragen nicht selten der Fall ist. Dieser Wechsel der Construction, bemerkt gut H. Weiß, meist mit noch größerer Entschiedenheit, als es ein regulär gebildetes Satzgefüge thun würde, die Möglichkeit ab, als könne auch nur ein menschlicher Vater seinem Kinde statt des erbetenen Guten

etwas Unnützes oder Schädliches reichen, trügllich einen Stein statt des Brotkuchens oder hinterlistig eine Schlange statt eines Fisches. Wenn somit ein abschlägiger, kränkender Beisheid auf eine Bitte selbst von menschlichen Vätern nicht gegeben wird, die doch von Natur aus zum Bösen hinneigen (Gen. 8, 21) und demnach oft genug ihren verkehrten Willen bethätigen, um wie viel weniger, so schließt der Herr, wird dann der nach seinem Wesen und Wirken als der allgütige bekannte, himmlische Vater, den um das messianische Reich und seine Güter im Gebete Flehenden, seinen mächtigen Beistand verweigern. Aehnlich heißt es schon Js. 49, 15: Kann wohl ein Weib ihr Kind vergessen, so daß sie nicht sich erbarme ob des Sohnes ihres Schoßes? Und wenn auch sie sein vergäße, so will doch ich nicht dein vergessen.

Um die Größe der göttlichen Güte recht anschaulich zu machen, setzt ihr der Herr die menschliche Sündhaftigkeit gegenüber. „Ihr, die ihr böse seid“ ist aber nicht bloß als Bezeichnung des geringern Grades menschlicher Güte (dazu wäre das vorhergehende „Mensch“, welches die Beschränktheit der menschlichen Creatur bezeichnet, schon hinreichend gewesen), sondern als thatsächliche Sündhaftigkeit aufzufassen. Dieser Zusatz hat einen großen Nachdruck. Der Mensch ist böse und auch ein Vater handelt oft böse gegen sein eigen Kind. Wenn aber trotzdem die Liebe böse Väter antreibt und sie Mittel und Wege finden läßt, wie sie ihren Kindern gute Gaben können zutheil werden lassen, sollte dann der urgute Gott nicht auch Mittel und Wege wissen, denen, die ihn bitten, Gutes zu geben? Jesus stellt Stein und Brot, Schlange und Fisch zusammen, weil der Brotkuchen des Orients mit einem abgerundeten Stein und die Schlange mit dem Fische besonders mit dem Aal oder dem langgestreckten Wels des Genesareth die größte Aehnlichkeit hat. Zudem war Brot und Fisch die tägliche Nahrung der meisten seiner Zuhörer aus der Umgebung des Sees.

12. „Alles also, was ihr wollt, daß euch die Leute thun, so thut auch ihr ihnen. Denn dieses ist das Gesetz und die Propheten.“ Worauf sich das „also“ beziehe, ist eine viel erörterte Frage. Die Einen beziehen es auf das Ganze von 5, 17 an. Andere auf 7, 1—11 oder unmittelbar auf das Vorhergehende. Wir beziehen es auf B. 7. Dort sagt der Herr: Bittet und es wird euch gegeben werden. Jetzt mahnt er, wir sollen nicht vergessen, daß wir, damit uns gegeben werden kann, auch selbst geben müssen. Jedes Empfangen hat zur Voraussetzung, daß man selbst gibt (6, 12. 14); das gilt wie Gott so auch den Menschen gegenüber. Ihr wollt, daß euch gegeben werde, was ihr bedürft und um was ihr bittet; ich verheiße euch Erhörung, wenn auch ihr die Bitten eurer Mitmenschen erhöret. Jesus umgeht absichtlich das näher liegende: Also müßt auch ihr denen geben, die euch bitten (vgl. 5, 42) und wählt den umfassendern Ausdruck: Alles, was ihr wollt u., denn dieser begreift in sich zugleich die Bitten des

Herzens, nicht bloß die des Mundes. Wie oft fleht das Herz, ohne daß der Mund zu bitten wagt! Da müssen wir der Bitte zuvor=kommen nach dem Gebote: Alles, was ihr wollt, nicht bloß was ihr jaget und fordert! (Schegg.) Es heißt „so“ thut auch ihr ihnen. Damit wird auf die Art und Weise des Handelns hingewiesen und die Gesinnung ausgedrückt, welche der Christ in seinem Verhalten gegen die Nebenmenschen bethätigen soll. Es soll also der Jünger Christi an seinem eigenen Bedürfnisse erkennen, was der Mitmensch von ihm erwarten darf und dieser Erkenntnis gemäß soll er auch sein Verhalten gegen ihn normieren. Der Fall, daß der Christ dem Mitmenschen etwas Unsittliches zumuthen oder thun könne, ist durch den Zusammenhang ausgeschlossen. Denn Jesus, welcher in der Bergpredigt als Vollender des Gesetzes und der Propheten auftritt, die Feindesliebe lehrt, und bei allen Handlungen nicht Menschenruhm, sondern Gottes Ehre vor Augen zu haben befiehlt, stellt hier nicht ein egoistisches, unsittliches, sondern ein streng sittliches Wollen, welches dem göttlichen Willen conform ist, für seine Jünger als Norm des Handelns gegen den Nebenmenschen hin. (Pözl).

Man stellt mit diesem Ausspruche des Herrn gerne ähnlich lautende Lebensregeln, welche sich bei Rabbinen, wie heidnischen Weisen finden, zusammen. Es ist aber ein bedeutender Unterschied schon dem Wortlaute nach, denn die letztern lauten (wie auch Tob. 4, 16) fast alle negativ, oder kommen doch auf den sehr kühlen negativen Gedanken hinaus: Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue auch einem Andern nicht. So sagt R. Hillel: Was dir zuwider ist, das thue auch einem Andern nicht. Aehnlich Alex. Severus. Sodann kommt eben alles auf den obersten Grundsatz an, von dem eine solche Regel ihre eigentliche Bedeutung erhält. Dieser heißt bei den Heiden und meist auch bei den Juden: Handle aus selbstsüchtiger Liebe, bei Jesus aber, der die Seinen geliebt hat bis zum Tode: Handelst nach meinem Vorbilde aus selbstverleugnender Liebe. Während also der Nichtchrist diesen Spruch in den Dienst der Selbstsucht stellt, wird der Christ, nach dem Vorbilde dessen, der ihn uns gab, in ihm die goldene Regel der selbstverleugnenden, opferwilligen Nächsten=liebe finden.

Wer nun eine derartige Nächstenliebe übt, der leistet, so fügt der Herr hinzu, nichts Geringeres als die Erfüllung des wesentlichen Inhaltes des Gesetzes und der Propheten, er thut das, worauf beide hauptsächlich hinwirken. Auch St. Paulus lehrt: Du sollst nicht ehebrechen, nicht tödten, nicht stehlen, nicht falsches Zeugnis geben, nicht begehren und jedes andere Gebot ist in dem Worte zusammen=gefaßt: Liebe den Nächsten wie dich selbst (Röm. 13, 9. 10: Gal. 5, 14). Und weil nach dem Willen Christi der Nächste geliebt wird wegen Gott (5, 45), so ist in dieser christlichen Nächstenliebe auch die Liebe Gottes eingeschlossen. Da aber Alles, was im Gesetze und den Propheten geboten wird, schließlich unsere Pflichten gegen Gott

und unsern Nächsten betrifft, so wird mit Recht dieses Gebot von der um Gotteswillen zu üübenden Nächstenliebe als die Summe von Gesetz und Propheten bezeichnet. Daraus erhellt zugleich, daß wir nur das thun können, was wir wahrhaft, ohne Sünde wollen dürfen.

Epilog und Schluß. (7, 13—29).

Aus den hohen Anforderungen, welche der Herr an die Bürger des Reiches Gottes gestellt hat, folgt von selbst, daß der Eintritt in dasselbe nicht leicht ist, daß es großen Ernstes und großer Selbstverleugnung bedarf, um davon nicht abgeschreckt zu werden. (13—14). Aber auch mit dem Eintritte ist noch nicht Alles gewonnen; auch dann gibt es noch viele Gefahren, von falschen Brüdern (15—20), von eigener falscher Sicherheit und Scheinfrömmigkeit, die ins Verderben führt (21—23). Jeder Kluge möge das Alles wohl beherzigen, damit er einmal im Gerichte bestehen kann (24—29).

„Gehet ein durch die enge Pforte, denn weit ist die Pforte und breit der Weg, der zum Verderben führt und Viele find's, die eingehen durch sie. Wie eng ist die Pforte und wie schmal der Weg, der zum Leben führt und Wenige find's, die ihn finden.“

Jesus zeigt im Geiste seinen Zuhörern zwei Thore und zwei davon ausgehende Wege, ein enges Thor und einen engen Weg und ein breites Thor und einen breiten Weg. Das enge Thor und der enge Weg, durch die er einzugehen auffordert, sind Thor und Weg seines Reiches, führen zum Leben, zur Seligkeit; das weite Thor und der weite Weg, darauf der große Haufe wandelt, sind Thor und Weg des Satans, führen zum Verderben, zur Hölle. Weit und bequem ist Thor und Weg zum Verderben, weil da schrankenlose Ungebundenheit herrscht. Von keiner Regel und Zucht eingeengt, mögen, die da wandeln, Alles genießen, was sie begehren und was sie freut. Viele gehen darum diese Straße des Verderbens, zumal es keine Mühe kostet, sie zu finden. Das weite Thor und der breite Weg bieten sich dem Menschen von selbst dar; der Zug dazu ist ihm schon angeboren. Die Sinnlichkeit, das Beispiel der Welt und die Blendwerke des Satans, alles hilft zusammen, ihn dorthin zu führen und dort zu fesseln.

Das Thor und der Weg zum Leben dagegen sind schmal und eng, weil sie von beiden Seiten durch die Gebote Gottes, welche keine Ausschreitung erlauben (Deut. 5, 32; Spr. 4, 27; Jf. 30, 2), eingeschränkt sind. Darum sind der Gang durch dieses Thor und das Wandeln auf diesem Wege der Selbstverleugnung und Abtödtung beschwerlich und mühsam und so kommt es, daß nur Wenige diese Pforte und diesen Weg auffuchen und finden und Viele, die ihn gefunden, umstrickt von Welt und Satan, auf halbem Wege wieder umkehren. Er wird von wenigen gefunden, weil er bei seiner Unansehnlichkeit und bei der geringen Zahl derer, die ihn einschlagen, nicht in die Augen fällt und das Nächste, was davon erkannt wird,

abschreckend wirkt, während andererseits die hellen Haufen der auf der Heerstraße des Verderbens Wandelnden sowie ihre Reize zur Nachfolge einladen.

So war es zur Zeit Jesu, so ist es immer. Wenn man die Zeit betrachtet, da Christus spricht, so waren unter den Heiden gewiß nicht viele, welche das ins Herz geschriebene Naturgesetz beobachtend vor einem sünd- und lasterhaften Leben sich bewahrten. Auch unter den Juden waren Schriftgelehrte und Pharisäer, die besondern Gesezesseiferer (Matth. 23, 3 ff.), mit vielen Lastern befleckt. Was soll man erst von den andern, welche das Gesetz verachtend auf Seite der Heiden standen, den Sadducäern und Herodianern sagen? Und was von der Menge des Volkes (Matth. 11, 21 ff.; 23, 37; Luk. 13, 2 ff.)? Deshalb sagt Jesus mit Recht: Nur Wenige sind es. Und ist es nicht heute noch so und wird es nicht so bleiben?

Die Nothwendigkeit, den Begierden der verderbten Natur Gewalt anzuthun, dem bösen Beispiele der Welt und den Nachstellungen des Satans gegenüber fest zu bleiben, betont höchst nachdrücklich der B. 14. Man kann den Ausruf B. 14 nicht als einen Ausdruck des Schmerzes fassen, denn Jesus beklagt nicht, daß die Pforte so enge, noch will er sie weiter haben. Ebensowenig ist es ein Ausruf der Verwunderung; denn es geht nicht wohl an, Jesum sich über diese enge Pforte verwundern zu lassen, da er sie ja selbst so gemacht hat. Es ist vielmehr ein Ruf der Warnung vor Leichtfertigkeit und Selbstbetrug, der ernstesten Aufforderung, sich durch die große Beschwierlichkeit der Pforte und des Weges nicht abschrecken zu lassen. Obschon die Pforte so enge und der Weg so mühsam, und obschon so Wenige sind, die ihn finden, müßt ihr doch durch diese Pforte und auf diesem Weg wandeln, wenn ihr zum Leben gelangen wollt, denn einen andern, weniger engen gibt es nicht — entweder auf diesem, oder auf keinem.

Bezüglich des scheinbaren Widerspruches, daß Jesus hier den Weg zum Leben schmal und die Pforte eng nennt, dagegen 11, 29 sein Joch süß und seine Bürde leicht (vgl. 1 Joh. 5, 3), ist zu erinnern, daß jenes von den noch mehr fleischlich Gesinnten, dieses von den Fortgeschrittenen gesagt ist. Die Schwierigkeit und Beschwierlichkeit macht sich so weit geltend, als der alte Mensch noch herrscht; die Leichtigkeit tritt in dem Maße ein, als der neue Mensch zur Macht gelangt ist. Wer mit heroischem Entschlusse einmal durch das enge Thor eingegangen und rüstig auf dem schmalen Wege fortschreitet, dem versüßt sich mehr und mehr das Joch des Herrn und erleichtert sich mehr und mehr die Bürde seiner Gebote.

15. Wenn der durch die Vorschriften der Bergpredigt bekannt gemachte Heilsweg nun wirklich betreten wurde, so ist damit noch nicht Alles gewonnen; auch unterwegs gibt es noch viele Schwierigkeiten und Gefahren. Gewöhnlich wird der Zusammenhang so hergestellt, daß man sagt: Bei der Schwierigkeit, den Weg des Lebens

auch nur zu finden, hängt alles vom rechten Führer ab, darum hütet euch w. Aber der ganze Zusammenhang weist auf Zuhörer hin, welche die Entscheidung schon getroffen haben und nun zur Vorsicht und Beharrlichkeit gemahnt werden. Der zu betretende Weg ist denen, welche die Predigt Jesu gehört haben, bekannt und für sie bedarf es deshalb am Schlusse nur der ernststen Warnung vor Unterschätzung der Schwierigkeiten und Gefahren. Das thut der Herr nun. Vor allem warnt er sie vor den falschen Propheten.

„Hütet euch vor den falschen Propheten, welche zu euch in Schafskleidern kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.“ Ein „falscher Prophet“ ist nach biblischem Sprachgebrauche Einer, der sich fälschlich den Namen eines Propheten beilegend unter dem Vorgeben göttlicher Sendung falsche Lehren vorträgt (Jer. 6, 13; Matth. 24, 11; Mark. 13, 22; Apg. 13, 6). Darnach müssen auch hier Männer verstanden werden, welche unter dem Vorwande göttlicher Erleuchtung und Sendung die Gläubigen von der wahren Lehre und dem tugendhaften Leben abwendig machen wollen, welche vorgeben, einen bessern als den von Christus und seinen Aposteln bereits vorgezeichneten Heilsweg lehren zu können (Apg. 20, 29). Die Väter verstehen allgemein darunter die Irrlehrer oder Verführer, überhaupt aber weder Juden noch Heiden, sondern nur Christen.

Um ihren Zweck zu erreichen, kommen die falschen Propheten „in Schafskleidern“. Das ist offenbar nicht von wirklichen Schafspelzen zu verstehen, da diese auch von andern getragen wurden und nicht vorzugsweise Prophetentracht waren. Es ist bildlich gesprochen: Sie geben sich für Lämmer aus, suchen den Schein von Gesandten, Dienern Gottes, guten Lehrern zu erwecken; inwendig aber, unter dem Pelz, der Wirklichkeit nach sind sie reißende Wölfe, in ihrer wahren, unverstellten Natur Seelenverderber, Diener des Satans. Schon Chrysostomus weist auf den Unterschied von den früher (B. 6) genannten „Hunden“ und „Schweinen“ hin, weil diese sich als das geben, was sie sind, während bei den falschen Propheten Schein und Sein, Thun und Denken wesentlich verschieden sind. Das Bild von „Lamm“ und „Wolf“ ist der Symbolik aller Völker wohl bekannt und kommt auch sonst in der heiligen Schrift oft vor (Is. 11, 6; 65, 25; Sir. 13, 17; Matth. 10, 16). Insbesondere werden im Neuen Testamente die falschen Lehrer und Verführer „Wölfe“ genannt (Joh. 10, 12; Apg. 20, 29), immer in der Beziehung, daß die Kirche mit einer Herde verglichen wird.

Vor solchen falschen Lehrern und Verführern sagt also Jesus, wohl wissend, wie bald die Seinen in solche Gefahren kommen werden, „hütet euch!“ Sagt nicht: Wie werden wir das können? Seid getrost! Ihr könnt es, „an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“. Wie schon im alten Bunde die Pseudopropheten durch ihre Gewinn- sucht und Hinterlist, durch ihre Wollust und Ungerechtigkeit (Jer. 6, 13;

23, 14; Eph. 13, 19; Mich. 3, 5) sich als das verriethen, was sie innerlich waren, so werden und sollen auch im Neuen Bunde Lebenswandel und sittlich gute oder böse Werke, das Hauptkriterium sein, um wahre Propheten von falschen zu unterscheiden, da nach allgemeiner Erfahrung ein sittlich gutes oder böses Werk sich mit ähnlicher Nothwendigkeit als das Product des guten oder bösen Innern darstellt, wie eine gute oder schlechte Frucht nothwendig das Product des guten oder schlechten Baumes ist. — Somit ist wenigstens für die Dauer eine Täuschung des zum Abfall von Christus und seinem Reiche Versuchten fast undenkbar — eine tröstliche Wahrheit, welche durch die Wiederholung in B. 20 noch mehr bekräftigt wird (H. Weiß). Die Früchte sind die Werke, der Wandel, das Leben selbst, wie die Alten allgemein erklären. An die Werke und die Lehre denken einige Neuere und nicht mit Unrecht, denn nachdem man die wahre Lehre Christi kennt, kann nach ihr geurtheilt werden, ob einer mit ihr übereinstimmt oder nicht, ob er also ein wahrer oder falscher Lehrer ist. In diesem Sinne nehmen Jans. Cornel. a L., Tost., Calmet die Lehre ebenfalls als Kriterium an (vgl. 1 Joh. 4, 1 ff.). Im weiteren Sinne können die „Früchte derselben“ verstanden werden von der Wirkung, welche ihre Lehre im Leben und den Sitten der Schüler hervorbringt. Daß aber durch jede falsche Lehre auch die Sitten verdorben werden, lehrt deutlich genug die Kirchengeschichte. An ihren Früchten also werdet ihr sie erkennen. An ihren Werken sind sie kenntlich, so gewiß als der Baum an seiner Frucht. Das zeigt der Herr nun B. 16—20 näher in einem oft vorkommenden Bilde. „Jesus wendete zur Begründung seiner Worte überhaupt und in der Bergpredigt insbesondere gerne Beispiele aus der gewöhnlichen Lebenserfahrung oder der Natur an. Sie liegen nahe und sprechen am eindringlichsten zum Herzen. Kurz ist der Weg durch Beispiele, lang durch Worte“ (Schegg.).

„Sammelt man wohl von Dornen Trauben oder von Disteln Feigen? So bringt jeder Baum gute Früchte, der schlechte Baum aber schlechte Früchte. Nicht kann ein guter Baum schlechte Früchte bringen, noch ein schlechter Baum gute Früchte bringen. Jeder Baum, der nicht gute Frucht bringt, wird ausgehauen und ins Feuer geworfen. Also an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“.

B. 16 b ist ein Sprichwort, das sich in dieser oder jener Form bei jedem Volk findet. B. 17 gibt den Uebergang vom negativen Besonderen zum positiven Allgemeinen, oder die Zusammenfassung des sprichwörtlichen Beispiels in einen allgemeinen Erfahrungssatz. B. 20 „also“ weist folgernd auf B. 18 zurück, nachdrücklich das B. 16 Gesagte wiederholend.

Wie der Feigenbaum Feigen, der Rebstock Trauben bringt, dagegen die Distelstaude Disteln, der Dornstrauch Dornen, so bringt überhaupt jeder gute Baum gute Früchte, der schlechte Baum aber schlechte Früchte, denn es ist eben in der Natur des Baumes

gelegen, daß die Frucht stets der Beschaffenheit des Baumes entspricht: Nicht kann ein guter Baum schlechte Früchte bringen, noch ein schlechter Baum gute Früchte. (Unter dem guten Baum ist der unverdorbene, gesunde zu verstehen, unter dem schlechten ein fauler, morscher, innerlich kranker, der wegen Mangels guter Säfte nur schlechte und unbrauchbare Früchte bringt.) Ebenso verhält es sich mit den echten, wahren und falschen Propheten. Mögen zwei Propheten im äußeren Scheine noch so sehr sich gleichen: der wahre Prophet wird gute Werke üben, der falsche böse. Also werdet ihr die falschen an ihren schlechten Werken erkennen können. Wie es in den physischen Gesetzen der äußeren Natur begründet ist, daß die Frucht die innere Beschaffenheit des Baumes offenbart, ebenso liegt es im physischen Gesetze der menschlichen Natur, daß das Innere in den Werken, im Wandel endlich zutage tritt, wenn der Mensch auch eine zeitlang sein Inneres zu verdecken vermag.

Was B. 19 gesagt, ist eine Erweiterung, die nicht strenge zum Beweise gehört, die aber vom Herrn im Flusse der Rede eingeschaltet ist, um sofort den Schluss nahezulegen, daß vor allen andern Menschen die falschen Propheten den Mangel an guten Werken einstens schwer werden büßen müssen, daß also die Seinen vor ihnen sich mit aller Sorgfalt hüten sollen, um nicht ihrer Verkehrtheit theilhaftig geworden, auch Genossen ihrer Strafe sein zu müssen.

Wenn der Herr sagt: Ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte bringen und ein schlechter Baum nicht gute, so darf das „können“ in der Uebertragung nicht ungebührlich urgiert werden, als ob der Herr den Menschen einer unabänderlichen Nothwendigkeit unterwerfen, behaupten wollte, daß der Böse sich nicht bessern oder niemals etwas Gutes thun, oder das Gute unmöglich ausarten könne. Nein; es soll, wie schon Chrysostomus bemerkt, nur gesagt werden, daß der Böse, so lange er in der Bosheit verharret, im allgemeinen böse Werke thut, wie der Gute gute (vgl. Luk. 6, 45). Es wird eine Regel statuiert zur Unterscheidung der Menschen, welche, wenn sie auch nicht bezüglich der einzelnen Acte, doch im allgemeinen gilt und bezüglich aller meisten und vorzüglichsten Acte. Im Baume waltet die physische Nothwendigkeit, im Menschen eine gewisse moralische.

21. Mit der Hut vor falschen Propheten muß sich aber auch, sollt ihr glücklich zum Ziele gelangen, die beharrliche, treue Erfüllung des göttlichen Willens, ein heiliges Leben verbinden, wodurch ihr zugleich eure Zugehörigkeit zu den wahren Propheten bekundet.

Täuschet euch nicht selbst, wähnend, wenn ihr nur im Bekenntnisse zum Gottessohne nicht wanket, werdet ihr gerettet sein. Nein, nein. Nicht Glaube allein, nur Glaube geeint mit einem heiligen Leben gibt Anspruch auf die messianische Seligkeit, ist das Kennzeichen des wahren Christen. Für immer bleibt euch die Himmelspforte verschlossen, wenn nicht zum gläubigen Worte auch die christ-

liche That sich gesellt. „Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird ins Himmelreich eingehen, sondern der den Willen meines Vaters thut, der im Himmel ist“.

Nicht jeder von denen, die zu mir sagen: Herr, Herr, das heißt, die glauben, geht ein in den Himmel, sondern unter denen, die so sagen, nur jene, welche mir auch gehorchen, den Willen des himmlischen Vaters thun, den ich, sein Sohn, euch verkünde. „Herr“ ist nach hebräischer Gewohnheit verdoppelt, um eine Steigerung des Affectes auszudrücken, die Lebendigkeit, das Angelegentliche des Bekenntnisses. Hier nennt sich Jesus zum erstenmal „Herr“. Damit will er sich keineswegs den jüdischen Rabbinen, welche man auch so zu nennen pflegte, gleichstellen, sondern, wie schon die Verbindung mit dem letzten Gerichte zeigt, sich recht eigentlich als den Herrn vor allen Herren bezeichnen, welcher über Lebende und Todte richten wird. Es liegt also in dieser Bezeichnung der Inbegriff der Erkenntnis von der ganzen Hoheit Jesu (1 Kor. 12, 3; Phil. 2, 11), in welchem Sinne auch der Apostel Johannes (13, 13 f.) und die Kirche das Wort gebrauchen; der Herr hat selbst diese ehrfurchtsvolle Bezeichnung seiner Person gebilligt (Joh. 13, 13) und sie sich selbst reserviert, indem er seinerseits niemanden „Herr“ genannt hat. Wie sich selbst „Herr“ so nennt Jesus hier zum erstenmal bei Matthäus Gott seinen „Vater“, womit er deutlich genug sich als Sohn Gottes bekennt und zwar im streng dogmatischen Sinne, denn seine Worte sind eine Vorausnahme der vollständigen christlichen Glaubenserkenntnis. In welchem Sinne seine Zuhörer damals seine Worte nahmen, kommt hier nicht in Betracht, da Jesus von der Zukunft iprechend, ihnen Worte in seinem Sinne in den Mund legt. Sie konnten aber auch schon jetzt diesen Namen recht verstehen, da „Herr“ und „Sohn“ im alten Testamente vom Messias gebraucht werden (Ps. 109, 1; 2, 7; Mal. 3, 1). — „Himmelreich“ kann hier mit Rücksicht auf „an jenem Tage“ (B. 22) nur das Reich der Vollendung, die Seligkeit bezeichnen.

22. Also nicht bloßer Glaube, sondern auch ein heiliges Leben ist nothwendig zur Erlangung der himmlischen Seligkeit. Diese allgemeine Regel erleidet keine Ausnahme. Auch die großartigste Wirkksamkeit zur Ehre Gottes und zum Heile anderer kann den Mangel eines heiligen Lebens nicht ersetzen.

„Viele werden mir an jenem Tage sagen: Herr, Herr! haben wir nicht in deinem Namen geweissagt und in deinem Namen Teufel ausgetrieben und in deinem Namen viele Wunder gewirkt und dann werde ich ihnen offen erklären: Niemals habe ich euch erkannt: Weichet von mir, ihr Uebelthäter.“ „Jener Tag“, von dem der Herr hier spricht, ist nach constantem biblischem Sprachgebrauche der Tag des allgemeinen Weltgerichtes (Joel 3, 4; Mal. 3, 17; Röm. 13, 12; Hebr. 10, 25). Schlechthin wird er so genannt mit Bezug auf die vielen alttestamentlichen Stellen, welche von ihm reden. Er heißt

auch „Tag des Herrn“, „Christi“, der „große“ der „jüngste“, „T. des Gerichtes“, „des Zornes“. An jenem Tage werden viele, die außerordentliches geleistet im Reiche Gottes und darum auf eine reiche Vergeltung im Jenseits rechnen, diese Rechnung als trügerisch erkennen müssen; sie werden verworfen werden. Warum? Weil ihr Leben und Wandel befleckt war, den Forderungen der Heiligkeit nicht entsprach. Welch' entsetzliche Ueberraschung, ruft der heilige Chrysostomus aus, jenseits am Gerichtstag alles anders zu finden, als man es gehofft hatte und sich vom ewigen Richter verworfen zu sehen, nachdem man in der Welt als Gerechter und Auserwählter gegolten hat.

Mit dem hl. Augustin sehen auch viele neuere Erklärer in den „vielen“ die B. 15 ff. geschilderten falschen Propheten. Aber mit Unrecht, denn abgesehen von der Beschaffenheit der von diesen gewirkten Wunder handelt es sich hier nicht um einen Gegensatz der Lehre, sondern des Lebens. Da im Anfange des Christenthums die sogenannten *gratiae gratis datae* oft den Gläubigen gegeben wurden (1 Cor. 12, 4 ff.; Gal. 3, 5), war es sehr angezeigt, zu mahnen, daß niemand in diesen Gaben schon ein Unterpfand der Seligkeit sehen möge. Das ist Selbsttäuschung, vergebliches Hoffen.

Das Vergebliche solcher Hoffnung stellt der Herr lebhaft dar, indem er am Tage des Gerichtes einen Dialog zwischen solchen und dem Richter vor sich gehen läßt. Sie werden an jenem Tage flehentlich zum Weltenrichter sagen: „Haben wir nicht in deinem Namen“ usw. (dreimal sagen sie mit großer Betonung „in deinem Namen“, eigentlich durch Anwendung und Aussprechen deines Namens, weil sie gerade durch diesen Namen sich einen Anspruch auf das Himmelreich zu erwerben gedachten), d. i. waren wir nicht ausgerüstet mit außerordentlichen Kräften? Sollen diese nicht besondere Zeichen der Erwählung sein? Haben wir denn nicht gewirkt zur Ehre deines Namens? Soll das jetzt alles nichts gelten, alles vergeblich sein? Ja, alles vergeblich, wird ihnen der Richter entgegen. „Und dann werde ich ihnen offen erklären“ (damit ist das feierliche Auftreten des Weltenrichters angedeutet): „Niemals“ (auch damals nicht, als ihr solches thatet) „habe ich euch gekannt“ (als solche, welche mit mir in Gemeinschaft stehen). Ihr habt wohl meinen Namen zum Weissagen und Wunderwirken gebraucht, aber meinen Willen nicht erfüllt. Ich habe euch stets nur als Uebelthäter gekannt, nicht als die meinigen, darum habt ihr jetzt keinen Theil an mir. Weichet von mir! ins ewige Feuer (5, 25. 29. 30; 7, 19; 25, 41). Aus diesem Richterspruch ist ersichtlich, wie wahr S. Paulus schreibt 1 Cor. 13, 2. Man kann große Gaben besitzen, Großes thun, weissagen, Teufel austreiben, Wunder wirken und doch die Liebe Gottes nicht haben, nicht in Lebensgemeinschaft mit Gott stehen. Auch Judas hat gleich den andern Aposteln Wunder gewirkt und ist doch ein Bösewicht gewesen. Johannes nennt ihn schon vor dem Verrathe einen Dieb

(12, 6), ja der Herr selbst einen Teufel (Joh. 6, 71). Auch im alten Testamente kann man an Balaam sehen, daß die Gnade oft durch Unwürdige wirkt, um Andern Wohlthaten zu erweisen. Die Kirche unterscheidet deshalb strenge zwischen der heiligmachenden, selbst heiligenden und den für Andere gegebenen Gnaden und rechnet zu diesen die 1 Cor. 12, 8—10 aufgeführten Geistesgaben, Kräfte und Fähigkeiten, einem Gläubigen in außerordentlicher Weise mitgetheilt zum Besten der Mitmenschen, zur Erbauung und Verherrlichung der Kirche. Wenn er nun diese Gaben noch so eifrig anwendet, ein gewaltiger Prophet, großer Wunderthäter und Bußprediger ist, der Viele rettet, so ist das für ihn noch kein Anspruch auf die ewige Seligkeit; er kann doch selbst verloren gehen, wenn er damit nicht eigene Heiligkeit verbindet.

In diesem Richterspruch manifestiert Christus seine Allwissenheit und sich als denjenigen, der alles Gericht halten wird. Daß aber Gott die Welt richten wird, war ein durchaus allgemeiner Glaube bei den Juden, wie wir aus den Psalmen und bei den Propheten sehen. Da also Christus selbst sich als Weltenrichter feierlich kundgibt, zeigt er sich selbst auch wiederum, wie schon durch die Namen „Herr“ und „Sohn“ als Gott.

Und so entfaltet sich denn, sagt H. Weiß, die Autorität der Person Jesu Christi, die schon in den einzelnen Vorschriften der Bergpredigt hervorgetreten, beim Schlusse des Ganzen plötzlich riesengroß vor den erschütterten Zuhörern. Wohl schließt auch der alttestamentliche Gesetzgeber seinen Gesetzeskodex mit Verheißungen des Segens und mit Warnungen vor furchtbaren Strafen, welche an dem erwählten Volke je nach dessen Gehorsam oder Ungehorsam von Gott würden ausgeführt werden (Lev. 26, 1 ff.; Deut. 27; 28; 29); hier jedoch tritt mit überirdischer, richterlicher Majestät umkleidet Christus selbst als der Herr über Leben und Tod am Schlusse seiner Reichspredigt unmittelbar vor die zur Theilnahme am messianischen Reiche Berufenen. Von heiligem Schauer mußten darum alle ergriffen werden, als der Herr nunmehr anknüpfend zunächst an die letzte Warnung, aber zugleich auf die ganze Summe der vorgeschriebenen messianischen Reichsbürgerpflichten zurückweisend seine Predigt in erschütternder parabolischer Rede schloß, welche jener bei Ezech. 13, 11 und Jf. 28 17 nicht unähnlich ist.

24—27. „Jeder nun, der diese meine Worte hört und sie thut — ich werde ihn einem verständigen Manne gleichmachen, der sein Haus auf den Felsen baute. Und es goß herab der Regen und es brachen die Ströme herein und es bliesen die Winde und sie stürmten wider jenes Haus und es fiel nicht, es war ja auf den Felsen gebaut.“

„Und jeder, der diese meine Worte hört und sie nicht thut, wird einem thörichten Manne gleichgemacht werden, welcher sein Haus auf den Sand baute.“

27. „Und es goß herab der Regen und es brachen die Ströme herein und es bliesen die Winde und sie schlugen wider jenes Haus und es fiel und sein Fall war groß.“ Man beachte das wiederkehrende „und“ und in Betreff der Sache: der Regen stürzt auf das Dach, die Fluten unterwühlen die Grundfesten, und Sturm und Wind zertrümmern die Wände.

Dieser tief ergreifende Schluss der Bergpredigt voll der höchsten Lebendigkeit, Kraft und Schönheit, wie ihn Matthäus und Lukas dem Sinne nach übereinstimmend, aber mit vielen Spuren selbstständiger Behandlung darbieten, stimmt einzig zu der Erhabenheit der ganzen Rede. Er gehört, wie Aberle bemerkt, auch nur unter dem rein oratorischen Gesichtspunkte betrachtet, zu dem Großartigsten und Wirkungsvollsten im ganzen Gebiete der Beredsamkeit. Wie lebendig und anschaulich ist die Schilderung des Orkanes mit seinen plötzlichen Wassergüssen, wie kraftvoll die kurzen Sätze, wie versinnlichen sie so packend die furchtbare Gewalt, mit welcher in südlichen Gegenden der Sturm wüthet und der Regen herabströmt.

Weil das Vollbringen von Wundern und Zeichen, die glanzvollste äußere Wirksamkeit allein ohne Erfüllung der göttlichen Gebote noch nicht zur Theilnahme am Himmelreiche berechtigt, so können also nur diejenigen, welche die Gebote Jesu, die er hier kundgethan, getreulich beobachten, gerettet werden.

Da im Vorhergehenden der Blick des Herrn auf das künftige Heil oder Verderben gerichtet war, so ist unter dem gut gegründeten „Hause“ das ewige Leben und unter dem schlecht fundamentierten das ewige Verderben zu verstehen. Der „Fels“, das gute Fundament der Seligkeitshoffnung, ist das praktische Christenthum, der in Liebe thätige Glaube; der „Sand“ dagegen, das trügerische Fundament der Seligkeitserwartung, ist der bloß äußerliche Wortglaube (21). „Regen“, „Wasserfluten“ und „Sturm“ bedeuten zunächst die schweren Heimjuchungen und Drangsale, welche nach Christi und St. Pauli Lehre mit dem Weltgerichte verbunden sind (Matth. 24, 6 ff.; 1 Cor. 7, 26; Gal. 1, 4), dann die Wehen und Schauer des Gerichtes selbst. Die Erinnerung daran, sagt Schanz, bot das großartigste Motiv, um den Zuhörern die Wichtigkeit der neuen Ordnung zum Bewußtsein zu bringen, und sie nicht bloß zur gläubigen Annahme der neuen Gebote, sondern auch zur treuen Befolgung derselben zu veranlassen, denn davon hängt das ewige Los, das Urtheil beim Weltgerichte ab.

„Wer die Worte des Herrn hört und sie thut“, dem Herrn glaubt und nach seinem Glauben lebt, der hat sein Heil sicher gestellt, ihn wird der Herr am Tage des Zornes gnädig bewahren, nicht untergehen, sondern am ewigen Heile theilnehmen lassen. Das dem einzelnen Menschen gleich nach dem Tode bevorstehende besondere Gericht ist als eine gewisse Anticipation jenes „Tages“ in denselben eingeschlossen zu denken.

Die so großartig geschilderten Wetterstürme und Wasserfluten werden aber auch, von der ältern Exegese ausschließlich, als Bild der vielen Leiden, Versuchungen zc., welchen der Mensch bis zum Tode ausgesetzt ist, aufgefaßt und der feste Grund von Jesus Christus gedeutet (1 Cor. 3, 11). Glückliche, wer sein Lebenshaus auf Jesus baut, dessen gesamntes Denken und Wirken in ihm wurzelt und von ihm getragen und durchwirkt wird. Es steht fest im Stürmen und Toben der Leiden und Versuchungen (Jf. 28, 16; Spr. 10, 25). Mögen die Schauer der Leiden sich auf ihn ergießen, mögen die Stürme der Versuchungen und Verfolgungen ihn umbrausen, er wankt und fällt nicht, vergleichbar dem Hause auf Felsengrund, das nicht wankt und schwankt und fällt, wenn auch, ob sie sich verschworen hätten, Regengüsse und Gewitterstürme dawider toben, ihre Wuth an Dach und Wand und Fundament auslassen. Er kann mit Sanct Paulus sprechen: Wer wird uns trennen von der Liebe Christi zc. (Röm. 8, 35). Wie ganz anders aber das Los desjenigen, welcher die Worte Jesu bloß hört, aber nicht befolgt, ein unfruchtbarer Baum ist (B. 22). „Er wird gleichgemacht werden (gleichgestellt) dem thörichten Manne, der sein Haus auf Sand gebaut hat.“ Oder ist es nicht thöricht, wenn einer seine Seligkeit gesichert wähnt auf so schlechtem Fundament, sie erwarten will von einem Leben, das mit dem Glauben in Widerspruch steht, sie gründen will auf den Sand der Scheinfrömmigkeit statt auf den Felsen der thatenreichen heiligen Liebe? Und wie wird bestehen mögen im Platzregen der Versuchungen, im Strome der Leidenschaften, dem Ansturme des Satans, wer nicht feststeht in der opfermuthigen Liebe zu Jesus? O thörichte Weisheit gegen Gottes Offenbarung, o thörichter Glaube, dem die Liebe mangelt!

„Und groß war sein Sturz.“ In der That ein schrecklicher Sturz, wenn man seine Seele verliert und aller ewigen Güter beraubt wird.

Um der heftigen Wetterstürme willen wurden in Palästina die Grundmauern eines gutzubauenden Hauses bis auf den Felsen hinabgeführt, so daß sie häufig ebenso tief als das Haus hoch wurden. Das ist nach Robinson 3, 428 noch jetzt durchgängig im Lande gebräuchlich. Robinson erzählte von dem neuen Hause des Abu Nofio, welches er in Nazareth besuchte, daß man bei der Fundamentierung 30' bis zum Felsen hinabgraben mußte (Schanz).

Wie der Evangelist in zwei Versen die Rede eingeleitet, Gelegenheit und Umstände derselben angegeben, so macht er jetzt in zwei Versen noch auf den Eindruck aufmerksam, welchen dieselbe auf das Volk machte und auf das Urtheil, das es unter diesem Eindrucke über die Lehre Jesu aussprach:

„Und es geschah, als Jesus diese Worte vollendet hatte, staunten die Volkscharen über seine Lehre.“ Jetzt nach Vollendung der Rede tritt an die Stelle der bisherigen gespannten Aufmerksamkeit

das Staunen, die allgemeine Verwunderung der hingerissenen Menge. „Und es geschah“ ist eine viel angewendete hebräische pleonastische Formel, welche auch die Evangelisten (unter ihnen besonders Lukas) öfters anwenden, wo dem Hauptsatze noch eine Zeitbestimmung vorausgeht. Der tiefe Eindruck der Rede Jesu läßt schließen, daß die Scharen den Herrn noch nie in so ausgedehntem Vortrage predigen gehört hatten.

B. 29 gibt das sehr berechtigte Motiv ihrer Verwunderung an. Sie staunten, „denn er lehrte sie wie Einer, der Macht hat.“ Das ist das Bekenntnis des Volkes, nicht eine Bemerkung des Berichterstatters.

Viele fassen „Macht“ (ἐξουσία) vom mächtigen Eindrucke seiner Rede und erklären also: Jesu Worte drangen tief in die Herzen der Zuhörer ein und übten eine große, erschütternde Gewalt aus über die Gemüther der Menge. Sie fühlte sich ganz anders bewegt, als bei den Redereien ihrer Rabbinen, die gelehrte Spitzfindigkeiten, Worte ohne Geist und Leben waren. Besser aber wohl nehmen wir das Wort hier von der Lehr- und Gesetzgebungs-Gewalt oder =Vollmacht, von der unmittelbar göttlichen Sendung mit höchster Machtvollkommenheit. Wie und was Jesus lehrte, brachte im Volke die Vermuthung hervor, daß, der da gesprochen, der Prophet sein möge, den Moses geweissagt (Deut. 18, 18 f.), der Messias, der als „Lehrer der Gerechtigkeit“ in die Welt kommen sollte (vgl. Joel. 2, 23; 3, 1 ff.), weshalb sie ihm auch noch weiter nachfolgten (8, 1). Dem gesunden Volkssinn lag ein solcher Schluß nahe, wenn er auch keine tiefe Wurzel faßte. Das Volk zeigt Bereitwilligkeit, die höhere Sendung Jesu anzuerkennen, wird sich aber zur entschiedenen Trennung von den Pharisäern und Schriftgelehrten, deren Lehre ihm nicht imponierte, nicht erschwingen können, vielmehr im entscheidenden Augenblicke von ihnen zum Morde dessen, dem es göttliche Lehrgewalt zuerkannt hat, hinreißen lassen.

Ueber den oftmaligen Empfang der heiligen Communion in alten Zeiten.

Von Dr. Mathias Högl, Militärprediger in Amberg (Bayern).

Wie Christus bei der Einsetzung des allerheiligsten Altars-sacramentes allen Anwesenden seinen Leib und sein Blut mittheilte, so war es in den ältesten Zeiten der Kirche Sitte, daß alle beim Opfer Anwesenden mit dem Bischöfe oder Priester am heiligen Mahle theilnahmen. Opfer und Laiencommunion galten so innig miteinander verbunden, daß viele, welche die Stationen beobachteten, dem Opfer gar nicht beiwohnten, um nicht communicieren zu müssen. Denn sie hielten das Fasten nicht vereinbar mit dem Empfange der heiligen Eucharistie. Deswegen rieth ihnen Tertullian, die heilige Eucharistie

in Empfang zu nehmen und aufzubewahren. In einigen Gegenden war es sogar verboten, an den strengen Fasttagen, das heißt an jenen Tagen, an welchen man „usque ad auctoritatem demorantis stellae“ enthaltsam war, die heilige Messe zu feiern und die eucharistische Speise darzureichen.¹⁾

So haben die ersten Christen an allen Tagen, an denen das Opfer gefeiert wurde, und wo dies täglich geschah, täglich den Leib und das Blut des Herrn genossen. Als die Apostel noch in Jerusalem anwesend waren, wurde täglich das Brot des Lebens gebrochen.²⁾ Gleichwohl gab es hierüber in den ersten Jahrhunderten keine allgemeinen Bestimmungen, und es herrschte in der Praxis je nach Zeit und Ort die mannigfaltigste Verschiedenheit. Der hl. Augustinus faßt die Gewohnheit seiner Zeit kurz in folgenden Worten zusammen:³⁾ „Die einen nehmen täglich den Leib und das Blut des Herrn; andere empfangen sie an gewissen Tagen; an dem einen Orte vergeht kein Tag, an dem nicht geopfert wird, an anderen geschieht dies nur am Samstag und Sonntage, an manchen sogar nur am Sonntage, und wenn hierüber ein Urtheil gefällt werden soll, so lautet es, daß sich die ganze Sache freier Beobachtung erfreut. Und für den vernünftigen und klugen Christen ist hierin keine Disziplin besser, als daß er sich nach der Handlungsweise der Kirche richtet, zu der er eben zufällig gehört. Was nämlich weder gegen den Glauben noch gegen die Sitten ist, ist . . . in Uebereinstimmung mit der Gemeinde zu beobachten, in welcher man lebt.“ Doch gab der hl. Augustinus auch noch in Bezug auf die Kirche, „in der man eben lebt“, Erleichterungen. Er schreibt:⁴⁾ „Thue jeder, was er nach seiner Ansicht und Frömmigkeit thun zu müssen glaubt. Keiner verunehrt den Leib und das Blut des Herrn, wenn er das heilsame Sacrament im Wettstreite zu verehren sich bestrebt. Nam ille honorando non audet quotidie sumere, et ille honorando non audet ullo die praetermittere.“

Die Häufigkeit der Laiencommunion war in den ältesten Zeiten selbstverständlich auch bedingt von den Gefahren, mit denen die Versammlungen der Gläubigen und die Opferfeier verbunden waren. Seltener als im Abendlande wird die tägliche Communion im Oriente erwähnt. Schon der Apostelschüler Ignatius ermahnt die Ephesier,⁵⁾ sie sollen sich bestreben, sich häufiger zur Eucharistie und zum Lobe Gottes zu versammeln. „Versammelt euch alle mit reinem Herzen, um das Brot zu brechen, das die Arznei der Unsterblichkeit, das Gegenmittel gegen den Tod ist. . . . Die Medicin, welche von Lästern reinigt und alles Böse vertreibt.“ „Der Herr will es so, ruft Ire-

¹⁾ Albaspin. Observat. XIV. — ²⁾ Act. Apost. II, 46. — Epiphanius will wissen, daß von den Aposteln bestimmt worden sei, die Synaxis fer. IV., am Samstag und Sonntage zu feiern, wobei das Volk zusammenkam und communicierte. — ³⁾ Epist. 118. ad Januarium. — ⁴⁾ Ead. epist. cap. 2. — ⁵⁾ epist. 14.

näus aus,¹⁾ daß auch wir das Opfer am Altar häufiger ohne Unterlaß darbringen.“ Doch war die Gewohnheit auch in jenen allerersten Zeiten nicht überall gleich. Ohne Zweifel war schon damals „der festgesetzte Tag“ für die Versammlung der Christen, von dem Plinius in seinem Briefe an Trajan redet, der Sonntag. „Gewöhnlich waren an Sonntagen, schreibt Tertullian,²⁾ je nach den Umständen aber auch an anderen Tagen Zusammenkünfte“, und nach Justin, dem Martyrer, kamen am Sonntage alle Christen an demselben Orte zusammen, sei es daß sie in der Stadt oder auf dem Lande wohnten, und es wurden, soweit die Zeit es erlaubte, die Commentare der Apostel oder die Schriften der Propheten gelesen und das heilige Opfer gefeiert.³⁾

Zu den Zeiten und an den Orten der grausamen Verfolgungen versäumten die Gläubigen nicht, täglich zum Tische des Herrn zu eilen, um sich für die großen Gefahren und Kämpfe zu stärken. Nach Clemens von Alexandrien reichte Jesus, der Ernährer, der sich selbst als Brot hingibt, täglich den Trank der Unsterblichkeit,⁴⁾ und täglich strecken die Gläubigen, schreibt Tertullian, die Hände aus, um den Leib des Herrn zu empfangen.⁵⁾ Denn dieser tägliche Genuß soll ihnen die Kraft geben, ihr Blut für Christus zu vergießen.⁶⁾ Man bezog auch schon in jener Zeit die Worte aus dem Gebete des Herrn: „Gib uns heute unser tägliches Brot“ auf das Himmelsbrot. „Täglich flehen wir um dieses Brot, sagt Cyprian, damit wir, die wir in Christo leben und täglich die Eucharistie als Mahnung unseres Heiles empfangen, nicht wegen eines schweren Verbrechens vom Leibe Christi geschieden werden.“⁷⁾

So suchten die heiligen Väter, gestützt auf die Gewohnheit ihrer Vorfahren, die Gläubigen zur täglichen Communion anzueifern. Und damit diejenigen, welchen es nicht frei stand, jeden Tag zur Kirche zu kommen, derselben nicht beraubt wurden, durften sie Partikel mit sich nach Hause tragen, um sich selbst zu communicieren. Und diese Erlaubnis beruht sicher auf apostolischer Einsetzung. Denn wer hätte ohne das Beispiel der Apostel dies zu thun gewagt? Deshalb liegt es nahe, daß auch der hl. Petrus die orientalische Praxis in Rom gelehrt hat. Denn in Rom und auch in Spanien empfangen seit uralten Zeiten die Gläubigen täglich das Allerheiligste, eine Gewohnheit, die Hieronymus weder lobt noch tadelt.⁸⁾ Auch in der afrikanischen Kirche berichtet uns Cyprian von der täglichen Opferfeier. Der hl. Augustinus aber erwähnt, wie wir gesehen haben, über die Häufigkeit der Communion verschiedene Ansichten, ohne sich selbst zu einer zu bekennen. Da meistens nicht Gleichgiltigkeit, sondern ein sündhafter Lebenswandel die Gläubigen vom öfteren Empfange

¹⁾ Adv. haeres. l. IV. cap. 34. — ²⁾ Lib. de jejun. cap. 44. —

³⁾ Apolog. I. cap. 67. — ⁴⁾ Quis dives? c. 23. — ⁵⁾ De idololat. cap. 7. — ⁶⁾ Cyprian. epist. 58. — ⁷⁾ De Orat. dominica. — ⁸⁾ Epist. 50. et Ad Luc Baeticum.

zurückhielt, so ermahnte sie der hl. Ambrosius, so zu leben, daß sie würdig seien, täglich zu communicieren.

Schon nach wenigen Jahrhunderten ließ jedoch der Eifer der Laien im Oriente nach, trotz aller Bemühungen einiger Bischöfe. Bereits der hl. Ambrosius konnte mit Bezug auf die Griechen tadelnd bemerken: „Wenn es ein tägliches Brot ist, warum nimmst du es nach einem Jahre, wie die Griechen im Oriente zu thun pflegen? Empfange täglich, was dir täglich nützt.“¹⁾ Es beklagen sich hierüber auch Hieronymus, Hippolyt und Chrysostomus. Nach dem Zeugnisse dieser heiligen Väter waren es damals im Oriente schon viele, welche sich nur einmal oder zweimal im Jahre dem Tische des Herrn näherten. Aber der Kern blieb gut und zu den Zeiten des heiligen Basilus empfing man in jeder Woche viermal die göttlichen Sacramente, am Sonntag, Mittwoch, Donnerstag und Samstag und an denjenigen Tagen, an welchen das Gedächtnis des Herrn oder eines Heiligen gefeiert wurde.²⁾

Ebenso waren Messen, bei denen niemand communicierte, bereits den heiligen Vätern bekannt. So klagt der hl. Chrysostomus: „Vergebens ist das tägliche Opfer, vergebens stehen wir am Altare, niemand ist, der daran theilnimmt.“³⁾ Von einem förmlichen Gebote, die hl. Eucharistie zu empfangen oder sie gar täglich zu empfangen, ist in den allerersten Zeiten nichts zu finden, da das lebendige Bewußtsein der Gemeinschaft, sowie der fromme Sinn der Gläubigen dazu antrieb. Dagegen verbietet bereits der zehnte der apostolischen Canones unter der Strafe der Excommunication, daß jemand, der zur Anhörung der Missa fidelium berechtigt ist, mit den Büssern die Kirche verlasse. Ebenso war es den Bischöfen untersagt, die Oblatio solcher anzunehmen, welche nicht communicieren würden.⁴⁾ Doch ist dieses Bewußtsein, daß mit der Theilnahme am Opfer auch die Gemeinschaft am heiligen Tische verbunden sein soll, in manchen Gegenden des Abendlandes noch lange nicht verschwunden. Auf der Synode zu Aachen (816) wurde noch die Vorschrift des Concils von Antiochia wiederholt: „Alle, welche die Kirche Gottes betreten und die heilige Schrift anhören, aber nicht mit dem Volke an den Gebeten theilnehmen, sondern sich wegen einer gewissen Zügellosigkeit vom Empfange der heiligen Communion abwenden, sollen von der Kirche solange ausgeschlossen sein, bis sie durch eine Reichte Früchte der Buße zeigen und durch ihre Bitten Gnade erlangen.“⁵⁾

Solche Wünsche und Befehle der Kirche wurden aber von vielen nicht mehr beachtet und so begann denn jener Weg der Güte und Milde, womit man den Gläubigen ihre kirchliche Gemeinschaft möglichst zu erleichtern suchte. Beda schreibt beim Beginne des achten Jahr-

¹⁾ De Sacram. l. V. cap. 4. — ²⁾ Epist. ad Patric. Caesar. —

— ³⁾ Epist. ad Ephes. — ⁴⁾ Concil. Illiber. ao 305. can. 28. — ⁵⁾ cf. etiam Epitome canonum quam Hadrianus P. I. Carolo Magno Romae obtulit ao 773. can. 10.

hundertz, bei den Römern communicieren (nämlich an jedem Sonntage) jene, welche wollen; wer nicht will, ist deshalb nicht excommuniciert; anders bei den Griechen.¹⁾

So feuerten die Bischöfe²⁾ die Gläubigen an, ein so reines und lauterer Leben zu führen, daß sie wenigstens jeden Sonntag opfern und zum Tisch des Herrn gehen können, was auch Papst Felix in einem Schreiben an die sicilianischen Bischöfe gutheißt. Dasselbe schärften can. 24 des Concils von Agerre vom Jahre 585 und die Synode von Aachen vom Jahre 836 (cap. III. c. 22) ein, „damit nicht etwa einer, der lange von den Sacramenten, durch die wir erlöst sind, ferne bleibt, auch ferne vom Heile sei, das er erreichen soll.“ Die letzte, allgemeine Vorschrift der Sonntagscommunion stammt aus der Zeit Karl des Großen. Es werden in derselben die Gläubigen aufgefordert, nach Möglichkeit täglich oder doch ohne alle Entschuldigung jeden Sonntag den Priestern Oblationen dazubringen, die Predigt zu hören und zu communicieren, falls nicht schwere und offenkundige Verbrechen sie hinderten. Nach Badianus³⁾ aber war keine Zeit einer häufigeren Communion ungünstiger, als die Karl des Großen und Ludwig des Frommen, „wo die Gewohnheit der Privatmessen immermehr zu wuchern begann“, was allerdings bei Mansi stark bestritten wird.⁴⁾

Die Kirche gieng aber in ihrer Milde noch weiter und im neunten Jahrhundert drangen viele Bischöfe nur mehr auf die Communion an jedem dritten oder vierten Sonntage. In anderen Provinzen, wie zum Beispiel in Orleans, beschränkte man sich auf die einzelnen Sonntage in der Quadragesima und die drei Hauptfeste des Jahres, wie zum Beispiel aus dem Schlusse des can. VI der Decrete eines Provincialconcils⁵⁾ hervorgeht: „Aber doch dazu ermahnen wir euch, daß ihr jeden dritten oder vierten Sonntag die Communion nicht vernachlässigt, da die Griechen und Römer und auch die Franzosen sogar jeden Sonntag communicieren“; ebenso cap. 53 der Capitel des Erzbischofs Herard von Tours. Dagegen schreibt Papst Nikolaus I. an die bulgarischen Bischöfe (im Jahre 858): „Nur in der Quadragesima, welche die Kirche gewöhnlich die große nennt, soll der frühere Brauch der täglichen Communion aufrecht erhalten werden.“ Theodolf, Bischof von Orleans, beschränkt sich in seinen Capitularen (c. 41) auf die einzelnen Sonntage in der Quadragesima und die drei Hauptfeste des Jahres; ebenso der Liber legum ecclesiasticarum vom Jahre 994 (cap. 41): „An jedem Sonntage in der heiligen Zeit (Quadragesima) muß die heilige Synaxis genommen werden und zwar von allen, ausgenommen die-

¹⁾ Poenitentiale apud Mansi t. XII. p. 511. — ²⁾ So Ambrosius, Migne II, 2. 246. — Chrodegang befiehlt in seinen Regeln die Communien an Sonntagen und an den hauptsächlichsten Festtagen, „falls sie nicht Sünden hindern“. (Mabillon, Annal. O. S. Benedicti t. n. m. 31.) — ³⁾ Lib. De Euch. p. 216. — ⁴⁾ t. XVIII. p. 587. — ⁵⁾ Incerti loci bei Mansi t. XIII. p. 1025.

jenigen, welche excommuniciert sind.“ Sodann fügt er hinzu: „Auf die gleiche Weise sollen gefeiert werden der Donnerstag vor Ostern, der Freitag, die Vigil, sowie alle Tage der Osterwoche.“ Später wurde zum Ersatze der Communion in der Fastenzeit am Ende der heiligen Messe über das Volk die Oratio gebetet, die mit „*Humiliate capita vestra Deo*“ eingeleitet wird.¹⁾

Daneben bestand in vielen Kirchen schon seit Beginn des vierten Jahrhunderts die Communion nur mehr an den drei Hauptfesten des Jahres. Doch war dies in jener Zeit mehr ein Abusus als eine löbliche Gewohnheit. Dies beweist deutlich die Homilie, welche der heilige Chrysostomus an das antiochenische Volk hielt, wo er aufs schärfste jene tadelt, die gewohnheitsmäßig nur an gewissen Tagen communicieren, nämlich am Feste von Weihnachten, zu Ostern und am Pfingstfeste. Der Heilige ruft aus: „O Gewohnheit! O Unmaßung! . . . Du bist des Opfers oder der Communion nicht würdig? Also auch nicht des Gebetes. . . . Nachdem du allen bekannt hast, daß du von den Würdigen jeiest, da du dich mit den Unwürdigen nicht entfernst hast: warum bleibst du, ohne am Tische des Herrn theilzunehmen?“ Und weil jene glaubten, es sei gerathener und weniger gefährlich, der Ehrfurcht wegen sich längere Zeit zu enthalten, so sagt er an einem anderen Orte:²⁾ „Und wie ertragen wir, daß wir bloß einmal im Jahre diese Sacramente empfangen? Das nämlich ist es, was alles in Verwirrung bringt: Denn nicht in der Reinheit der Seele, sondern in dem längeren Zwischenraume der Zeit besteht nach deiner Meinung das Verdienst; du glaubst, es sei die höchste Ehrfurcht und Religion, wenn du nicht zu oft zu jenem himmlischen Tische gehst. Weißt du denn nicht, daß dich ein unwürdiger Empfang, auch ein einmaliger, dem Verderben überliefert, ein würdiger, auch wenn du öfter hinzutrittst, dir das ewige Heil verschafft? Es ist keine Verwegenheit, öfters zum Tische des Herrn zu gehen, sondern unwürdig sich zu nähern, und wenn dies einer auch nur einmal während seines ganzen Lebens thut.“ Aus diesem Tadel und den schweren Strafen der Canones geht klar hervor, daß es sich hiebei nicht um eine lobenswerte Gewohnheit handelte, sondern um Leichtsin und Gleichgiltigkeit in der Religion, welche die heiligen Concilien und alten Kirchenschriftsteller verurtheilten. Eine Bestimmung betreffs der dreimaligen Communion an den höchsten Festtagen des Jahres erließ zuerst das Concil von Agde in Gallien im Jahre 506 (can. 18): „Weltleute, die zu Weihnachten, zu Ostern und zu Pfingsten nicht communicieren, sollen nicht für Katholiken gehalten und auch nicht unter sie gezählt werden.“ In demselben Sinne erklärt Binterim can. IV. des angeblich vom hl. Hubert zu Püttich nach dem Jahre 723 gehaltenen Concils.³⁾ Dieser can. IV. lautet: „Der Priester soll seinen Untergebenen fleißig die Gebote

¹⁾ Durandus De sacrif. Missae, l. IV. cap. 53. no. 3. — ²⁾ Homil. V. in Tim. — ³⁾ Denkwürdigkeiten, Bd. II, p. 13.

Gottes vortragen und an Sonntagen das, was zum Heile nothwendig ist, erklären, auch ihnen jährlich den heiligen Leib Christi zur Speise darreichen.“ Dieses „jährlich“, „quotannis“ erklärt Binterim von den Hauptfesten des Herrn, da dasselbe sonst wohl nicht für diese Zeit passe. Selbstverständlich setzen diese Bestimmungen eine häufigere Communion guter Katholiken voraus und bestimmen nur für jene das Aeußerste, welche lässig und gleichgiltig im Empfange der heiligen Sacramente waren. Darum lesen wir in can. 50 der III. Synode von Tours vom Jahre 813: „Die Laien sollen, wenn nicht öfters, so doch dreimal im Jahre communicieren, außer es ist einer durch irgend welche schwere Verbrechen gehindert.“ In denselben Worten wiederholt diese Vorschrift das Capitulare Karls des Großen und Ludwigs des Frommen.¹⁾ Auch in den kirchlichen Bestimmungen des Königs Canut vom Jahre 1032 (c. 19), die mit den schönen Worten schließen: „Tunc nobis omnibus Dei misericordia propinquior erit“, ist die Nothwendigkeit der dreimaligen Communion im Jahre ausgesprochen. Zum letztenmale findet sich diese Bestimmung am Ende des XII. und Anfange des XIII. Jahrhunderts, wo denjenigen, die sich derselben nicht unterwerfen wollen, Fasten während des Adventes oder doch in der Mitte der Woche und die heilige Beichte empfohlen wird.²⁾ Doch waren viele im Empfange der heiligen Eucharistie im IX. Jahrhundert noch so eifrig, daß sie, wie Walafried Strabo berichtet, sogar in jeder heiligen Messe communicierten, wofern sie an demselben Tage mehreren beiwohnten. „Nachdem wir“, schreibt Cardinal Bona, „über die Verschiedenheit zu communicieren einiges vorausgeschickt haben, so ist noch beizufügen, daß es einige wegen der Würde des Sacramentes für genügend hielten, einmal des Tages zu communicieren, selbst wenn sie mehreren heiligen Messen beiwohnten, andere dagegen gab es, welche wie in einer, so bei allen Messen, denen sie an einem Tage beiwohnten, communicieren wollten. Ich glaube, daß keine von diesen beiden Parteien zu tadeln ist, weil von ihnen das gleiche gilt, was der heilige Augustinus von denjenigen sagt, welche täglich communicieren und von jenen, welche dies seltener thun: diese nämlich hält die Ehrfurcht vor dem Heiligen zurück, jene aber ladet die Liebe zu den heilsamen Sacramenten ein.“

Da aber auf dem gesammten Erdkreise der Eifer für die Religion sank „und von Tag zu Tag der Gebrauch der Communion seltener wurde“,³⁾ „und da die Schlechtigkeit immer mehr zunahm, die Liebe vieler aber erkaltete“,⁴⁾ so gieng die Kirche zum äußersten Grade ihrer Milde und bestimmte auf dem IV. Lateranconcil vom Jahre 1215 in can. 21 für die gesammte Kirche: „Jeder Gläubige, beiderlei Geschlechts, soll, wenn er zu den Unterscheidungsjahren gekommen ist, wenigstens einmal im Jahre seinem eigenen Priester

¹⁾ Lib. II. c. 45. — ²⁾ Institut. Alexandri Episcop. Corentrensis. — ³⁾ Bona, De sacrif. Missae lib. II. cap. 7. no. 2. — ⁴⁾ Thom. III. q. 80. ar. 10. ad 5.

alle seine Sünden getreulich bekennen und die ihm auferlegte Buße nach Kräften zu erfüllen streben, indem er zum mindesten zur Osterzeit ehrfurchtsvoll das Sacrament der Eucharistie empfängt, wenn er sich nicht zufällig auf den Rath seines eigenen Priesters wegen eines vernünftigen Grundes auf einige Zeit von deren Empfange enthalten soll: widrigenfalls soll er vom Eintritt in die Kirche abgehalten werden und im Tode des christlichen Begräbnisses entbehren. Deshalb soll diese heilsame Verordnung häufig in den Kirchen veröffentlicht werden, damit nicht jemand aus Blindheit die Unwissenheit als Deckmantel der Entschuldigung vorschützt. Wenn aber jemand einem fremden Priester aus einer gerechten Ursache seine Sünden bekennen will, so soll er zuerst die Erlaubnis vom zuständigen Priester erbitten und erhalten, da anderenfalls jener selbst ihn (seiner Sünden) nicht entbinden kann“. Damit ist die für die katholische Gemeinschaft nothwendige Zahl der jährlichen Communionen auf die denkbar kleinste reducirt: jährlich einmal; weniger konnte man nicht mehr verlangen. Nur in wenigen Kirchen ward bei einer feierlichen Messe an der Communion der Ministrirenden festgehalten, und diese Communion bestand, wie Bona bemerkt,¹⁾ in den hervorragenderen Basiliken noch zu seiner Zeit. Die Concilienbeschlüsse der kommenden Jahrhunderte hatten nur den Zweck, die Vorschrift des Lateranums säumigen Hirten und trägen Schafen einzuschärfen.²⁾

Dass aber gleichwohl sehr viele Katholiken ebenso wie in unseren Tagen die heilige Communion öfters empfiengen, kann wohl nicht bestritten werden. Eine offene Frage blieb nur, welches Jahr denn als Unterscheidungsjahr anzusehen sei. Die Antwort hierauf war natürlich je nach den Ländern und der damit zusammenhängenden geistigen Entwicklung der Kinder eine verschiedene; gewöhnlich galt in jenen Zeiten bei Knaben das 14. und bei Mädchen das 12. Jahr, während einige Provincialstatuten ohne Unterschied das 14. Lebensjahr annehmen.

Um nun zu Ostern die Zahl der Communiciirenden controliren zu können, verordnete zuerst can. 16 des Concils von Salamanca vom Jahre 1335, dass die Namen aller Parochianen in ein Buch geschrieben werden sollen, „damit wenigstens zur Zeit der Visitation jene, welche die Sacramente nicht empfangen wollten, durch ihren Bischof hart bestraft würden“; ebenso cap. 5 der Synode von Toledo vom Jahre 1339. — Als im Anfange des XV. Jahrhunderts eine Controverse entstand, ob diejenigen eine Todsünde begangen, welche am Osterfeste selbst die Eucharistie nicht empfiengen,

¹⁾ So can. III. des Concils von Trier im Jahre 1227; can. 16. Synodi Wigorniensis vom Jahre 1240; can. 17 des Concils zu Münster im Jahre 1284 (*De sacramento eucharistiae*); can. 13 des Concils von Bordeaux vom Jahre 1286; can. 66 und 67 der Synode von Benevent vom Jahre 1331 und can. 10. Synodi Nicosiensis etc. 1354. — ²⁾ *De Sacrif. Missae lib. II. cap. 17. no. 2.*

wohl aber in der vorhergehenden fer. IV., gab Papst Eugen, hierüber befragt, folgende Antwort¹⁾: „Wir erklären ausdrücklich, daß es nicht die Intention des Gesetzgebers gewesen ist, die Gläubigen unter einer schweren Sünde präcis für den Tag der Auferstehung Unseres Herrn zu verpflichten, sondern daß er die Zeit von Ostern zu Ostern bestimmt hat, weil er sagt: ‚einmal im Jahre‘, und weiter unten: ‚Wenigstens zu Ostern‘ zc. Ich glaube, es sei mehr auf den Sinn als auf die Worte zu achten. Es wird also dem Canon mit vollem Rechte genügegeleistet, wenn die Gläubigen in der heiligen Woche oder innerhalb der Octav des Auferstehungsfestes Unseres Herrn je nach der besseren Disposition des Gewissens und größeren Andacht nach pflichtmäßiger Vorbereitung die heilige Eucharistie empfangen und mit dem Herrn zu ihrem Heile Pascha feiern. Und wir wollen, daß sich dieser Entscheidung alle fügen“.

Während also in den ersten Zeiten alle mit gleichem Eifer zur heiligen Communion giengen, mußten gar bald andere durch Gesetze, deren Forderung im Laufe der Zeit auf ein Minimum herabjank, in ihrer Pflicht erhalten werden. Einen nicht geringen Theil der Schuld der selteneren Communion sollen die Bestrebungen der Klöster damaliger Zeit tragen, wie schon Badianus bemerkt, wofür er bei Manji scharf getadelt wird.²⁾ Man glaubte nämlich, daß man die Communion auch für andere empfangen könne, und so trugen denn einige ihre Pflicht auf andere über. Der Sorge weniger oder solcher, welche verdienen wollten, ward diese Pflicht überlassen, und zwar nicht ohne Gewinnsucht; und so seien durch jene Gaben viele Klöster, besonders der Benedictiner, errichtet worden. Badianus dürfte uns hier wohl eines jener berühmten Märchen der Reformationszeit aufzischen. Eine Wirkung auf die Laiencommunion dürften dagegen die damaligen Ordensvorschriften gehabt haben, die oft nur eine sehr beschränkte Zahl von Communionen (zwischen 3 und 15) im Jahre zuließen.³⁾ In den Capiteln des hl. Gallus (cap. 3) ward jedoch verordnet, daß täglich sechs Brüder dazu bestimmt werden, die heilige Oblate zu opfern und ohne Zweifel auch die heilige Eucharistie zu empfangen; diese mußten auch die Füße der Pilger waschen. Nach cap. 4 mußten an Sonntagen alle der Ordnung gemäß in gleicher Weise zum Friedenskusse und zur heiligen Communion gehen, außer jenen, welche wegen hohen Alters oder Krankheit nicht mehr stehen konnten zc.⁴⁾ Den Ritus und die Disciplin der Mönche von Clugny erfahren wir durch den Mönch Johannes und noch mehr durch Uldarich, welcher sie nach dem Mönche Bernhard in drei Büchern beschrieben hat. Nur fünf pflegten darnach an Sonntagen und drei an Wochentagen zu communicieren. Die Uebrigen nahmen gesegnetes Brod nach Art der Eulogien

¹⁾ Raynaldus, f. IX. a. 1440. no. 19. — ²⁾ T. XVIII. p. 785. — ³⁾ cf. Welte & Wegel, „Abendmahl“. — ⁴⁾ Mabillon, t. II. a. 818. no. 83.

vor den gewöhnlichen Speisen. . . . Allen aber wurde die Communion drei Tage (coena Domini) vor Ostern gereicht.¹⁾ — Lanfrank verfaßte, um die Klöster zu reformieren, ein Decretalienbuch und Rituale, die aus verschiedenen Klosterinstitutionen zusammengesetzt waren. Darin wird befohlen, „es sollen sich alle Mönche im Triduum (coena Domini) vor Ostern und am Osterfeste selbst mit der heiligen Communion stärken; die Armen aber, denen am Gründonnerstage die Füße gewaschen werden, sollen nicht-consecrirte Oblaten erhalten. Die Novizen endlich sollen, nachdem sie Profefs gemacht, drei Tage hindurch den Leib und das Blut Christi empfangen, Stillschweigen beobachten, das Haupt in die Kapuze einhüllen, welche ihnen am dritten Tage beim Friedenskusse hinabgezogen wird.“²⁾

Einen fieberhaften Eifer für den Empfang der Eucharistie entwickelten die Häretiker des XV. und XVI. Jahrhunderts. Aber quod cito fit, cito deperit. Fast das ganze Volk stärkte sich da, wo die Häresie wucherte, an den Sonn- und Feiertagen am Tische des Herrn mit dem Sacrament des Leibes und Blutes. Aber wie schnell ist jenes Feuer erloschen und jene Liebe erkaltet! Denn sehr bald entstanden Klagen der Prediger des „reinen Evangelii“, der Anhänger des Karlsstadt, Zwingli und Dekolampadius.³⁾ Sie behaupteten sogar, es sei dem Priester nicht gestattet, das heilige Opfer darzubringen, wenn keine Communicirenden zugegen sind.⁴⁾

Ammianus Marcellinus.⁵⁾

Von Professor Dr. Lingen in Düsseldorf.

II.

Zeugnisse für den Primat und die hervorragende Stellung des Bischofs von Rom im 4. Jahrhundert.

A. Bei der Berichterstattung über die Amtsverwaltung des Stadtpräfecten Leontius unter Kaiser Constantius kommt Ammianus auf den Papst Liberius zu sprechen. Es heißt da l. 15, c. 7 i. f. folgendermaßen: Hoc administrante Leontio, Liberius, christianae legis antistes, a Constantio ad comitatum mitti praeceptus est, tamquam imperatoris jussis et plurimorum sui consortium decretis obsistens, in re, quam brevi textu percurram. Athanasium episcopum eo tempore apud Alexandriam, ultra professionem altius se efferentem, sciscitarique conatum externa, ut prodidere rumores assidui, coetus in unum quaesitus ejusdem loci multorum (synodus ut appellant) removit a sacramento, quod obtinebat. Dicebatur enim fatidicarum sortium fidem, quaeve augurales portenderent alites, scientissime callens, aliquoties praedixisse futura: super his intendebantur ei alia quoque a proposito legis abhorrentia,

¹⁾ Mabillon, t. III. a. 927. no. 92 — ²⁾ Mabillon, t. V. a. 1074. no. 82. — ³⁾ Raynaldus, t. XIII. a. 1528. no. 39. — ⁴⁾ Raynald., t. XIV. a. 1547. no. 69. — ⁵⁾ Siehe Jahrg. 1896, Heft II, S. 258.

cui praesidebat. Hunc per subscriptionem abjicere sede sacerdotali, paria sentiens ceteris, jubente principe, Liberius monitus, perseveranter renitebatur, nec visum hominem nec auditum damnare, nefas ultimum saepe exclamans, aperte scilicet recalcitrans imperatoris arbitrio. Id enim ille, Athanasio semper infestus, licet sciret impletum, tamen auctoritate quoque, qua potiores aeternae urbis episcopi, firmari desiderio nitebatur ardenti: quo non impetrato, Liberius aegre populi metu, qui ejus amore flagrabat, cum magna difficultate noctis medio potuit absportari.

Das, worüber Ammianus hier berichtet, trug sich nach den Synoden von Arles 353 und Mailand 355 zu. „Die zu Arles versammelten Bischöfe wurden durch die Drohungen und Gewaltthatigkeiten des Kaisers so eingeschüchtert, daß sie zuletzt die Verdammung des Athanasius unterschrieben, darunter sogar der päpstliche Legat Vincenz von Capua. Papst Liberius verwarf den Schritt seines Gesandten.“ Ähnlich gieng es in Mailand, wo zuletzt die Verhandlungen im kaiserlichen Palast in Gegenwart des Kaisers geführt wurden. „Alle sollten den Athanasius verdammen und mit den Arianern in Gemeinschaft treten“. Als die katholischen Bischöfe erklärten, das Ansinnen sei dem Kirchengesetze entgegen, sagt Constantius: „Was ich will, muß für Kirchengesetz gelten.“ Er bedrohte die Widerstrebenden mit Tod oder doch Verbannung. Lucifer von Cagliari, Eusebius von Vercelli u. A. wurden verbannt. Die meisten Bischöfe aber gaben die vom Kaiser verlangte Unterschrift. Viele Bischöfe wurden an das kaiserliche Hoflager (comitatus) beschieden und dort mit Drohungen bearbeitet, bis sie sich fügten, die Standhaften traf die Verbannung. Vor allem suchte man den römischen Bischof Liberius zu gewinnen oder zu stürzen. Die Arianer beschuldigten ihn der unrechtmäßigen Weihe, der zu weit gehenden Ausdehnung seiner Rechte, der Beseitigung einiger dem Athanasius ungünstigen Urkunden und des Ungehorsams gegen den Kaiser. Letzterer, dem sehr wohl das „überwiegende Ansehen des Bischofs der ewigen Stadt“ bekannt war, sandte den Eunuchen Eusebius nach Rom, um den Liberius durch Geschenke und Drohungen zur Unterschrift gegen Athanasius und zur Gemeinschaft mit den Arianern zu bewegen. Liberius wies diese Anträge, wie die Geschenke zurück. Der beleidigte Eunuch erwirkte durch seinen Bericht den kaiserlichen Befehl an den Stadtpräfecten, den Papst an das Hoflager zu bringen, nöthigenfalls mit Gewalt. In Rom wurden die Anhänger des Liberius schwer verfolgt, und dieser selbst durch Wachen in seinem Verkehr beschränkt. Endlich ward er aus Furcht vor der Liebe des Volkes nicht ohne Mühe mitten in der Nacht von Rom abgeführt und vor den Kaiser gebracht. Vor diesem vertheidigte er den nicänischen Glauben, die Unschuld des Athanasius und die Unabhängigkeit der Kirche, deren Gesetze ihm höher stehen müßten, als die Heimat. Der Kaiser wollte ihm zuerst Bedenkzeit geben, die aber seinen Sinn nicht

ändern konnte. Darauf verbannte ihn „Constantius nach Beroea in Thrazien“. Durch diese nach Hergenröthers Kirchengeschichte gegebenen Ausführungen wird die Stelle des Ammianus leicht verständlich. Was die Anklagen angeht, die gegen Athanasius vorgebracht werden, so sind das natürlich Verleumdungen der Arianer, die ja noch viel schlimmere und unsinnigere Beschuldigungen vorzubringen gewagt haben, wenn es galt, ihren Hauptgegner zu verderben. Dafs dem Heiden Ammianus der Widerstand des Papstes gegen den Befehl des Kaisers unbegreiflich und unberechtigt erscheint, versteht sich von selbst. Die Worte, mit denen Ammianus den Primat des Bischofes von Rom andeutet, lauten in der Uebersetzung von Wagner, Conrector am Gymnasium zu Merseburg (Frankfurt am Main 1792) folgendermaßen: „Dieser (Constantius) war von jeher des Athanasius Feind gewesen, und ob er gleich wufste, dafs die ganze Sache durch Mehrheit der Stimmen bereits entschieden sei, so war es doch sein Herzenswunsch, dieselbe auch durch das Ansehen, das die Bischöfe der ewigen Stadt vor andern voraus haben, bekräftigt zu sehen.“

B. Eine andere für den Vorrang des Bischofs von Rom beweisende Stelle, welche über die Streitigkeiten bei der Papstwahl nach dem Tode des Liberius handelt, findet sich bei Ammianus lib. 27, c. 3, 12: „Damasus et Ursinus supra humanum modum ad rapiendam episcopatus sedem ardentis, scissis studiis asperrime conflictabantur, adusque mortis vulnerumque discrimina adiumentis utriusque progressis; quae nec corrigere sufficiens Juventius nec mollire, coactus vi magna secessit in suburbanum. Et in concertatione superaverat Damasus, parte, quae ei favebat, instante. Constatque in basilica Sicinini (jetzt Maria Maggiore) ubi ritus christiani est conventiculum, uno die centum triginta septem cadavera peremptorum. efferatamque diu plebem aegre postea delenitam. In diesem Berichte wird Damasus gerade so, wie sein Gegner Ursinus als ehrgeiziger Streber bezeichnet. Victor Schulze, Professor in Greifswald, folgt ihm in der Charakterisierung des Papstes, wenn er in seiner Geschichte des Untergangs des griechischen und römischen Heidenthums Band 1., Seite 220 schreibt: „Seit 366 saß auf dem Stuhle Petri ein in allen Künsten des Intriguenspiels erfahrener Priester, der Spanier Damasus. Sein Weg zur heiligen Kathedra war über Leichen und durch böse Gerüchte gegangen, und mit kluger Vorsicht, bald gewaltthätig, bald zurückhaltend, verstand er die Zeitverhältnisse auszukauften.“ Die glaubwürdigsten Zeitgenossen, unter Andern der heil. Hieronymus und der heil. Ambrosius, mit denen Damasus innig befreundet war, urtheilen anders. Nach Hieronymus (chron.), welcher vielleicht damals in Rom anwesend war, nach Rufinus, dem Zeitgenossen, (hist. eccles. II., 10), nach Socrates (hist. eccles. IV., 29), Sozomenus (hist. eccles. VI., 23) war Damasus schon zum Bischofe gewählt

worden, als der Diacon Ursinus, der wohl vor der Wahl als Candidat genannt worden war, wüthend darüber, daß ihm Damasus vorgezogen worden war, eine Spaltung erzeugte, sich im Geheimen zum Bischof weihen ließ und mit seinem Anhang gewaltsam gegen die dem Damasus treu Gebliebenen vorgieng. Da von diesen Gewalt mit Gewalt erwidert wurde, kam es zu blutigen Streitigkeiten im Gotteshause, woran aber nach Rufinus die Partei des Ursinus schuld war. Der heil. Ambrosius (epist. 1) sagt, Damasus sei durch das Urtheil Gottes zum Bischofe der römischen Kirche gewählt worden; das würde doch der Heilige von einem Eindringlinge, der sich durch blutige Kämpfe den Weg zum Bischofsstuhle gebahnt, nicht gesagt haben. Auch Theodoret (hist. eccles. V., 2) sagt: „Hic autem Damasus episcopus erat urbis Romae, qui post Liberium ecclesiae illius curam susceperat: vir sanctitate vitae conspicuus et qui pro apostolica doctrina nihil non dicere atque agere paratus esset.“¹⁾

An den Bericht über die Streitigkeiten bei der Papstwahl knüpft nun Ammianus folgenden Excurs an: „Neque ego abnuo, ostentationem considerans urbanarum, hujus rei cupidos ob imperandum, quod appetunt, omni contentione laterum jurgari debere: cum id adepti, futuri sint ita securi, ut ditentur oblationibus matronarum, procedantque vehiculis insidentes, circumspecte vestiti, epulas curantes profusas, adeo ut eorum convivia regales superent mensas. Qui esse poterant beati revera, si magnitudine urbis despecta, quam vitiis opponunt, ad imitationem antistitum quorundam provincialium viverent: quos tenuitas edendi potandique parcissime, vilitas etiam indumentorum, et supercilia humum spectantia, perpetuo numini verisque ejus cultoribus ut puros commendant et verecundos.“

Zu dieser Stelle macht Rohrbacher (histoire universelle de l'église catholique t. IV. p. 260) folgende Bemerkung: „Gewiß, der heidnische Verfasser übertreibt mehr oder weniger, das ist so seine Art; vielleicht sah er auch zu seinem Kummer die Tempel und Priester des Heidenthums mehr und mehr der Verachtung anheimfallen. Jedenfalls kann man aus seinen Worten den Schluß ziehen, daß die heiligen Päpste des vierten Jahrhunderts, ein Sylvester, Julius, Liberius, Damasus es für die Nachfolger des Fischers von Galiläa nicht unpassend gefunden haben, ein vornehmes oder vielmehr fürstliches Haus zu führen. Außer dem Zeugnisse Ammians haben wir dafür noch einen Beweis in dem, was Hieronymus über Prätextatus, eine hochangesehene Persönlichkeit jener Zeit, der als desig-

¹⁾ Uebrigens sagt auch Ammianus selbst etwas später, daß Prätextatus, der nach Juvenius Präfect von Rom war, die wahre Sachlage erkannt und durch Verbannung des Ursinus die Ruhe wieder hergestellt habe. (Cujus auctoritate justisque veritatis suffragiis tumultu lenito, quem christianorum jurgia concitarunt, pulsoque Ursino, alta quies parta. l. 27, c. 9).

nierter Consul starb, berichtet. Dieser pflegte zu Damasus lachend zu sagen: Mache mich zum Bischof von Rom und ich werde gleich Christ. Das beweist, daß nach allgemeiner Anschauung und selbst in den Augen eines Heiden das Amt eines römischen Bischofs etwas Größeres und Glänzenderes war, als alle Ehrenstellen des römischen Reiches. Da übrigens die Vorsehung den Nachfolger des heiligen Petrus zum Oberhaupte der christlichen Welt, zum Vater der Könige und Völker bestimmt hatte, so war es auch ganz natürlich, daß sie vor Königen und Völkern seinen Thron immer mehr erhöhte und mit äußerem Glanze umgab.“ Aus der angeführten Stelle des Ammianus ergibt sich also, daß schon im vierten Jahrhundert, kurze Zeit nach Beendigung der Verfolgungen, die Würde des Bischofs von Rom über alle andern in der Christenheit weit hervorragte, und daß dieser Vorrang in äußeren Dingen, in Pomp und glänzendem Auftreten sich geltend machte. Das war aber ganz natürlich. Besonders damals, wo man unter dem Einfluß des Prunk liebenden Orients stand, konnte man sich keine hohe Würde ohne entsprechenden äußeren Glanz und Pomp denken. Das hatte mit der persönlichen demüthigen Gesinnung des Trägers eines solchen Amtes nichts zu thun. Dies konnte oder wollte der Heide Ammianus nicht einsehen, darum diese häßliche Vergleichung der Bischöfe von Rom mit einigen Provinzial-Bischöfen.

Die priesterlichen Gewänder.

Von P. Beda Kleinschmidt O. F. M. in Wiedenbrück (Westfalen).

(Sechster Artikel.)

Haben wir uns bei den drei bisher besprochenen liturgischen Gewändern, dem Amikte, der Albe und dem Cingulum kurz fassen können,¹⁾ so erfordert es die noch theilweise herrschende Unsicherheit der Ansichten über die drei letzten priesterlichen Kleider, den Manipel, die Stola und die Casel, daß wir uns etwas länger bei den einzelnen aufhalten und namentlich dem Ursprunge derselben genauer nachgehen.

4. Der Manipel.

1. Alter und Ursprung.

a. Schon in der Beantwortung der Frage nach dem Alter des Manipels gehen die Ansichten der Liturgen und Archäologen nicht wenig auseinander. Seit Card. Bona sein berühmtes Werk über die Liturgie geschrieben, ist in fast allen liturgischen und archäologischen Büchern, welche die Frage nach dem Ursprunge der priesterlichen Gewänder überhaupt berühren, die Behauptung aufgestellt, die erste sichere Nachricht über den Manipel stamme aus der Zeit des Papstes Gregor d. Gr.; zu seiner Zeit sei es nämlich ausschließ-

¹⁾ Vgl. Quartalschrift 1898, I 67 ff., 313 ff., 567 ff.

liches Recht der römischen Diacone gewesen, den Manipel zu tragen; damals aber sei allmählich der Gebrauch desselben an andere Kirchen übergegangen, zunächst an die von Ravenna. So in neuerer Zeit mit vielleicht geringer Modification Bock¹⁾, Thalhofer²⁾, Martigny³⁾, Marriotti⁴⁾, Garrucci⁵⁾, Krieg⁶⁾, Schmid (im Kirchenlexikon II² 614 f., wo noch hinzugefügt wird, Gregor habe den ravennatischen Diaconen den Manipel für das „Pontificalamt“ gestattet). Damit wollen die genannten Autoren allerdings nicht das muthmaßliche Alter des Manipels angegeben haben; nach Bock soll er im fünften, nach Krieg im sechsten, nach Martigny im siebenten Jahrhundert seine liturgische Bedeutung erhalten haben. Andere, wie Hefele und Winterim versetzen seine Entstehung ins achte oder neunte Jahrhundert. Nach Braun⁷⁾ hat „der Manipel seit der Mitte des 12. Jahrhunderts vollständig seinen ehemaligen Charakter (als Schweißtuch zu dienen) verloren und war lediglich zu einem Bierstück geworden“, während Magistretti⁸⁾ annehmen möchte, er sei noch im 12. Jahrhundert in Mailand als eine Art Halbtuch gebraucht worden (!) und er habe erst im 15. oder 16. Jahrhundert seine heutige Form erhalten. Man sieht, welche Verschiedenheit der Ansichten. Es lohnt sich also wohl der Mühe, der Frage näher zu treten.

Von großer Bedeutung für unsere Frage ist die erwähnte Nachricht aus dem Leben Gregors I. Wäre in derselben wirklich von dem liturgischen Manipel die Rede, so herrschte in der ältesten Geschichte des Manipels nicht soviel Unsicherheit, wie wir sie zu beklagen haben. Trotz der fast allgemeinen Uebereinstimmung der Gelehrten, daß uns durch jene Nachricht die erste sichere Kunde vom Manipel werde, können wir dieser Ansicht nicht beipflichten. Worauf stützt sich dieselbe denn? Um es ohne Umschweife zu sagen: auf eine mißgedeutete Stelle einer Correspondenz des genannten Papstes mit dem Erzbischof Johannes von Ravenna. Die römischen Cleriker hatten nämlich bei Gregor ernstlich darüber Beschwerde geführt, daß sich auch die Priester und die Diaconen von Ravenna einer Mappula bedienten, was doch ausschließliches Recht der römischen Kirche sei; deshalb machte der Papst dem Erzbischof Johannes wegen des angemessenen Gebrauches der Mappula seitens seiner Cleriker Vorstellungen, gestattete dann aber auf dessen Bitte auch den Ravennaten die Mappula. Wegen ihrer Bedeutung für unsere Sache glauben wir die diesbezügliche Stelle des interessanten Briefwechsels hier fast ganz anführen zu sollen. Papst Gregor schreibt: *Illud, quod pro utendis a clero vestro mappulis*

¹⁾ Geschichte der liturgischen Gewänder, I, 440. — ²⁾ Handbuch der kath. Liturgik (Freiburg 1887) I¹, 875. — ³⁾ Dictionnaire des antiquités chrét.³, 783. — ⁴⁾ The Origin and gradual Development of the Dress of Holy Ministry in the Church p. 70. — ⁵⁾ Storia dell' arte cristiana I, 116. — ⁶⁾ Bei Kraus, Real-Encyclopädie der christl. Alterthümer II, 194. — ⁷⁾ Die priesterlichen Gewänder, S. 68. — ⁸⁾ Delle vesti ecclesiastiche in Manilo (in „Ambrosiana“) Milano 1897. fasc. XIII p. 52.

scripsistis, a nostris est clericis fortiter obviatum dicentibus nulli hoc umquam alii cuilibet ecclesiae concessum fuisse nec Ravennates clericos illic vel in Romana civitate tale aliquid cum sua conscientia praesumpsisse nec si tentatum esset ex furtiva usurpatione sibi praeiudicium generari. Sed etiamsi in qualibet ecclesia hoc praesumptum fuerit, asserunt emendandum, quod non concessione Romani pontificis, sed sola arreptione praesumitur. Sed nos servantes honorem fraternitatis tuae licet contra voluntatem antedicti cleri nostri tamen primis diaconibus vestris . . . in obsequio dumtaxat tuo mappulis uti permittimus¹⁾. Man sieht, es ist von einer Mappula (mappulus? mappulum?) die Rede. Aber auch nicht mit einem Worte ist angedeutet, daß man unter denselben unseren liturgischen Manipel verstehen muß. Man hätte sich also hüten sollen, etwa deswegen, weil bei den mittelalterlichen Liturgikern der Manipel häufig diesen Namen führt, die von den römischen Clerikern so eifersüchtig bewahrte Mappula nun sofort als Manipel zu erklären und daraus weitere Schlüsse zu ziehen. Hat doch das Wort mappula im mittelalterlichen Latein, wie uns Ducange lehrt, nicht weniger als sechs Bedeutungen.²⁾ Schon Hefele³⁾ und Binterim⁴⁾ fanden die Erklärung der genannten Mappula als Manipel bedenklich und entschieden sich deshalb lieber für eine Art — tragbarer Baldachin, eine Meinung, deren Haltlosigkeit noch deutlicher in die Augen springt, als die der erstern. Hefele wurde zu dieser Ansicht bewogen, weil auf dem schon früher erwähnten, für die Costümkunde hochwichtigen Mosaikbilde in der Kirche St. Vitale zu Ravenna und in dem Pontificalbuche des Vandulph aus dem neunten Jahrhundert die Kleider keinen Manipel tragen (?). Das Wort Mappula hat nun allerdings bei den späteren Liturgikern die Bedeutung Baldachin; so schreibt Innocenz III. in seiner berühmten Erklärung der Messe: „Quattuor ministri super pontificem ferunt mappulam quattuor baculis alligatam, propter quod ipsi ministri mappularii nuncupantur.“⁵⁾ Abgesehen nun aber davon, daß jenes Bild hergestellt sein konnte, als der Manipel in Ravenna noch nicht im Gebrauch war, davon auch abgesehen, daß Hefele zwei Zeilen weiter, nachdem er sich für seine Ansicht auf das Pontificale aus dem neunten Jahrhundert berufen, schreibt, im achten Jahrhundert begegne uns der Manipel wieder — holt, man denke sich, wie alle Priester und „Leviten“ von Ravenna nach Rom kommen mit einem Baldachin! So heißt es nämlich in dem Schreiben des Erzbischofs Johannes von Ravenna, welches man vielfach gar nicht berücksichtigt zu haben scheint: „Quoties ad ordinationes episcopatus seu responsi sacerdotes vel levitae

¹⁾ Epist. III 56. Migne, P. L. LXXVII 653 seq. — ²⁾ Ducange, Glossarium med. et inf. Latinit.; ed. Henschel (Paris 1845) IV 268. —

³⁾ Beiträge zur Kirchengeschichte u. s. w. II 180. — ⁴⁾ Denkwürdigkeiten der kath. Kirche VII 3, 55 ff. — ⁵⁾ De s. altaris myst. I. II c. 7 (ed Lipsiae 1534) p. 15. cfr. Rationale I. IV. c. 6. n. 11.

Ravennatis ecclesiae Romam venerunt, omnes in oculis sanctissimorum vestrorum cum mappulis sine aliqua reprehensione procedebant. Quare etiam eo tempore, quo istic a praedecessore vestro peccator ordinatus sum, cuncti presbyteri et diaconi mei in obsequium domini papae mecum procedentes usi sunt'.¹⁾ Dafs hier von einem Baldachin nicht die Rede sein kann, bedürfte wohl keines weiteren Beweises. Um aber unsere Behauptung zu erhärten, dafs unter der strittigen Mappula auch der Manipel nicht verstanden werden kann, wozu, wie schon gesagt, gar kein dringender Grund vorliegt, suchen wir die Frage zu beantworten, was wir denn unter derselben zu verstehen haben.

Ein von Johannes Diaconus, dem Biographen des Papstes Gregor I., im Leben desselben erwähntes Ereignis dürfte uns auf die rechte Erklärung hinleiten. Johannes erzählt nämlich, dafs der Papst, umgeben von planetati et mappulati, durch die Stadt ritt (nicht gieng, wie Professor Krieg irrthümlich angibt). „Cumque magi ex planetatorum mappulatorumque processionibus magnum pontificem cognovissent, immisso daemone tam fortiter ejus equum vexari fecerunt, ut nunquam a sessore eius sive a stratoribus teneri posse putaretur'.²⁾ Durchaus willkürlich scheint uns die Auffassung der planetati als Priester, der mappulati als Diaconen und Subdiaconen mit Manipeln, wie bei Kraus (Real-Encyclopädie) die Ausdrücke aufgefaßt werden. Unter der mappula ist nämlich weder ein Baldachin noch ein liturgischer Manipel, sondern eine weiße Pferddecke zu verstehen, unter den mappulati solche, die sich derselben beim Reiten bedienen.

Diese Auffassung legt uns nahe zunächst die „Schenkungen Constantins“, welche außer anderen Privilegien den römischen Clerikern auch dieses verleiht, senatorische Sandalen tragen und auf Pferden mit weißen Decken (mappula) reiten zu dürfen.³⁾ Offenbar hat der Urheber der „Schenkungen“ einen zur Zeit der Abfassung des Schriftstückes (Anfang des neunten Jahrhunderts?) üblichen Gebrauch der römischen Kirche im Auge, einen Brauch, der nicht neu ist, sondern schon seit langer Zeit besteht, sonst wäre die Bewilligung des Privilegs lächerlich gewesen. So verstehen wir ganz leicht, wie Papst Gregor bei seinem Ritte durch die Stadt von Mappulati umgeben war; es waren die in seiner Umgebung reitenden Cleriker. Zu dieser Auffassung drängt zweitens der Inhalt der erwähnten Correspondenz selber. Wenn man dieselbe näher erwägt, liegt es viel näher an die

¹⁾ Epist. I. III. 57. Migne 655. Freilich, wenn man die Stelle so falsch übersetzt, wie es Rohault de Fleury thut, dann läfst sich leicht das hohe Alter des liturgischen Manipels beweisen „... Les prêtres et clercs portaient le manipule devant tout le monde ... tous mes prêtres et mes diacres en étaient revêtus“. La Messe VII 37. — ²⁾ Vita S. Gregorii I. II. n. 43. Migne LXXV 104. — ³⁾ Decernimus et hoc, ut clerici eiusdem s. Romanae ecclesiae mappulis et linteaminibus id est candidissimo colore decorari equos et ita equitari. Migne VIII. 577.

„Ursurpation“ einer Schabracke zu denken, als an die eines liturgischen Manipels. Die Ravennaten machten doch gewiß den weiten Weg nach Rom zu Pferde, und da mochten sie sich wohl gern bei ihrem Zuge durch die Stadt eines weißen Pferdeschmuckes bedienen haben. Auch das von Erzbischof Johannes gebrauchte Wort *procedere* lenkt ferner zu dieser Bedeutung. Unter den vielfachen Bedeutungen dieses Wortes ist nämlich nach Angabe des Lexikons von Georges¹⁾ auch die: „einen feierlichen Aufzug“ machen zu Fuß oder zu Pferde. Es ist nun aber bekannt, daß an gewissen Tagen der Papst, umgeben von reitenden Clerikern, zu Roß sich zu den „Stationen“ begab.²⁾ Sie ritten dann zur Hebung der Feier auf Pferden, die mit weißen Decken geschmückt waren. Diese Cleriker sahen es natürlich nun sehr ungern, daß auch die Ravennaten bei ihrem Einzuge in die Stadt oder ihrem Aufzuge zur Kirche sich dieses Pferdeschmuckes bedienten. Wie aber der Papst Gregor den Ravennaten, so gewährte später Papst Conon († 687) einem Diacon Constantin von Syrakus,³⁾ der von ihm mit einem höheren Amte betraut wurde, dieses Vorrecht, sich eines Mappulums zu bedienen. Wäre der Sinn dieses Privilegs nach dem Papstbuche auch nicht so klar, wie er es thatsächlich ist, so wäre es doch wohl kaum wahrscheinlich, daß einem Diacon bei der heiligen Messe ein besonderes Abzeichen zu tragen erlaubt worden sei, was den anderen Diaconen bei derselben verwehrt blieb. Auch später erlangten noch manche Prälaten vom Papste dasselbe Privileg, so zum Beispiel Liuthald, Erzbischof von Mainz⁴⁾ und Hermann, Erzbischof von Köln,⁵⁾ von Leo IX. Von einer Verleihung des Manipels aber ist nichts bekannt. Er tritt vielmehr fast gleichzeitig in allen Kirchen auf. Hätte die strittige Mappula wirklich jene Bedeutung, die man ihr fast allgemein beigelegt hat, so wäre es zum wenigsten befremdend, daß sie auf den Bildern aus jener Zeit gar nicht bemerkt wird, auf denen sie doch sofort in die Augen fallen müßte. Endlich bedienten sich der Mappula alle Cleriker der römischen Kirche⁶⁾ nicht bloß die Diaconen, wie gewöhnlich fälschlich gesagt wird, vom Manipel läßt sich dasselbe nicht nachweisen.

Ziehen wir den Schluss aus dem Gesagten, so dürfte wenigstens soviel feststehen, daß jene als erste sichere bezeichnete Nachricht über den Manipel aus den Tagen Gregors doch recht unsicher ist, oder vielmehr, es ist in jener Correspondenz nicht vom Manipel, sondern von einer Schabracke die Rede.⁷⁾

¹⁾ Ausführliches Handwörterbuch² II. 1722 ff. — ²⁾ Siehe die genaue Beschreibung z. B. im I. Ordo n. 2. — ³⁾ Duchesne I. 369. „Mappulum ad caballicandum concessit.“ — ⁴⁾ Super nattam equitare concedimus. Migne CXLIII 696. — ⁵⁾ Migne CXLIII 687. Concedimus tibi omnia . . . insigne quoque festivi equi, quem nuncum vocant nostri Romani. — ⁶⁾ Accipient primam benedictionem ab archidiacono, ut liceat eis super linteum vellosum sedere, quod mos est ponere super sellam equi. Ordo IX. n. 1. Migne LXXVIII. 1003. — ⁷⁾ Diese hier vertretene Auffassung der strittigen Mappula

b. Wollen wir das Alter des Manipels feststellen, so müssen wir selbstverständlich auf seinen Ursprung zurückgehen. In dieser Frage zeigt sich bei den Liturgikern und Archäologen eine größere Uebereinstimmung. Denn mit wenigen Ausnahmen behaupten alle, der Manipel sei ursprünglich ein Tuch gewesen, das man in den ältern Zeiten der Kirche am Arme oder an der Hand getragen, um sich damit den Schweiß und die Thränen abzutrocknen; (nach einigen diente es auch „ad nares tergendas“). Allmählich habe dieses Schweißtuch seinen profanen Charakter verloren und sei zu einem liturgischen Gewandstück, dem Manipel geworden. So außer anderen die obengenannten Autoren. Krieg fügt noch hinzu, daß diese Entwicklung unter dem Einflusse der Consularmappa vor sich gegangen sei. Die Mappa, ein längliches, viereckiges Stück Tuch, war nämlich in der Kaiserzeit zu einer Art Insigne der höhern weltlichen Würdenträger geworden; häufig sieht man auf Diptychen, namentlich auf den aus dem byzantinischen Reiche stammenden die Consuln und die Kaiser mit diesem Würdezeichen abgebildet, das später die Form eines kleinen, mit Staub gefüllten Säckchens annahm.¹⁾ Unter dem Einflusse dieser Consularmappa sei das Schweißtuch der Cleriker in Rom wohl im sechsten Jahrhundert „zu einem Amtszeichen geworden, vielleicht anfänglich nur des höhern Clerus, später auch der Priester und Diaconen durch ein Privileg, und weil dieses Würdezeichen vor allem beim Gottesdienste getragen wurde, so habe es den Charakter einer vestis sacra erhalten; von Rom sei die Mappa durch päpstliche Vergünstigung an die nächsten Kirchen übergegangen, zuerst an die von Ravenna.“²⁾ Eine ähnliche Erklärung hatte schon früher Mariott gegeben. Leider nichts als eine schöne, aber schwer zu beweisende Hypothese. Woher die bestimmte Angabe über die Zeit der Erhebung des Schweißtuches zu einer vestis sacra? Wo wird uns Kunde von dem Privileg des niedern Clerus, der Priester und Diaconen? Wie konnten schon zur Zeit Gregor d. Gr. die Diaconen und Subdiaconen sich dieses Privilegs erfreuen, wie konnte der Manipel schon zu seiner Zeit in Ravenna „usurpiert“ sein, wenn die Mappa anfänglich (d. h. im sechsten Jahrhundert) nur ein Abzeichen des höhern Clerus (der Bischöfe und des Papstes) war? Wie konnte dieses Ornament, dessen „Urpuration“ durch die Ravennaten von den römischen Clerikern mit so großem Unwillen gesehen wurde, wieder zu einem gemeinen Schnupf- und Schweißtuch herabsinken, wenn es nur durch Vergünstigung an die andern

ist nicht neu. Man muß sich vielmehr wundern, daß sie bis heute in fast allen gelehrten Werken noch figurirt, da man doch schon b. i. Ducange die richtige Auffassung jener Worte finden konnte, Glossarium s. v. mappula. Vergl. noch Duchesne, Origines du culte chrétien, éd 2. Paris 1898, p. 382.

¹⁾ Viele Abbildungen solcher Consulardiptychen bei Gori, Thesaurus veterum diptychorum consularium et ecclesiasticorum, Florent. 1759. Auch Ducange handelt über die Mappa der Diptychen im Glossarium, tom. 3. Anhang. — ²⁾ Real-Encyclopädie II 194 f.

Kirchen übergieng? Wegen der angedeuteten und anderer Schwierigkeiten kann ich mich nicht entschließen, dieser Ansicht beizustimmen, so schön es auch immer sein möchte, wenn der Manipel schon seit alter Zeit die besondere Insigne der Diaconen, und die Stola die der Priester gewesen wäre, wie das Pallium die der Bischöfe war.

Wie kam man denn überhaupt dazu, den Ursprung unseres liturgischen Zierstückes auf ein so wenig ästhetisches Tuch zurückzuführen? Der Grund liegt unseres Erachtens in der zu unbedingten Annahme der diesbezüglichen Behauptung mehrerer mittelalterlicher Liturgiker, deren bestimmte und unzweideutige Worte allerdings kaum eine andere Erklärung zulassen, als daß der Manipel dem genannten praktischen Zwecke gedient habe. Es ist in der That nicht leicht, die rechte Erklärung ihrer Worte zu finden, wenn man jenen Gebrauch des Manipels nicht gelten lassen will. Doch können wir nicht umhin, die Lösung der Schwierigkeiten zu versuchen.

Die Hauptveranlassung zu der Meinung, der Manipel sei früher ein Schweiß- und Wischtuch gewesen, scheint mir Amalar von Metz, vielleicht der einflußreichste liturgische Schriftsteller des Mittelalters, zu tragen. Aus übertriebener Vorliebe für die allegorische Erklärung¹⁾, dann durch den damals für den Manipel gebräuchlichen Namen *Sudarium*²⁾, ferner aus übelangebrachter Pietät gegen einen lieben Heiligen, den „Vater“ Arsenius³⁾, von dem Beda der Ehrwürdige in seinem *Martyrologium* (19. Juli) berichtet, er habe wegen des Stromes von Thränen, die er ständig vergoß, immer ein *Sudarium* bei sich getragen, um sie abzutrocknen. — Aus all diesen Gründen ließ sich Amalar bewegen, den Manipel als Schweißtuch zu deuten, ihn zu erklären als ein Tuch „*ad tergendam pituitam oculorum atque superfluam salivam decurrentem per labia.*“ Man stelle sich aber die Situation einmal etwas genauer vor: der Priester, in reicher liturgischer Kleidung, hat in unseren nordischen Gegenden bei der Feier der heiligen Geheimnisse am Altare stets ein Tuch in der Hand, „*quo tergere solet pituitam oculorum et narium atque superfluam salivam*“. Die Sache ist drastisch! Die hyperbolischen Ausdrücke Amalars allein schon, so meine ich,

¹⁾ Vergl. hierüber Mönchmeier, Amalar von Metz, sein Leben und seine Schriften, Münster 1893; auch Krieg, Die liturgischen Bestrebungen im karolingischen Zeitalter, Akademisches Antrittsprogramm, Freiburg 1888, Seite 33, 66. — ²⁾ Man muß sich wohl hüten, aus dem bloßen Namen „*Sudarium*“ irgendwelche Schlüsse auf die Beschaffenheit und den Zweck des Tuches zu machen. Derselbe Amalar bezeichnet nämlich das Belum, worin der Diacon den Kelch eingeholt auf den Altar setzt, als *Sudarium*. „*Calix involutus sudario porrigitur ad altare, quod sudarium ponitur in cornu altaris.*“ Praefatio altera ad quattuor libros de eccl. offic. Migne P. L. CV 992. — ³⁾ „Propter effusionem lacrimarum fertur sudarium, ut in martyrologio Bedae legitur, quod pater noster Arsenius propter redundantiam lacrimarum tergendam sudarium semper in sinu vel manu habuerit.“ De offic. eccl. I. I. c. 24. Migne P. L. DV 1699. Cfr. Beda Martyrol. XIV. Kal. Augusti. Migne VIC 978 seq.

hätten doch zur Vorsicht mahnen sollen, denselben ohne weiters Glauben zu schenken und den Manipel aus einem Schnupftuche herleiten zu wollen.

Es ist mir nicht unbekannt, daß man gegen diese Ansicht schwerwiegende Argumente geltend machen kann; ich spreche sie daher auch nur problematisch aus, glaube aber doch, ihr die größte Wahrscheinlichkeit beilegen zu dürfen und zwar wegen folgender Thatfachen, worauf bis jetzt überhaupt noch nicht genugsam hingewiesen worden ist: erstens wegen der offenbaren Widersprüche der Liturgiker untereinander in der Erklärung des Manipels; zweitens wegen des deutlichen Gegensatzes, welcher besteht zwischen der Erklärung mehrerer Liturgiker vom Manipel zu den bildlichen Darstellungen desselben. Um den Widerspruch zwischen den Liturgikern klar hervortreten zu lassen, stelle ich die von ihnen gegebenen Erklärungen der Zeit nach gegenüber.

Amalar von Metz (schrieb um 820):

Sudario solemus tergere pituitam oculorum et narium atque superfluam salivam decurrentem per labia.¹⁾ — Diaconus sudarium ponit in dextero cornu altaris . . . est habile ad hoc, ut quidquid accesserit sordidi, illo tergatur et sacerdotis mundissimum (!) maneat.²⁾

Pseudo-Alcuin (schrieb im 10. Jahrhundert):

Mappula . . . qua pituitam oculorum et narium detergemus, praesentem vitam designat.⁴⁾

Soo von Chartres († 1115):

In sinistra manu ponitur quaedam, quae saepe fluentem oculorum pituitam tergat et oculorum lippitudinem removeat.⁶⁾

Grabanus Maurus (schrieb 819):

Quantum vero mappula sive mantile sacerdotis indumentum est, quod vulgo phanone[m] vocant, quod ob hoc tunc manibus tenetur, quando missae officium agitur, ut paratos ad ministerium mensae domini populus conspiciat.³⁾

Eine nach Gerbert⁵⁾ dem 10. Jahrhundert angehörende Handschrift:

Mappula dudum tergendis manibus praebebatur.

Honorius von Autun († 1152):

Ad extremum sacerdos favonem in sinistrum brachium ponit, qui et mappula et sudarium vocatur, per quod olim sudor et narium sordes extorquebantur.⁷⁾

¹⁾ De eccles. offic. l. II. c. 24. Migne CV 1099. — ²⁾ ib. l. III. c. 19. col. 1131. — ³⁾ De cleric. instit. l. I. c. 18. Migne CVII 307. —

⁴⁾ De divin. offic. c. 39. Migne CI 1243. — ⁵⁾ Monumenta Liturg. Aleman. II 290. — ⁶⁾ Sermo de signif. indum. sacerdot. Migne CLXII 525. — ⁷⁾ Gemma animae l. I. c. 208. Migne CLXXII 606.

Sifard von Cremona († 1215):

Fanon . . . et sudarium et mappula quasi manipula nominatur . . . Sudario sudorem et pituitam oculorum, narium et salivam absterginus.¹⁾ Subdiaconi quoque sudarium in sinistro brachio portant, quo sordes a vasis et lacrymae detergantur ab oculis.²⁾

Robert Paululus († um 1184):

Ad extremum sacerdos favonem in sinistro brachio ponit, quem et manipulum et sudarium veteres appellaverunt, per quem olim sudor et narium sordes extorquebantur.³⁾

Diese Gegenüberstellung mag genügen, um im allgemeinen den Widerspruch der Liturgiker klar und deutlich zu zeigen und zwar solcher Liturgiker, die gleichzeitig lebten. — Im besonderen aber beachte man erstens den Widerspruch in der doppelten Erklärung Amalars selbst. Der Diacon gebraucht sein Sudarium, um etwaigen Schmutz (sordidum) vom Altare zu entfernen, damit das des Priesters sehr rein bleibe, das dieser doch nach der ersten Erklärung zu gebrauchen pflegt „ad pituitam . . . narium abstergendam“; zweitens, wie der gleichzeitige Hrabanus, der unbeeinflusst von Amalar schrieb, weder jenen praktischen Gebrauch des Manipels, noch, soweit ich sehe, den Namen Sudarium kennt; drittens, daß gleich falls in dem noch früheren römischen Ordo der Manipel nie als Sudarium bezeichnet wird und nur als liturgisches Ornament erscheint; endlich viertens, wie Sifard von Cremona, zu einer Zeit, wo nach allgemeiner Annahme der Manipel nur als Ornament auftritt, denselben zweimal als Wisch- und Schnupftuch bezeichnet; wie nach ihm dasselbe Sudarium angewendet wird, um die Thränen zu trocknen und zugleich die heiligen Gefäße zu reinigen.

Ich weise zweitens hin auf den offenkundigen Gegensatz jener Liturgiker, die den Manipel bezeichnen als Schweiß- und Schnupftuch — der Klarheit wegen scheint es am besten, den deutlichen lateinischen Ausdruck durch das entsprechende deutsche Wort wiederzugeben⁴⁾ — zu den zahlreichen bildlichen Darstellungen des Manipels aus jener Zeit. Auf allen Bildwerken tritt der Manipel uns entgegen als ein Ornamentstück, das schmal, gesteißt, meistens reich verziert erscheint, wie der heutige Manipel, schon seiner Beschaffenheit und Form nach ungeeignet als Schnupftuch zu dienen. Oder machen etwa die Manipel in der Bibel Karls des Kahlen⁵⁾

¹⁾ Mitrale I. II. c. 5. Migne CCXIII 78. — ²⁾ ib. c. 8. col. 85. —

³⁾ De offic. eccl. I. II. c. 81. Migne CLXXVII 404. Unter den Werken des Hugo von St. Victor. — ⁴⁾ Es heißt offenbar zu wenig sagen, wenn zum Beispiel Braun in seiner vortrefflichen Schrift (Die priesterlichen Gewänder, S. 57) schreibt: „Bei Amalarius erscheint der Manipel noch als linnen es Sudarium, das zum Abputzen von Staub und ähnlichem geeignet war.“ So schreibt Amalar allerdings I. III. c. 19. Viel kräftiger lautet seine von uns an erster Stelle angeführte Erklärung. — ⁵⁾ Abbildung bei Rohault de Fleury pl. 468.

und die in dem Canon zu Metz¹⁾ aus dem neunten, der im Sectionar zu Köln²⁾, im Evangeliar zu Darmstadt³⁾, und in dem Pontificale Landulphs⁴⁾ in der Minerva zu Rom aus dem zehnten, der in der Unterkirche St. Clemente zu Rom⁵⁾ und in der Bibel zu Köln⁶⁾ aus dem elften, der zu Namur⁷⁾ aufbewahrte aus dem zwölften Jahrhundert, machen diese und andere Manipel den Eindruck, als ob sie gedient hätten „ad pituitam oculorum, narium et salivam abstergendam“, wie sich Sisard noch ausdrückt? Ein auch nur oberflächlicher Blick auf die Abbildungen wird eine solche Behauptung sofort als ungereimt erscheinen lassen. Dann besteht also der offenkundigste Gegensatz zwischen der Erklärung des Manipels einzelner Liturgiker und der ikonographischen Darstellung desselben, während sich diese Darstellung sehr gut vereinigen lässt mit der Erklärung jener Liturgiker, die sagen, der Manipel habe einstens jenem praktischen Zwecke gedient. Erwähnen wir auch noch, dass schon im Jahre 915 Manipel erwähnt wurden, die mit Glöckchen geziert waren. Ein Schnupfstuch mit Glöckchen? —

Zeigen uns die Monumente seit der Mitte des neunten Jahrhunderts, schriftliche Nachrichten wenigstens seit dem Anfange dieses Jahrhunderts den Manipel als ein liturgisches Ornament, dann erscheint unsere Annahme vielleicht nicht so ganz unwahrscheinlich, dass Amalar in seiner Vorliebe für „eine ungesunde, dogmatisch verfängliche Deutung der Messliturgie“ den Manipel als Sudarium deutete oder die Bedeutung des Sudariums und des Manipels miteinander verwechselte und diesen selbst als Sudarium bezeichnete. Denn man missverstehe mich nicht. Ich behaupte nämlich keineswegs, dass man damals beim heiligen Dienste keines Schweiß- und Schnupstuches bedurft hätte, man konnte dasselbe damals ebenso wenig entbehren als heute. Aber das scheint unannehmbar, dass dieses durchaus profane und praktische Tuch, dessen sich jedermann bedient, je irgend welchen liturgischen Charakter hatte, der ihm doch von Amalar, Ivo u. s. w. beigelegt wird, wie daraus hervorgeht, dass sie das Sudarium, respective die Mappula mit der Stola, Cappel und den anderen liturgischen Kleidern auf eine Stufe stellen. — Beachtenswert ist auch, dass Durandus später Amalars zweite Erklärung des Manipels wörtlich wiederholt, aber nicht vom Manipel, sondern von einem linnenen Schweißtuche, das der Diacon in gewissen Kirchen auf den Altar legt, damit des Priesters Sudarium rein bleibe. Er fügt dann hinzu, das Sudarium habe dieselbe Bedeutung, wie der Manipel.)

¹⁾ ibid. pl. 525. — ²⁾ ibid. — ³⁾ ibid. pl. 526. — ⁴⁾ ibid. pl. 478. — ⁵⁾ ibid. pl. 524. — ⁶⁾ ibid. pl. 527. — ⁷⁾ ibid. pl. 528. — *) Sudarium est linneus pannus, . . . quo sacerdos sudores et omnem superfluum corporis tergat humorem . . . In quibusdam ecclesiis diaconus sudarium habens illud in dextro cornu altaris deponit, ut si forte quidquid sordidum accesserit, illo tergatur et sudarium sacerdotis mundissimum maneat. Manipuli quoque paene eadem est significatio. Rationale l. III. c. 16 ed. cit. fol. 37.

Es ist nun allerdings nicht Amalar allein, der den Manipel als Schweißtuch bezeichnet: Pseudo-Alcuin, Sifard, andere thun dasselbe; man kann dieses dem weitgehenden Einflusse der Schriften Amalars zuschreiben, den Mönchemeier in seiner eben citierten Monographie eingehend nachgewiesen hat.¹⁾ Auch ist es ja hinlänglich bekannt, wie die spätern Liturgiker die Erklärung ihrer Vorgänger oft ohne jedwede Aenderung zu der ihrigen machten, wie man schon aus den oben angeführten Stellen erkennen kann. Fast alle acceptierten Amalars Definition; die einen wörtlich, andere glaubten ein „einstens“ hinzufügen zu müssen, um so den Namen Sudarium beibehalten und daran ihre Deutungen knüpfen zu können.

Ist diese unsere Ansicht richtig, dann würde die dunkle Geschichte des Ursprungs des Manipels ein wenig erhellt; derselbe ist durchaus nicht so klar, wie man noch in letzter Zeit anzunehmen geneigt ist. Es sind und bleiben vorläufig noch wahr die Worte Fleurns: „Ein Studium des Manipels bietet eine Fülle von Schwierigkeiten.“

c. Gehen wir endlich dazu über, den Ursprung des Manipels zu erklären, wie er am wahrscheinlichsten ist. Im christlichen Alterthume gilt es selbst außerhalb der Liturgie als eine feststehende Regel, alles Heilige nur mit bedeckten und verhüllten Händen anzufassen, eine Sitte, die vom vierten Jahrhundert an durch zahlreiche Monumente bezeugt wird und die uns in vielen Beispielen bis zum 13. Jahrhundert entgegentritt. Empfängt zum Beispiel der heil. Petrus vom Herrn die Schlüssel oder die Bücherrollen, so hat er auf den alten Darstellungen bei der Annahme seine Hände mit einem Tuche bedeckt. Ebenso empfängt Moses die Gesetzestafeln, Elisäus den Mantel des zum Himmel fahrenden Elias, die Juden fangen, selbst entgegen dem Berichte der heiligen Schrift, zur Bezeichnung ihrer Ehrfurcht das Manna in Tüchern auf. Der heil. Laurentius trägt auf dem Triumphbogen der ihm geweihten Kirche das Evangeliumsbuch und das Kreuz mit bedeckten Händen; und so auf vielen andern Darstellungen.²⁾ Wenn nun die verschiedensten Gegenstände so constant von den Alten nur mit verhüllten Händen empfangen werden, müssen wir da nicht mit Recht schließen, daß auch die nächsten Diener des Altars, speciell der Diacon bei der Entgegennahme der Opfergaben, namentlich aber, wenn er mit dem Heiligen *αγία εὐχάρις* in Berührung kam, bei Austheilung der heiligen Communion, seine Hände bedeckt hatte? Ohne Zweifel sind wir zu diesem Schlusse berechtigt. Man müßte es als eine Ausnahme von der allgemeinen Regel betrachten, wenn der Diacon am Altare seinen Dienst mit unverhüllten Händen verrichtet hätte. Er that es nicht. Das Papstbuch bezeugt es uns. Denn es war durchaus nicht die Einführung eines neuen liturgischen Kleidungs-

¹⁾ H. a. v. S. 203 ff. — ²⁾ Martigny Dictionnaire^s 444 s. Fleury La Messe VII. 20 ss. pl. 629.

stückes, sondern nur die Einschärfung oder vielleicht die Regelung eines alten Brauches, wenn Papst Sylvester († 325) den Diaconen vorschrieb, beim Gottesdienste die linke Hand mit einem Tuche, dem *palleum linostimum* zu bedecken. „*Hic constituit, ut diaconi dalmatica in ecclesia uterentur et palleo linostimo leva eorum tegeretur*“.¹⁾ Das *palleum linostimum* (halbbleinene Hülle) ist aber nichts anders, als eine besondere Art der Mappa oder mappula.²⁾ Wie sehr man im Alterthume auf diese Ehrfurchtsbezeugung beim Empfangen und Darreichen heiliger Gegenstände hielt, erhellt aus der Erneuerung der Anordnung Sylvesters durch den Papst Zosimus († 418). Weshalb soll gerade die Linke bedeckt werden? Vielleicht deshalb, weil der Diacon in dieser die Patene oder den Kelch hielt beim Empfange der Opfergaben und bei Ausspendung der heiligen Eucharistie; oder was wahrscheinlicher ist, damit er die Rechte frei, auf der Linken aber immer das Tuch bereit hatte, wenn er während der heiligen Messe desselben bedurfte. Jedenfalls lag das Tuch aber auch auf dem linken Unterarme. Dann brauchte man nur den die Hand verhüllenden Theil auf den Unterarm zurückzuschlagen, und haben wir den Manipel in seiner heutigen Form und Gestalt.

Es zeigen uns auch in der That einige alte Monumente diese Art und Weise, die Mappula zu tragen, wenn man sie nicht actuell gebrauchte. Man trug sie nämlich als ein über dem linken Unterarme zusammengehaltenes Tuch, dessen beide Theile eine unserm Manipel durchaus ähnliche Form hatten. Dieses bemerken wir auf einem Gemälde, in einem Cömeterium, das vor einigen Jahrzehnten bei Syrakus aufgedeckt wurde und das wohl aus dem vierten Jahrhundert stammt. Auf diesem Bilde streckt eine knieende weibliche Person, Marcia, ihre Arme gegen den Heiland aus, von dem sie den Lohn ihrer Mühen erhält. Ueber der Handwurzel der Linken trägt sie zum Zeichen der Ehrfurcht ein weißes, zusammengehaltenes Tuch, eine Mappula, deren Enden mit zwei rothen Purpurstückchen besetzt sind. De Rossi, welchem wir die Publication und die Beschreibung dieses Gemäldes verdanken, glaubt in diesem Tuche das *pallium linostimum* zu sehen, und nach ihm haben wir hier die älteste bildliche Darstellung dieses Gewandstückes.³⁾

Die Mappula, wie man das Pallium wohl schon früh genannt haben mag, war anfangs somit kein besonderes Abzeichen irgend einer Rangstufe in der Kirche. Jeder mochte sie tragen, um seiner Ehrfurcht beim Anfassen eines heiligen Gegenstandes Ausdruck zu geben,

¹⁾ *Liber pontificalis*, ed. Duchesne I 171. Vergl. I 189 Note 62. p. 225 Note 2. — ²⁾ Mit dem Worte Mappa bezeichneten die Römer gewöhnlich ein Vortuch, eine Serviette, dann auch eine Insigne. Vergl. über die mappa der Alten Marquardt, Privatleben der Römer II. 409. Baumeister, Denkmäler der classischen Alterthümer (s. v. mappa). — ³⁾ Siehe Bull. arch. christ. 1877 p. 150. tav. X, XI. die farbige Abbildung dieses Gemäldes in einem Arcosolium der Katacombe S. Maria und Jesu.

dem Diacon aber, als dem nächsten Diener des Bischofs am Altare, der sich damals weit mehr als heute an der heiligen Handlung theiligte, war der Gebrauch derselben strenge vorgeschrieben. Allmählich entwickelte sich dieses Zeichen der Ehrfurcht zu einem Würdeabzeichen nicht zwar der Cleriker überhaupt, sondern der nächsten Diener der mensa Domini, des eucharistischen Opfers und Opfermahls, wie ja auch bis zur Zeit der Manipel in der Regel nicht bei feierlichen Segnungen und Processionen, sondern nur bei der Opferfeier getragen wird.¹⁾ Bemerkte ja schon Hrabanus Maurus, daß die Priester und die ministri Domini die Mappula nur zur Zeit der Opferhandlung tragen, damit sie in den Augen des gläubigen Volkes charakterisirt werden als parati ad ministerium mensae Domini.²⁾

Diese Entwicklung des Pallium zu einem Insigne erfolgte wohl zuerst in der römischen Kirche, wie denn auch die Mappula nach der Annahme Duchesnes lange Zeit eine Eigenthümlichkeit der römischen Diaconen blieb.³⁾ Aus der römischen Kirche gieng sie dann allmählich in die andern Kirchen des Abendlandes über, ohne hier zu einem gemeinen Schweiß- oder Schnupftuch herabzusinken oder gar gleichzeitig als Zeichen der Ehrfurcht und als Thrärentuch zu dienen.

Ich halte es nicht für nothwendig, zur weitem Begründung dieser Ansicht mit Duchesne auf die Armentische oder mit dem im übrigen wohlunterrichteten Correspondenten des Münsterschen Pastoralblattes⁴⁾ auf die Agapen der Urkirche zu recurriren. Da sich die Alten bekanntlich, führt letzterer aus, bei den Mahlzeiten nicht der Gabeln bedienten, sondern mit den Fingern aßen, so nahm die Serviette (mappa, mappula) bei Tisch eine sehr wichtige Stelle ein; sie wurde von den Dienern auf den Armen getragen⁵⁾ und nach den einzelnen Gängen den Gästen gereicht. Sie gehörte durch hundertjährige Sitte wesentlich zur Herrichtung der Tafel; die Christen werden daher bei ihren Liebesmahlen, besonders bei der Spendung der eucharistischen Speise der Serviette nicht entsagt haben. Der Zuflucht zu dieser Sitte der Alten, sage ich, bedarf es nicht, da nach Anordnung Sylvesters die Diaconen das Pallium „in der Kirche“ tragen sollten. Noch viel weniger brauchen wir, wie es ebenfalls geschehen ist, auf die Gewandung der heidnischen Opferpriester, speciell des Flamen, hinzuweisen, der beim Opfern eine Mappa oder eine Mantel auf dem Arme trug, da es durchaus nicht „feststeht, daß die Kirche von den heidnischen Priestergewändern vielfach ihre liturgischen entlehnte.“ Ob und inwieweit jene Entwicklung des Pallium linostinum unter dem Einflusse der Consularmappa erfolgte, darüber läßt sich bis jetzt nichts Sicheres feststellen. Dagegen spricht

¹⁾ Vergl. Thalhofer Liturgik I¹ 877. — ²⁾ L. c. — ³⁾ Orgines du culte chrét. 369. ⁴⁾ Jahrgang 1872, S. 102 ff. — ⁵⁾ Diese ist bezeugt durch mehrere antike Monumente, z. B. durch ein Basrelief im Louvre. Abbild. bei Fleury pl. 523. — Pastoral d. Dioc. Münster a. a. O. S. 104.

der Umstand, daß die Mappula ihre auszeichnende Bedeutung erst dann erhielt, als die Consularmappa die übrige längst verloren hatte.

Kommen wir zum Schlusse auf die Frage zurück, von der wir in unserer Untersuchung ausgegangen sind, auf die Frage nach dem Alter des liturgischen Manipels. Im ersten Drittel des siebenten Jahrhunderts gehörte er noch nicht zu den liturgischen Kleidern, wenigstens nicht überall; denn die unter Isidor zu Toledo abgehaltene Synode (633), welche die verschiedenen Kleider und Ornamente des Diacons, Priesters und Bischofs aufzählt, thut des Manipels noch keiner Erwähnung. Zum ersten Male wird er urkundlich bezeugt in einer Schenkungsurkunde aus dem Jahre 781 an das Kloster Obona in Asturien¹⁾; der Umstand, daß er hier ohne jeden erklärenden Zusatz gleichwertig und gleichzeitig mit der Stola und der Kasel genannt wird, läßt vermuthen, daß er damals wohl allgemein bekannt und schon längere Zeit gebräuchlich war. Nach Frankreich wird er mit der Einführung des römischen Ritus gekommen sein und die bis dahin gebräuchlichen Maniken, wovon später, verdrängt haben; jedenfalls aber ist seine Verwendung als Ornament im neunten Jahrhundert durch monumentale Zeugnisse mehrfach bezeugt. Schwieriger scheint sich die Frage zu gestalten betreffs der römischen Kirche. In Rom, schreibt Duchesne, begegnet uns auf den Mosaiken und andern bildlichen Darstellungen der Manipel nicht vor dem 12. Jahrhundert. Will der gelehrte Herausgeber des Papstbuches hiermit sagen, daß in Rom der Manipel erst im 12. Jahrhundert zu einem Ornamente geworden, wie er es andeutet, so dürfte er wohl irren. Man hat nämlich der Thatsache, daß die römischen Monumente bis zum 11. Jahrhundert des Manipels entbehren²⁾, in unsrer Frage, wie es scheint, zu viel Bedeutung beigelegt. Man kann daraus nicht schließen, daß der Manipel damals noch kein Ornament gewesen: denn er fehlt auf nicht wenigen liturgischen Abbildungen selbst noch aus dem 13. Jahrhundert und aus späterer Zeit und zwar auf Abbildungen, wo Priester oder Bischöfe die heilige Messe celebrierend dargestellt sind. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß der Manipel vor den Thoren Roms, von wo er ausgegangen, als Ornament Halt machte. Auch hier hatte er wenigstens schon im achten Jahrhundert seine auszeichnende Bedeutung; ebenso wie andere Ornamenttheile. Der erste römische Ordo läßt hierüber keinen Zweifel aufkommen; nur war er keine spezifische Auszeichnung irgend einer Rangstufe. Fehlt er auf den Monumenten, so mag dieses daher kommen, daß man in Rom länger als anderswo die Anschauung bewahrte, den Manipel nur als Ehrenzeichen bei der

¹⁾ Mabillon, Annales Ord. S. Bened. I. XXV. c. 53 (Paris 1704) II. 273.

²⁾ Ich sehe hier ab von dem reichverzierten manipelartigen Ornamentstücke, welches ein Heiliger, der heil. Cyrillus (?), in St. Elemente bei der Spendung der Taufe über dem rechten Arme trägt, man schreibt dieses jetzt sehr undeutlich gewordene Gemälde dem neunten oder zehnten Jahrhundert zu.

Feier der heiligen Messe anzusehen. In der That tragen ja auch auf der ersten vollständigen Darstellung der Celebration aus jener Epoche der Celebrant und die fungierenden Diaconen den Manipel, wir meinen die Darstellung der Celebration in der Unterkirche von St. Clemente aus dem 11. Jahrhundert.

Fassen wir das Resultat unserer Untersuchung zusammen, so ist es recht bescheiden: wahrscheinlich entwickelte sich der Manipel, ohne je als Schnupftuch gedient zu haben, aus dem im Alterthume (auch im profanen Leben) gebräuchlichen Tuche, mit dem die nächsten Diener des Altars beim Anfassen heiliger Gegenstände zum Ausdrucke der Ehrfurcht ihre Hände verhüllten, und zwar erfolgte diese Entwicklung, welche möglicherweise unter dem Einflusse der Consularmappa geschah, in der zweiten Hälfte des siebenten oder der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts zuerst in der römischen Kirche.

Pastoral-Fragen und -Fälle.

I. (Restitutionsfall.) Cajus verlegt sich, um reich zu werden, aufs Börsenspiel durch einen jüdischen Vermittler. Statt zu gewinnen, verliert er immer mehr und mehr. Da die Zahlungen der Differenzen durch den Vermittler geschehen, stellt Cajus zu dessen Befriedigung Wechsel aus, ohne jedoch über den ganzen Verlauf des Börsenspieles Controle zu führen und zu erhalten. Außerdem hat sich Cajus noch mit andern Schulden bei verschiedenen Gewerbs- und Kaufleuten belastet. Noch bevor er das Börsenspiel begann, erwarb er ein Landgut, welches er seiner damaligen Braut, jetzt Gattin, schenkte, ohne es jedoch gerichtlich auf deren Namen umschreiben lassen zu können.

Jetzt ist er von seinen Schulden fast erdrückt. Sollte er jetzt alles zahlen und würde es zum gerichtlichen Zwange kommen, so würde Cajus einfach an den Bettelstab gebracht. Sonst hofft er mit der Zeit, annähernd wenigstens, alle seine Schulden abzahlen zu können und ist dazu auch gewillt. — Es fragt sich nun:

1. Darf er das seiner Frau geschenkte Gut jetzt auf deren Namen gerichtlich umschreiben lassen, und bleibt dieses Gut, beziehungsweise dessen Einkünfte, haftbar für die Deckung der Schulden des Cajus?

2. Darf Cajus auch sein anderes Vermögen auf den Namen seiner Frau umschreiben lassen, um es gerichtlich unantastbar zu machen?

3. Ist er dem jüdischen Vermittler gegenüber im Gewissen verpflichtet, die ganzen Börsenschulden, und zwar Capital und Zinsen, zu zahlen, oder hat er nicht Grund sich für beschwindelt anzusehen?

4. Wen muß Cajus zuerst befriedigen, jenen jüdischen Vermittler oder die andern Gläubiger? —

Antwort: Ad. 1. Es muß vorausgesetzt werden, daß Cajus jenes seiner Frau geschenkte Gut bezahlt hat, daß also nicht etwa der Verkäufer noch ein dingliches Recht an dasselbe besitze; sonst würde — was für die folgenden Fragen zu beachten ist — der Verkäufer aus jenem Gute zuerst zu befriedigen sein. Es wäre übrigens alsdann auch schwer zu einer gerichtlichen Umschreibung auf den Namen der Frau zu schreiten, ohne daß der ehemalige Verkäufer Garantie verlangte. Ist nun jenes Gut damals, als die Vermögensverhältnisse des Cajus noch nicht durch das Börsenspiel ruiniert waren, gekauft und bezahlt, so konnte Cajus dasselbe im Gewissen ruhig seiner Braut schenken; und da es einmal thatsächlich geschenkt ist, steht ihm im Gewissensforum nichts im Wege, jetzt die gerichtliche Umschreibung vorzunehmen, falls dieselbe gesetzlich geschehen kann, selbst mit der Vorausicht, daß alsdann die Gläubiger des Cajus nicht sofort jene Zahlung erhalten, welche sie sonst würden erhalten haben; denn jenes Gut ist eigentlich nicht mehr Eigenthum des Cajus, sondern seiner jetzigen Frau, und diese ist für die persönlichen Schulden des Cajus nicht haftbar. — Indirect würden aber die Einkünfte des Gutes mit zur Schuldendeckung beizutragen haben, weil Cajus aus seinem übrigen Vermögen schwerlich mehr dasjenige aufwenden darf zu seinem und seiner Familie standesmäßigen Unterhalt, wie bisher, sondern zu dessen Bestreitung wohl auf die Einkünfte des Gutes seiner Frau anzuweisen sein wird. Dies um so mehr, wenn er bezüglich seines übrigen Vermögens Kunstgriffe gebrauchen würde, welche dasselbe den Händen seiner Gläubiger entziehen. —

Ad. 2. Das Uebertragen des übrigen Vermögens seitens Cajus an seine Frau ist an sich, auch wenn es gesetzlich noch möglich sein sollte, eine Beeinträchtigung der Gläubiger, weil diese dadurch in die Unmöglichkeit versetzt werden, ihre Rechte auf Zahlung ihrer Guthaben geltend zu machen, und wäre daher insofern als Ungerechtigkeit zu verurtheilen. So muß es in Wirklichkeit auch verurtheilt werden, falls die Absicht vorliegen sollte, die Gläubiger in ihrem Rechte zu schmälern. Wenn jedoch jener Kunstgriff das geeignete Mittel ist, die Gesamtheit der Gläubiger in nicht zu langer Zeit befriedigen zu können, während sonst das ganze Vermögen etwa von den Wechsel-schulden zugunsten des jüdischen Gläubigers verzehrt würde und gerade die bedürftigeren Gläubiger um ihr Guthaben gebracht würden: so dürfte im Gewissensforum jener Kunstgriff nicht als ungerecht und unerlaubt bezeichnet werden müssen, falls es gesetzlich noch ausführbar ist. Er diene dann nur zur Verhütung von Schaden der Berechtigten.

Ad. 3 und 4. Der jüdische Vermittler hat seine Forderungen nicht unmittelbar aus den Differenzgeschäften, sondern aus der für Cajus geleisteten Zahlung und aus den von jenem ausgestellten Wechsln. Gerichtlich wird also Cajus die ganze Zahlung sammt den üblichen Zinsen leisten müssen; zu übermäßigen Zinsen ist er

im Gewissen nicht verpflichtet. — Beschwindelung kann nicht präsumiert, sondern muß bewiesen werden. —

Jedoch dürfte einestheils mit Rücksicht darauf, daß der jüdische Vermittler weit reicher ist, als die andern Gläubiger des Cajus, er also einen etwaigen Verlust weniger empfindet und anderentheils mit Rücksicht auf muthmaßlich geschehene Beschwindelung, falls diese Muthmaßung begründet ist, die Zahlung zuerst an die andern Gläubiger, und an letzter Stelle an den jüdischen Vermittler erfolgen. Ausführbar ist dies aber nur, wenn das Vermögen des Cajus sich der gerichtlichen Beschlagnahme entziehen läßt. —

Walfenburg (Holland).

August Behmkuhl S. J.

II. (Beantragte Mißhehe einer Katholikin mit einem von seiner Frau geschiedenen Protestanten.)

Die katholische Lalia aus Oberösterreich will den Protestanten Philibert aus Niederösterreich heiraten, dessen protestantische Frau Silvia sich von ihm getrennt und einen andern zur Ehe genommen hat.

Frage: Welche Hindernisse stehen diesem Eheantrag entgegen?

Antwort: Der beantragten Eheschließung zwischen Philibert und Lalia steht vor allem das verbietende Hindernis der gemischten Religion, welches zwischen katholischen und nichtkatholischen Christen besteht, entgegen. Von diesem Hindernisse kann aber dispensiert werden, wenn wichtige Gründe vorhanden sind und die Ehevererber die von der Kirche geforderten Cautelen leisten. Jedoch wenn die Ehe zwischen Philibert und Silvia in giltiger Weise geschlossen worden ist, so liegt hier noch ein anderes Hindernis vor, nämlich das trennende Hindernis des Ehebandes, das durch die vom protestantischen oder politischen Ehegericht ausgesprochene Scheidung nicht gehoben wurde, ja, so lange Silvia am Leben ist, überhaupt nicht gehoben werden kann, da es göttlichen Rechtes ist. Es muß also untersucht werden, ob die betreffende Ehe eine giltige war oder nicht. Diese Ehe ist in giltiger Weise eingegangen worden, wenn die Nupturienten die Absicht hatten, eine christliche Ehe zu schließen (was vorausgesetzt wird, wenn nicht das Gegentheil bewiesen werden kann) und wenn kein canonisches Hindernis entgegenstand, da auch nichtkatholische Christen der kirchlichen Ehegesetzgebung unterworfen sind. Jedoch vorausgesetzt, daß in unserem Falle kein anderes trennendes Hindernis vorliegt, so scheint doch das Hindernis der Clandestinität vorhanden zu sein, da in Niederösterreich das tridentinische Decret „Tametsi“ rechtmäßig verkündet worden ist und die betreffenden Nupturienten sicher nicht vor dem katholischen Pfarrer ihre Einwilligung erklärt haben. Es fragt sich daher, ob jenes Decret auch für die Protestanten verbindende Kraft habe. Dies ist einmal gewiß, daß eine ausdrückliche Befreiung der Protestanten von der Befolgung des tridentinischen Decretes sich nicht nachweisen läßt. Jedoch hervorragende Canonisten behaupten, daß clandestine Ehen

der Protestanten dort als gültig angesehen werden können, wo es ihnen unmöglich ist, die tridentinische Eheschließungsvorschrift zu erfüllen (vgl. R. v. Scherer, Handbuch des Kirchenrechtes, Graz 1891, II. 1. S. 217; Rutschker, Eherecht, Wien 1856, I. S. 463 ff.; Bering, Archiv für R. R., Bd. 61, J. 1889, S. 213). Diese Unmöglichkeit tritt aber fast immer ein, da es den katholischen Pfarrern verboten ist, bei der Eheschließung der Katholiken zu intervenieren (v. Scherer a. a. O., Anm. 242). Wenn also der Ehe zwischen Philibert und Silvia kein anderes trennendes Hindernis entgegenstand, so ist dieselbe höchst wahrscheinlich als gültig zu betrachten; und es wäre somit eine legitime Ehe zwischen Philibert und Lalia ausgeschlossen. Daher müsste der katholische Seelsorger die Lalia dringend auffordern, den Gedanken an diese Verbindung aufzugeben und von ihrem Ehevorhaben abzustehen. Wenn es sich jedoch um eine ganz definitive und peremptorische Entscheidung über die Gültigkeit jener protestantischen Ehe handeln würde, so müsste man die Angelegenheit dem Urtheile des apostolischen Stuhles unterbreiten. Trient. Professor Dr. Josef Niglutsch.

III. (Fragen aus der Moralthologie bei einer Professur-Concursprüfung.) Bei der concursartigen Prüfung aus der Moralthologie zur Erlangung der Lehrfähigkeit für eine theologische Lehranstalt wurden dem Prüfungscandidaten für die zweitägige schriftliche Clausurarbeit folgende vier Fragen gegeben:

I. Quibus momentis probatur praestantia Ethicae christianae prae ethica philosophica?

II. Quanam sunt variae regulae peccata gravia et levia discernendi?

III. Quanam sunt causae a restitutione excusantes? Cavendum est a causis imaginariis et fictitiis, quid desuper dicendum?

IV. Ascesis christiana quanam criteria proponit in discernendis visionibus et extasibus?

Diese Fragen machen dem Manne, der sie namens des fürstbischöflichen Ordinariates R. aufgegeben hat, alle Ehre, er kennt den weiten Umfang jenes Gebietes, über welches sich der Lehrvortrag aus der Moralthologie an einer theologischen Lehranstalt zu verbreiten hat. Besonders hervorzuheben sind in diesem Sinne die zwei Fragen I. und IV.

Die I. Frage fordert von dem für das Lehrfach der Moralthologie zu approbierenden Candidaten die gründliche Kenntniss der Moralphilosophie, ohne diese wird er nicht imstande sein, die gestellte Frage gründlich und umfassend zu beantworten. Diese Kenntniss schuldet er aber auch dem Amte, das er übernehmen will; denn von der Moralphilosophie entlehnt die Theologie so viele Termini technici, Definitionen, Erklärungen, Eintheilungen, Beweise u. s. w., dass

sie ihr gewissermaßen unentbehrlich ist. Wenn der hl. Alphonsus schon von dem Amte des Beichtvaters sagt, dasselbe erfordere gewissermaßen eine Kenntniss aller anderen Wissenschaften, Künste und Rünste, indem die Moralphilosophie so verschiedenartige Gegenstände umfasse (vgl. Hom. Ap. Tract. XVI. n. 99), so muß das umso mehr vom Amte desjenigen gelten, der den zukünftigen Beichtvätern diese Wissenschaft beizubringen hat, gelten insbesondere in Bezug auf die Moralphilosophie, diese so nothwendige Hilfswissenschaft der Moralthologie. Die vorerwähnte I. Concurrsfrage muß demnach als sehr gut gewählt und als höchst berechtigt bezeichnet werden.

Ganz dasselbe gilt auch von der IV. Frage, welche das weite und dunkle Gebiet der Mystik und der Ascetik berührt.

Die christliche Ascese ist die Vollendung und Vollkommenheit aller Moral. Die *Theologia mystica* bezeichnet cl. Müller als eine eigene theologische Disciplin mit der Bemerkung: „*Possunt tamen et passim etiam solent materiae huc spectantes Theologiae morali inseri*“. (Introd. § 7. n. 3.) Unter demselben Gesichtspunkte hat auch der hl. Alphonsus wenigstens die Hauptpunkte der christlichen Ascetik und Mystik in seine Moralwerke aufgenommen, besonders in die Praxis confessarii als Anhang zur Moralthologie und in den *Homo Apostolicus* ebenfalls als Anhang. Der Heilige zeigt hier zuerst die Pflicht, welche die Beichtväter haben, aus den Pönitenten nicht bloß das Laster herauszureißen, sondern auch die Tugenden in dieselben hineinzupflanzen. „Eine vollkommene Seele hat vor Gott einen größeren Wert als tausend unvollkommene. Wenn also der Beichtvater erkennt, daß der Pönitent frei von Todsünden lebt, so soll er allen Fleiß anwenden, um denselben auf den Weg der Vollkommenheit und der göttlichen Liebe zu führen.“ Hierauf handelt der heilige Lehrer vom betrachtenden Gebete und von anderen Mitteln und Regeln der christlichen Vollkommenheit, insbesondere aber von den verschiedenen Stufen der Beschauung, von Offenbarungen, Ekstasen u. s. w. Er tadelt dabei jene Beichtväter, die sich bei sehr geringer Kenntniss der Mystik, (*qui scientiam mysticam vix primoribus labris degustarunt*), erkönnen, Seelen zu leiten, die mit der Gabe der Beschauung begnadiget sind, (vgl. *Monita ad Confess.* n. XXII) und ermahnt (*Prax. Confess.* n. 126.) „Der Beichtvater muß wohl wissen, wie er solche Seelen zu leiten und von Täuschungen zu bewahren habe; denn sonst wird er ihnen, wie der hl. Johannes v. Kreuz bemerkt, großen Schaden zufügen und Gott dereinst strenge Rechenschaft dafür geben.“ So der hl. Alphonsus.

Soll also schon der Beichtvater wenigstens die Hauptregeln der christlichen Ascetik und Mystik gut kennen, um wieviel mehr muß diese Wissenschaft dann erst vom Professor der Theologie gefordert werden.

Es macht also auch die IV. der genannten Prüfungsfragen, demjenigen, der sie aufgegeben hat, alle Ehre.

Wien.

P. Johann Schwiembacher C. Ss. R.

IV. (**Schadenersatz.**) Ein gut gefinnter, streng gläubiger Oberst wird beim Avancement zweimal übergangen, und zwar aus reiner Gehässigkeit des Kriegsministers, der eine große Antipathie gegen N. hegt, da ihm dessen Bruder, der eine hohe Stellung bei Hof hatte, in einer Angelegenheit nicht behilflich war. N., der als tüchtiger Officier bekannt war und von vielen als der „kommende Chef“ bezeichnet wurde, grämt sich über diese wiederholte Zurücksetzung so sehr, daß sein Gemüthsleiden bedeutend zunimmt, und innerhalb eines Jahres seine Quittierung erfolgen muß. Bei der Eingabe um die Pension wird die Bitte des Oberst N., ihm den Charakter eines Generalmajors zu verleihen, abgewiesen. Diese neue Zurücksetzung — Oberst N. konnte auf besondere Verdienste um die neue Organisation eines Truppentheiles hinweisen — greift den armen Kranken so an, daß selbst der Arzt am Aufkommen zweifelt, und richtig nach drei Monaten stirbt Oberst N. und hinterläßt eine Witwe mit acht unmündigen Kindern, deren jüngstes sechs Jahre alt ist. Das Vermögen ist unbedeutend, und so sieht sich die Witwe gezwungen, mit ihren Kindern ziemlich eingeschränkt zu leben.

Ein halbes Jahr nach dem Tode des Oberst N. geht im (deutschen Reichstag) Parlament das Gesetz betreffs Erhöhung der Officiers-Witwen- und Waisenpension durch; für die Hinterlassenen all jener Officiere, welche seit drei Monaten gestorben waren, sollte das Gesetz gleichfalls seine Anwendung haben. Obwohl nun die Familie des verstorbenen Oberst standesmäßig, wenn auch etwas bescheiden, leben kann, so glaubt der Vormund der Kinder, welcher ein hoher Justizbeamter im Ministerium ist, dennoch mit Rücksicht auf den großen Schaden, welchen der Kriegsminister durch seine Ungerechtigkeit dem Verstorbenen sowohl als der Familie desselben zugefügt hat, demselben Vorstellungen machen zu müssen; dieselben werden aber rundweg abgeschlagen mit dem Bemerken: „Ich war nicht verpflichtet, gerade den zu nehmen, der an der Reihe war“. Wie soll nun der Minister, wenn er später seinen Fehler einsehen sollte, denselben gutmachen?

Der vorgelegte Fall steht unter dem Titel „Schadenersatz“. Restitutionspflicht geht nur aus der Verletzung der ausgleichenden Gerechtigkeit hervor; in unserem Falle aber handelt es sich augenscheinlich um die vertheilende Gerechtigkeit. So müssen wir untersuchen, inwieweit bei derselben zugleich die ausgleichende Gerechtigkeit verletzt werden kann.

1. Handelt es sich um Vertheilung einer Summe unter bestimmte Personen nach genau festgesetzten Verhältnissen, so wird der Vertheiler, falls er von der ihm bestimmten Norm zugunsten oder ungunsten Einiger abweicht, scheinbar gegen die distributive Gerechtigkeit fehlen, in Wirklichkeit aber gegen die commutative Gerechtigkeit, und somit zur Restitution gehalten sein. Denn jede einzelne Person hat ein strenges Recht auf die auf sie entfallende Summe und die

Vertheilung ist nur die äußere Form der Erfüllung einer strengen Rechtspflicht.

2. Sind Lasten auf die einzelnen Glieder einer Communität zu vertheilen, so fordert die *justitia distributiva*, daß dieselben nach dem Vermögen und Können der Einzelnen berechnet werden und daß niemand über das auf ihn treffende Maß belastet werde. Jeder Unterthan aber hat, auch in dem gesellschaftlichen Verbande als Einzelperson, das strenge Recht, in seinem Besitze unangetastet zu bleiben. Bei einer verhältnismäßig ungleichen Vertheilung würde dieses Recht verletzt und damit Anspruch auf Restitution begründet.

3. In Vertheilung von Vortheilen und Aemtern hat der Obere nach der *justitia distributiva* die Pflicht, die Würdigkeit der Untergebenen zum Maßstab zu nehmen. Versäumt er dieses, so macht er sich einer Sünde schuldig; die Würdigen aber können wegen ihrer Uebergelung keinen Anspruch auf Wiedererstattung erheben, da sie auf jene Vortheile oder Aemter kein strenges Recht hatten; es sei denn, daß durch Versprechen oder Gesetz nach Stattfinden eines Concurse dem Fähigsten das Amt wäre zugesagt gewesen; dann nämlich ergäbe sich aus dem Contract, der zur vertheilenden Gerechtigkeit hinzutritt, ein strenges Recht. Außerdem könnte der Obere, falls er zum positiven Schaden der Gemeinschaft oder der Einzelnen Unwürdigen oder Unfähigen Aemter anvertraute, zur Restitution verpflichtet sein.

Wenden wir nun dieses auf den vorliegenden Fall an, so ergibt sich keine Verletzung der *justitia commutativa*. Denn der Oberst hat trotz aller seiner Verdienste kein strenges Recht auf Beförderung. Aber, wendet man ein, wurde derselbe nicht durch den Kriegsminister gehindert in der Erreichung eines wichtigen Gutes? Gewiß! aber nirgends zeigt sich ein ungerechtes Mittel, das der Kriegsminister angewendet hätte; er übergeht den Obersten einfach, freilich aus ungerechtfertigten Motiven, vielleicht aus Haß; er verweigert ihm die Beförderung und trägt dadurch zu seinem schnellen Ableben bei und hat, falls er dieses vorausgesehen, sehr schwer gegen die Liebe gesündigt; aber eine Ungerechtigkeit im stricten Sinne ist nicht vorhanden. Dasselbe gilt bezüglich der Erhöhung der Witwen- und Waisenpension; denn nach dem Gesetze konnte dieselbe nicht verlangt werden. Versagte also der Minister seine Intervention für eine Ausdehnung des Gesetzes auf diesen Fall, so mag man das nach allem Vorhergehenden scharf verurtheilen, eine Ungerechtigkeit aber ist es nicht.

In Beurtheilung des Kriegsministers halte man das *audiatur et altera pars* vor Augen. Wäre aber im obigen Casus der objective Thatbestand richtig dargestellt, so müßte man ihm anempfehlen, von nun an nach Kräften der Witwe durch etwaige zu seiner Disposition stehende Zuwendungen und den Waisen durch Besorgung von Freistellen zuhülfe zu kommen.

Walfenburg (Holland).

W. Stentrup S. J.

V. (**Zulassung zu den heiligen Weihen.**) Placidus, Spiritual und Confessar an einem Clericalseminar, beängstigt sich alljährlich vor den heiligen Weihen, indem er nicht recht weiß, ob er zweifelhafte Candidaten zu den heiligen Weihen zulassen soll oder nicht; umsomehr, da in der Diöcese großer Priesterangel herrscht. Neuere Moralisten, wie Berardi, scheinen ihn zur Milde zu stimmen; die Aeltern jedoch wollen zweifelhafte Candidaten zurückgestellt wissen. Es fragt sich nun: Welche Regeln sind diesbezüglich maßgebend?

Antwort. Als zweifelhaft gelten im Allgemeinen jene Weihcandidaten, die eine schwer sündhafte Gewohnheit noch nicht abgelegt haben und bloß Besserung versprechen. Als solche Gewohnheiten gelten besonders ebrietas und mollities.

Je länger ein Candidat unter der umsichtigen Leitung eines Spirituals steht, ein desto sicheres Urtheil kann über die Willensrichtung des Pönitenten geschöpft werden; besonders wird ein solches Urtheil praktisch leicht, wenn ein Alumnus bereits drei bis vier Jahre im Priesterseminare verlebt hat. Wer in den ersten Jahren seines Aufenthaltes im Heiligthume des Herrn, ferne vom zerstreuen Geräusche der Welt und nahe dem Strome der Gnaden, keinen ernsten Willen von Lebensbesserung zeigt, von dem kann man auch nach den Weihen keine anhaltende Besserung erwarten; denn wer die ihm zu Gebote stehenden Gnadenmittel ehrlich und redlich anwendet, der wird sicher schon vor den heiligen Weihen seiner Leidenschaften Herr werden. Wer aber derselben sich nur lau bedient, der darf auch aus dem heiligen Opfer und Breviergebete ohne Vermessenheit kein Wunder erwarten. Gnade und guter Wille sind im Bervollkommnungsprocesse die Hauptfactoren. Wenn redlicher guter Wille fehlt, dann nützen die äußern Gnaden nur sehr schwach und auf recht kurze Dauer.

Schwerer wird das Urtheil, wenn ein Candidat vom Weltleben ins Seminar kommt und sich schon innerhalb Jahresfrist für den Priesterstand endgiltig entscheiden muß. In diesem Falle geben drei Worte: „*rarius, bonae frugis, probitas*“ dem Spiritual die nothwendigen Pastoralregeln an die Hand.

a. *rarius*. Die Rückfälle in die Sünde müssen nicht nur etwas seltener geworden sein, sondern sogar sehr selten, denn der heilige Paulus schreibt an seinen Schüler Timotheus II., 22. „*Manus cito nemini imposueris, neque communicaveris peccatis alienis.*“ Das Concil von Trient sess. 23, cap. 14 befiehlt den Bischöfen: „*Sciant Episcopi debere ad hos ordines assumi dignos dumtaxat et quorum probata vita senectus sit*“, und der heilige Thomas lehrt, daß für die Weihcandidaten *non sufficit bonitas qualiscunque, sed requiritur excellens*. Deshalb zieht P. Marc p. 411 den Schluß: „*Hinc prohibet apostolus (II. Tim. III., 6.) ordinari neophytos,*

id est, ut explicat idem Angelicus, qui non solum aetate neophyti sunt, sed et qui neophyti sunt in perfectione.“

Der liebe Gott gibt in seiner weisen Vorsehung regelmäßig ohne Arbeit und Kampf keine sittliche Tugend, und diese Arbeit ist um so schwerer und dieser Kampf um so heftiger, je mehr das entgegengesetzte Laster sich der sinnlichen Natur bemächtigt und je tiefere Wurzeln es im Herzen geschlagen hat. Wie ein Strom, der über das Ufer getreten ist und sich verwüstend über Felder und Wiesen dahinwälzt, nicht im Handumdrehen in sein früheres Bett zurückgedrängt werden kann, so kann auch der Strom der Leidenschaft, besonders wenn es sich um eine occasio in esse handelt, nicht durch einen ernsten Willensact schon vollkommen eingedämmt werden, und sind für gewöhnlich auch nach aufrichtiger Rückkehr zu Gott einige Rückfälle nicht ausgeschlossen, bis die Tugend allmählig erstarkt. Natürliche Unbeständigkeit, Nachlässigkeit in der Mitwirkung mit der Gnade und Unerfahrenheit in Anwendung der Gnadenmittel sind die Ursache solcher Rückfälle.

b. bonae frugis. Der Priestercandidat muß zeigen, daß er mit Frucht und Nutzen an seiner Lebensbesserung gearbeitet hat und so im neuen Lebensstande sich und andern nützlich zu sein verspricht. Wer selbst nicht im Gnadenstande ist, also satirlegisch die heiligen Handlungen vollzieht, der wird sicher nicht zum Gemeinwohle der Kirche und zum Segen der ihm anvertrauten Seelen sein. Die Kirche verlangt zwar nicht, daß ihre Diener stets Engel im Fleische gewesen seien und gilt bei der Aufnahme ins Seminar wie ins Kloster der Grundsatz des heil. Bernard: „Nos in monasteriis omnes recipimus spe meliorandi“; sie will jedoch einen sichtlichen Fortschritt im Tugendstreben ihrer heranreisenden Diener sehen und zwar um so deutlicher, je näher sie dem Altare kommen. Daher spricht Benedikt XIV. in seiner Bulle Ubi primum die Bischöfe also an: „*Studiosa et magna adhibita diligentia investigandum a nobis est, an eorum, qui priorum Ordinum susceperint ministeria, talis fuerit vivendi ratio et in sacris scientiis progressio, ut vere digni judicandi sint, quibus dicatur: „Ascende superius“ cum alioquin expediat in inferiori potius aliquos manere gradu, quam cum suo majori periculo et aliorum scandalo ad altiorem provehi.*“ Noch klarer drückt sich das Concil von Trient sess. 23 cap. II. über die einzelnen Weihen aus, indem es von den Minoristen fordert: „*Clerici ita de gradu in gradum ascendant, ut in eis cum aetate vitae meritum et doctrina major accrescat: quod et bonorum morum exemplum et assiduum in ecclesia ministerium atque major erga presbyteros et superiores ordines reverentia, et crebrior quam autea corporis Christi communio maxime comprobabunt.*“ Von den Subdiaconen und Diaconen heißt es (cap. 13): „*Subdiaconos et Diaconos ordinandos esse, habentes bonum testimonium et in minoribus Ordinibus jam probatos, qui sperant*

Deo auctore se continere posse.“ Von den Priestern endlich wird verlangt (cap. 14): „Qui pie et fideliter in ministeriis anteactis se gesserint et ad Presbyteratus ordinem assumuntur, bonum habeant testimonium . . . atque ita pietate ac castis moribus conspicui sint, ut praeclarum bonorum operum exemplar et vitae monita ab eis possint exspectari.“

c. probitas. Es genügt keineswegs eine bloß äußere Rechtsschaffenheit und ein Freisein von auffallenden äußern Fehlern, es wird vielmehr ein ganz rechtsschaffenes Leben gefordert, probata vita, wie das Concil von Trient sagt, an das Wort des heil. Paulus anspielend: „Diaconos similiter pudicos et hi autem probentur primum et sic ministrent, nullum crimen habentes.“ Daher verlangt der heil. Alfons von den Priesterandidaten probitatem habitualement und der heil. Bernard sagt: „In clero autem viros probatos deligi oportet, non probandos.“

Obwohl in Bezug auf Losichälung von den irdischen Gütern und in der Unterwerfung des Willens an die Weltpriester geringere Anforderungen gestellt werden, als an die Ordensleute, so sind sie jedoch in puncto puncti, da sie in beständigem Verkehre mit der Welt leben und geringere Gnadenmittel haben, größeren Gefahren ausgesetzt und sollten hierin als fortiores gelten. Daher fordert der heilige Alfons und nach ihm Scavini von einem Ordinandus eine dreimonatliche vollkommene Enthaltbarkeit. Der Cardinal Gouffet sagt: „Wenn ein Candidat ein oder zwei Mal mehr aus Schwachheit, als aus Vorsätzlichkeit gefallen ist, und über seinen Fall lebhaft gerührt ist, so dürften nach unserem Dafürhalten sechs Monate Probezeit genügen; im Allgemeinen soll aber ein Jahr verlangt werden, besonders wenn der Fall vorsätzlich war.“ Andere Moralisten wie Bertin, Bouvier, Leon. a portu Maur. sind noch strenger.

Aus diesen Aussprüchen soll nicht gefolgert werden, daß die probitas ordinandorum nach mathematischen Formeln, nach Monaten und Tagen zu bestimmen sei, wie es manchem Schneckenhausgelehrten beliebt, denn das Menschenherz ist keine Maschine. Ein auf lange Zeit Erprobter kann wieder rückfällig werden und ein erst seit Kurzem bekehrter Paulus kann Stand halten. Man darf nie vergessen, daß auch ein hoffnungsvoller Diener Gottes fallen kann, wenn er nicht beständig Wachsamkeit mit Gebet und Arbeit verbindet, und daß für jeden das Wort gilt: qui stat videat ne cadat. Für einen entschiedenen, energischen Charakter mag eine bedeutend kürzere Probezeit genügen, als für einen schwachen, arbeits scheuen Tändler, der mehr die Ruhe und den Schatten des Heiligthums liebt, als Gottes Ehre und der Kirche Wohlfahrt.

Die scheinbar streng klingenden Aussprüche der heiligen Lehrer und Gottesgelehrten besagen bloß, daß man in einem so wichtigen Geschäfte, wie die Auserwählung zum Priesterstande ist, sich nicht mit der nächstbesten Probabilität zufrieden geben, und nicht jedem

mercenarius den Zutritt zum Heiligthume gestatten soll, um dem Priesterangel abzuhefen, sondern einen zweifelhaften Kandidaten eher reprobieren als approbieren soll; denn es gibt keinen größern Unjegen für die Kirche Gottes und größern Fluch für ein Volk, als unwürdige, pflichtvergeffene Priester. Auch gibt es für einen Nichtberufenen keinen sichereren Weg zum zeitlichen und ewigen Unglücke, als den geistlichen Stand.

Boudja b. Smyrna.

P. Agnellus O. Cap.

VI. (Gibt es auch Feinde der christlichen Kunst?)

Es geschieht in unserer Zeit sehr viel auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst, so dafs man eher von Freunden als von Feinden reden sollte. An manchen Orten werden ganz neue Kirchen und Kapellen erbaut, an manchen finden Erweiterungen und Zubauten statt, wieder an manchen, und zwar nicht wenigen, werden neue Thürme aufgeführt, oder alte, die nicht vollendet worden, stilgerecht ausgebaut, an fast unzähligen Orten sind es Restaurationen, welche an Bautheilen der Architektur, oder an Altären, oder Orgeln, oder Kircheneinrichtungstücken, in Plastik oder Malerei u. dgl. vorgenommen werden. Ja, es geschieht vieles zur Verschönerung der Gotteshäuser, zur Zierde der Kirchen in unserer Zeit; und wenn auch nicht alles die strenge Kritik des Kunstverständigen besteht, so läßt sich doch nicht leugnen, dafs vieles stil- und kunstgerecht ist, vieles einen bedeutenden Grad von Geschmaek und Schönheit aufweist. Es sind das kostbare Früchte am Baume der heiligen Religion, liebliche Kinder des Glaubens, des Idealismus, der Begeisterung für eine höhere Welt. Wie wohl thut das gegenüber dem gemeinen Materialismus, der sich auf anderen Gebieten so schrecklich breit macht.

Aber trotzdem darf man vor Freude nicht blind, nicht sorglos sein. Die Kunst hat auch Feinde und diese Feinde umkreisen auch das Heiligthum, und zwar umso eifriger, hinterlistiger und beharrlicher, als sie an dieser Stätte reiche Beute vermuthen. Da heißt es also Wache halten an den Pforten der Kirchen, damit diese gefährlichen und beutegierigen Feinde nicht eindringen und plündern können.

Die „Zeitschrift für christliche Kunst“ in Düsseldorf warnte kürzlich vor einem solchen Feinde, nämlich vor dem Fabrikbetriebe. Sie nannte ihn den Todfeind aller künstlerischen Thätigkeit. Dieser Kunstbetrieb ist in Deutschland in Zunahme begriffen und die Kunstanstalten gedeihen zum Verderben der selbständigen Künstler. Sie suchen sich durch „Atteste“ einzuführen, die durchaus nicht von competenten Beurtheilern ausgestellt sind, und ziehen die Besteller durch den Lärm der Reclame trommel herbei, die eine allzu nachsichtige Tagespresse rührt.

Zu diesem mächtigen Todfeinde gesellen sich noch andere Kunstfeinde und das sind mitunter die Künstler selbst. Christliche Kunst ist ohne christlichen Geist, ohne lebendige, tiefe Religiosität nicht

denkbar. Ein solcher Künstler, in dem das Feuer der Gottesliebe nicht brennt, in dem die religiöse Idee nicht die treibende, schaffende, bildende Kraft ist, der nicht lebt und lebt im Elemente des Glaubens, ein solcher Künstler ist auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst auch nichts anderes als die Fabrik, als die Maschine, als die Schablone. Er kann eventuell glatte Formen hervorbringen, aber keinen Geist, keinen lebensvollen Ausdruck. Das spiraculum vitae haucht er nie und nimmer in die behandelte Materie, wenn er selber keines besitzt. Seine Figuren bleiben entweder kalt oder weltlich, starr oder sentimental, ohne das Aroma des Uebernatürlichen, ohne himmlische Andachtsglut. Seine Hand bearbeitet die *materia religiosa*, wenn wir den Gedanken in der Sprache der Schule ausdrücken wollen, sie ist aber nicht inistande, die *forma religiosa* in ihr und durch sie zur Darstellung zu bringen. Und doch ist die belebte Form, der Gedanke, der Geist auch bei der Kunst die Hauptsache, so eigentlich das, was die Kunst zur Kunst macht. Da wäre es nun Sache der Künstler selbst, ihr Gemüth mit Religion zu erfüllen, bevor sie sich an kirchliche Werke heranwagen und ihr profanes Können mit Kirchengut aufrecht halten.

Dann ist hie und da auch ein Künstler ein Feind der christlichen Kunst dadurch, daß er dieselbe einfach nur als Melkkuh betrachtet. Gewiß soll der Künstler von seiner Kunst leben, eventuell zu Wohlstand gelangen können, er soll jedenfalls den bürgerlichen Gewinn haben, ja auch nach der Höhe seiner Tüchtigkeit und seiner Schaffenskraft, nach seinem mit Recht begründeten guten Ruf und Namen entsprechenden Lohn erhalten; aber damit soll es dann auch sein Bewenden haben. Die christliche Kunst lebt nahezu vom Almosen der Gläubigen allein. Das zu beachten ist nicht nur der Arbeitgeber — in den meisten Fällen der Pfarrer — sondern auch der Arbeitnehmer, der Künstler verpflichtet. Es ist Gewissenspflicht, und wer sich über diese Pflicht hinwegsetzt, wer die Opferwilligkeit der Gläubigen durch übertriebene Forderungen oder gar durch Prellereien mißbraucht, der versündigt sich gegen das Sittengesetz, im letzteren Falle sogar gegen die Gerechtigkeit und er ist somit restitutionspflichtig. Ich könnte diesbezüglich aus langjähriger Erfahrung manche schlimme Mittheilung machen; ich könnte Beispiele anführen, wie Maler, Vergolder, Kupferschmiede u. s. w. dem Architekten bedeutend viel zahlen müssen, einzig und allein deshalb, damit sie die Arbeit bekommen. Da ich jedoch niemanden schaden will, unterlasse ich es vorläufig und nur zur Warnung und um die Kirchen und kirchlichen Wohltäter vor Schaden zu bewahren, veröffentliche ich aus dem Schreiben eines Pfarrers Folgendes: Es handelte sich um das Eindecken eines Thurmes. Ein Architekt bot sich an, die Arbeit nach Kostenvoranschlag gut und zufriedenstellend auszuführen. Als die Zeit zum Eindecken gekommen, fandte er den Mann, dem er die Arbeit übertragen hatte. Ich fragte denselben, wieviel er für den Quadratmeter vom Auftrags-

geber bekomme und wieviel Quadratmeter die Thurmhöhe habe. Er antwortete 2 fl. 40 kr., und da die einzudeckende Fläche etwas über 300 Meter habe, so werde er etwas über 700 fl. beziehen. Nun nahm ich den Kostenvoranschlag zur Hand und sah zu meinem Schrecken, daß die einzudeckende Thurmfläche mit 662 Quadratmeter bemessen und sammt Spenglerarbeit auf weit über 2000 fl. berechnet sei. So der Pfarrer. — Ich nenne absichtlich weder Name noch Ort, da es mir einzig und allein nur um eine Warnung zu thun ist im Interesse der Kunst. Das Kirchenvermögen und die zu kirchlichen Zwecken gespendeten Gaben und Almosen sind nach dem canonischen Rechte *res sacra* und können auf betrügerische Weise ohne Sacrileg nicht angeeignet werden.

Auch verstünde es sich wohl von selbst, daß ein Künstler, der es nach obigem oder ähnlichem Beispiele machen würde, kein Vertrauen, keine Arbeit, keine Empfehlung und keine Protection von gar keiner Seite verdient, solange er jene verwerfliche Praxis nicht aufgibt.

Vinz.

Professor Dr. Mathias Hiptmair.

VII. (Von welchen Menschen dürfen Bildnisse in den Kirchen sein?) Die Bulle Papst Urban's VIII. vom 13. März 1625 bestimmte, daß keiner als selig oder heilig öffentlich verehrt werden dürfe, der nicht vorher beatificiert oder canonisiert worden sei. Da nun nach dem Tridentinum die Bilder in den Kirchen zur Verehrung und Erbauung der Gläubigen angebracht wurden, so dürfen wie niemand leugnet, die Bilder der canonisierten Heiligen in allen Kirchen angebracht werden, die der Seligen (Beatificierten) jedoch nur in jenen, welche dazu eigens berechtigt worden sind. Als daher zum Beispiel in der Stadtpfarrkirche zu Vinz 1694 der noch bestehende Floriani-Altar errichtet und an selbem als Nebenfigur eine Statue des hl. Johannes von Nepomuk aufgestellt wurde, wollte letzteres das zuständige bischöfliche Ordinariat (damals in Passau) nicht erlauben; ganz begreiflich, da St. Johann v. Nep. damals noch nicht heilig gesprochen war; es geschah bekanntlich erst 1729. Durch diesen Act wird ja der Betreffende, wie man mit Recht sagt, erst auf den Altar erhoben oder ihm die Ehre des Altars zuerkannt; es können ihm dann Altäre und Kirchen geweiht werden und die Bildnisse von ihm angebracht werden; ob als Gemälde oder Sculptur, das bleibt sich gleich. Daher begreift man auch, daß ein Armenseelenbild für sich allein nicht auf den Altar gehört, weil die leidenden Seelen eben im Reinigungsorte und noch nicht im Himmel sind. Wenn das Gegefeuer nur die Nebenvorstellung eines Altarblattes ist, steht die Sache wohl schon wieder anders. Unter der Mensa, das ist am sogenannten Frontale oder Antependium die armen Seelen darzustellen, das mag wohl passender sein.

Von lebenden Personen dürfen in den Kirchen nur sein: 1. Das Bild des jeweiligen Papstes und 2. das eines Cardinals in seiner Titelkirche. Nach dem Tode sind die Bilder derselben so gleich zu entfernen. Daraus folgt, daß es nicht im Sinne der Kirche gehandelt ist, wenn man heute öfters Bilder der Bischöfe, Pfarrer, Baumeister oder Wohlthäter einer Kirche in den Gemäldefenstern derselben darstellt und zwar ganz selbstständig um ihrer selbst willen, meist in einem Medaillon. Wenn das noch eine Weile so fortgeht, mag manches Gotteshaus beinahe noch zu einer Porträten-Galerie herabgewürdigt werden! Die Bilder Lebender oder kürzlich Verstorbener in den Kirchen können sogar zum Aergernisse werden. Jeder Mensch, selbst der beste, hat wohl nebst den Freunden auch Feinde und kann letztere mitunter selbst durch die gerechteste Handlungsweise sich aufs Genick setzen. Sieht nun eine feindselige Person das Bild seines vermeintlichen oder auch wirklichen Widersachers in der Kirche, so ist es bei derselben mit der Andacht augenblicklich vorbei. Oder nehmen wir den Fall, auf die im Kirchenfenster vorgestellte Person habe jemand früher einmal, sei es mit oder ohne deren Verschulden, „ein Auge geworfen“, so werden durch den Anblick des Bildes sehr leicht unreine Gedanken und Begierden erzeugt — am heiligen Orte und vielleicht in den heiligsten Momenten! Nehmen wir noch dazu, daß „der Mensch sein Ende nicht weiß“ — weder der Zeit noch der Art nach. So mancher hat sich ganz entsetzt über einen Selbstmord und über kurz oder lang ist er auch zum Selbstmörder geworden; keiner hat ja Siegel und Brief, daß er nicht einmal von Sinnen komme und eine solche Unthat vollbringe. Wenn man nun das Bild eines solchen in der Kirche sieht, so ist das gewiß sehr unerbaulich, ja ärgerlich, zumal für das Volk, das in solchen Fällen erfahrungsgemäß stets sehr harte Urtheile fällt und nicht leicht einer milderen Auffassung Raum gibt.

Aus diesen und ähnlichen Erwägungen dürfte sich wohl ergeben, daß die Kirche ganz weise handelt, wenn sie verbietet, die Bilder Lebender in den Kirchen anzubringen.

Abgesehen von diesen höheren Gründen könnte auch die natürliche Bescheidenheit manche abhalten, sich im Bildwerk einer Kirche „verewigen“ zu lassen, — im Ahnensaal und in der besseren Stube mag es immerhin geschehen, ja da ist es am Plage! Im Gotteshause jedoch schickt sich das nicht. Als in Linz das neue Gymnasium fertiggestellt war, hieng man in der Kapelle, das heißt im Schiffe, welches nach Abschließung der Altarnische doch zugleich als Festsaal verwendet wird, ein großes Bild Sr. Majestät Franz Josef I. auf. Als der Kaiser es sah, tadelte er den Aufstellungsort und es wurde in ein anderes Locale gebracht. Das ist Takt, guter Takt. Ahmen wir dieses hohe Beispiel künftighin nach und lassen wir unser Porträt um seiner selbst willen ja nimmer in einer Kirche anbringen!

In der guten alten Zeit haben sich allerdings auch gar manche in die Fenster oder an die Altartafeln malen lassen, jedoch in anderer Weise, nämlich als kleine unauffällige Nebenfigur und demüthig knieend, als Wappenhalter oder als Schützling ihres heiligen Namenspatrones oder auch als sogenannte Donatoren, wie sie das Modell oder den Plan der von ihnen erbauten Kirche oder des von ihnen gestifteten Klosters Gott dem Herrn, der seligen Jungfrau oder einem Heiligen (je nach der Widmung) opfern. So ähnlich verfuhr man auch bei den Grabmonumenten. Diese stellen oft die Auferstehung Christi u. dgl. dar und unten knien die betreffenden Familienglieder (als kleine Figuren), andächtig den Rosenkranz betend. Häufig stellte man den Verstorbenen vor einem großen Crucifixe betend vor, so mitten im Dome zu Regensburg den Fürstbischof Philipp Wilhelm († 1598), einen bayerischen Prinzen, in Erz auf einem Marmorsockel; das riesige Crucifix vertritt in würdiger Weise das seit Alters gebräuchliche Frohnbogentkrenz.

Zum Schlusse merken wir uns die bekannten Sprüchlein: Si duo faciunt idem, non est idem und est modus in rebus.

Steinerkirchen a. d. Traun. P. J. Geistberger, Pfarrvicar.

VIII. (Consecration außerhalb des Corporale.)

Bei der Besprechung des Casus VI. im I. Heft der Linzer Quartalschrift I. J., Seite 107, entstand in einem engen Moralistenkreise eine kleine Debatte, und wurden einige Zweifel rege, welchen wir hier Ausdruck geben wollen.

Um den strittigen Punkt genau zu präcisieren, muß folgende Unterscheidung vorausgesetzt werden:

1. Jeder celebrierende Priester soll (und wenn er gut unterrichtet ist, wird) vor der Consecration folgende Intention machen: Volo consecrare, quidquid est decenter consecrabile. Dann ist es gewiß, daß jede Materie, die nicht auf dem Corporale liegt, nicht consecrirt ist.

2. Hat der Priester aber die Intention gemacht: Volo consecrare, quidquid est consecrabile, dann ist zu unterscheiden: Hat er diese Intention gemacht mit dem Vermuthen, es könnte auch etwas außerhalb des Corporale sich befinden, so sündigt er wohl, aber die Consecration ist gültig. Hat er aber keine Ahnung davon, daß sich Partikel unter oder neben dem Corporale befinden, dann ist dieser Fall gegeben, wo die Auctoren über Gültigkeit und Ungültigkeit streiten.

Von der Frage also, ob sich die Consecration einer Materie, die sich infolge Unaufmerksamkeit des Consecranten außerhalb des Corporale befindet, gültig sei, heißt es an der bezeichneten Stelle: „Entschieden ist die bejahende Ansicht die richtige.“ Die von vielen vertretene Gegenmeinung wird verneint, „weil man nicht annehmen könne, daß der Priester die Intention gehabt habe, eine Consecra-

tion vorzunehmen, welche eine schwere Sünde involvieren würde.“ Um diesen Grund umzustößen, wird bemerkt, daß jene Gesinnung des Priesters, nicht gegen die Vorschriften der Kirche zu handeln, nur zur Interpretation einer zweifelhaften Intention benützt werden kann, nicht aber zur Beurtheilung einer sicher vorhandenen, die Handlung unmittelbar bewirkenden, maßgebend sei. „Der Priester consecrirt aber in der Regel unbedingt.“ Also ist die Intention des Consecranten auch in unserem Falle, (wo die Materie zufällig außerhalb des Corporale liegt), eine gewiß vorhandene und somit die Consecration der Materie in der Regel gültig. — Es wird zwar hier nicht näher erklärt, was „unbedingt consecriren“ heiße. Aber aus dem Contexte scheint deutlich hervorzugehen, daß „unbedingt consecriren“ ebensoviel bedeutet, wie consecriren ohne weitere Rücksicht darauf, wo die Materie selbst sich befindet (ob intra oder extra corporale.) Wenn aber eine solche unbedingte Meinung erwiesen ist, wer wird dann bestreiten, daß sie auch die außerhalb des Corporale befindliche Materie umfasse; das ist nicht Gegenstand einer wissenschaftlichen Streitfrage, das wurde nicht bestritten, und kann auch nicht bestritten werden. Darin stimmen also alle überein, die Vertheidiger der verneinenden ebenso, als der bejahenden Ansicht, und in der Voraussetzung der absoluten Meinung, gleichviel, welche Ansicht (ob die verneinende, oder die bejahende) die richtige sei. Der Casuist behauptet zwar: „Entschieden ist die bejahende Ansicht die richtige“, aber bewiesen wird es nicht, und mit ebendemselben Rechte könnte der Gegner erwidern: Entschieden ist die verneinende Ansicht die richtige; und bis der Beweis erbracht würde, wären beide so ziemlich in gleichem Rechte.¹⁾ Siehe hierüber: Vinger Quartalschrift, 1897, Heft II. S. 391.

Aber eben um die Streitfrage zu vermeiden, wird uns die absolute Intention angerathen, die jeden Zweifel gleichsam an der Wurzel abschneiden soll. — Nun, wie ist diese absolute Intention zu fassen? Man könnte nach meinem Gutachten sie entweder so fassen: „Ich will um jeden Preis das consecriren, was mir vorliegt, gleichviel ob auf oder außer dem Corporale;“ — oder aber so: „Ich will auch die zufällig und ohne mein Verschulden außer dem Corporale befindliche Materie consecriren.“ — Von dieser Intention, die eine Bedingung in sich schließt, und daher uneigentlich absolute zu nennen ist, fragt es sich, ob sie die Consecration, von welcher die Rede ist, gültig mache und ob sie erlaubt sei. Versuchen wir die Frage zu beantworten.

Hier ist zu unterscheiden: Entweder faßt man die besagte Intention im allgemeinen für die Zukunft, oder man faßt sie jedesmal aufs neue. Faßt man sie nur im allgemeinen, so reicht sie

¹⁾ Der Beweis erscheint desto nothwendiger, weil die negative bei vielen, auch modernen Auctoren, selbst Probabilisten, geradezu als probabilius et communior angegeben wird

offenbar zur Giltigkeit nicht hin, weil bei der *confectio Sacramentorum* und auch so bei der Consecration eine actuelle oder wenigstens virtuelle Intention erforderlich ist, und eine bloß habituelle ungenügend ist, (*Actualis optima est — laudet die Regel — saltem virtualis necessaria est et sufficit. habitualis non sufficit.*) Sie müßte also jedesmal, das heißt bei jeder Messe erneuert werden. Dies folgt schon aus der Definition der virtuellen selbst; „*virtualis autem dicitur, quae ex actuali praecedente relicta durat in aliqua actione vi illius incoepa et continuata etc.* Ligour, L. 6. n 25. Demgemäß sagt Lehmkuhl¹⁾ bezüglich der Partikeln, die man außer der Hostia consecrieren will, *materia superaddita actione ab ipsa liturgica actione distincta assumi et determinari debet, idque ut omne dubium removeatur, intra Missam vel externa vel saltem interna actione, Quare si tota actio circa particulas posita mansit, omnino extra missam, dubium validae consecrationis non omnino tollitur.*“

Es ist also zur vollen Sicherheit nothwendig, daß der Priester durch eine wenigstens innere Handlung, zum Beispiel durch einen Dankact, und zwar innerhalb der Messe, sie zur Consecration annehme oder bestimme. Wenn nun der Priester schon innerhalb der Messe daran denken muß, so wird nicht leicht der Fall eintreten, daß er sie außer dem *Corporale* vergißt, und so kann auch die oben gestellte Bedingung eintreten, daß man sie ohne eigenes Verschulden dort (das heißt außer dem *Corporale*) läßt.

Eine absolute, für alle Fälle vorausgefaßte Intention führt also nicht zum Zwecke.²⁾

Oder faßt man sie jedesmal neu, und das rathet eben der Casuist an, „im einzelnen Falle consecriere er absolut“, und dann ist die Giltigkeit unbestreitbar, aber schwer sündhaft, weil sie mit dem Willen, ein grave praeceptum Ecclesiae actu oder hic et nunc zu übertreten verbunden ist, und der Consecrant würde die Todssünde dadurch nicht vermeiden, daß er bei sich denken würde: Ich will die Materie nur dann consecrieren, wenn sie ohne mein Verschulden außerhalb des *Corporales* bleibt, ohne erst zu untersuchen, wie es wirklich ist; davon gar nicht gesprochen, daß eine beigefügte Bedingung mit einer absoluten Meinung sich nicht verträgt. Einwendung: Die Rubrik selbst (Rubr. de def.) empfiehlt die absolute Meinung: „*Quilibet sacerdos talem semper intentionem habere deberet, scil consecrandi eas omnes (hostias), quas ante se ad consecrandum positas habet.*“ — Ist die Meinung, alles zu con-

¹⁾ Vol. II. 125. in nota. — ²⁾ Nämlich zur gültigen Consecration; sie ist aber noch dazu, wie wir selbst glauben, da, aber im Voraus die Giltigkeit der Consecration der außer dem *Corporale* befindlichen Materie will, das consecrieren will, was man nicht consecrieren darf, obwohl die Materie bloß aus Zufall außer dem *Corporale* bleibt, da nicht die Materie außer dem *Corporale* zu stellen, sondern sie consecrieren verboten ist.

secreren, was vor uns liegt, nicht eine allgemeine und unbedingte? Antwort: Unbedingt in dem Sinne, als ob man sie auch auf die außer dem Corporale befindliche Materie ausdehnen sollte, gewiß nicht, da die Rubrik selbst im Anfang sagt: *si aliquae hostiae ex oblivione remaneant in altari*, (nämlich außer dem Corporale) *sacerdos non consecrat, quia requiritur intentio*; als wenn sie sagen wollte: Wenn die Hostien nicht intra Corporale liegen, sind sie eo ipso von dem Bereiche der Intention ausgeschlossen; nach den Worten „ante se“ wäre also ganz richtig die Einschaltung: „scil. super Corporali.“

Würde die absolute Meinung erlaubt sein, und alle Mißstände aufheben, so ist unbegreiflich, wie die Auctoren dies nicht eingesehen und ein so leichtes Mittel an die Hand gegeben hätten. Sinegen streiten sie für oder gegen die Gültigkeit, und kaum wagen sie die Frage endgiltig zu entscheiden, und nach dem Vorgehen Benedict XIV. (de Sacr. Miss. l. 3. c. 18. n. 6.) sagen sie für die Praxis: Man müsse die so consecririerte Materie als dubie consecrata behandeln, sie nicht anbeten, nicht aussetzen, damit nicht abspießen, vor der ablutio missae sumieren, oder in einer anderen Messe sub conditione sie consecreren. Vid. Ligour. Gury de Herdt. etc.

Das wollten wir hinsichtlich der absoluten Intention kurz bemerken. Wenn es aber jemandem gelingt, über diese dunkle Frage volles Licht zu verbreiten und unsere Bedenken gänzlich zu heben, sind wir bereit zu weichen, und unsere Gegenmeinung sogleich aufzugeben. Bis dahin aber vermögen wir nicht, uns damit zu befreunden, und wagen es nicht, die so gefasste Intention anzuwenden, und noch weniger, sie praktisch zu verwerten.

P. Sebastian Soldati, Ord. Capue. Disc.

IX. (Ein nicht gehaltenes Eheversprechen.) Petronella, ein vorher braves Landmädchen, hat den unsittlichen Anträgen des Silvanus durch längere Zeit standhaft widerstanden. Erst auf das Versprechen der Ehe ergiebt sie sich. Hierauf sagt sie, um zur Heirat zu drängen, lügnerrischer Weise, daß sie sich Mutter fühle. Silvanus weigert sich, das Versprechen einzulösen, gibt aber der Getäuschten Geld, damit sie in die Stadt ziehen und so ihre Schande vor den Ihrigen verheimlichen könne.

Es fragt sich: War Silvanus verpflichtet, die Petronella zu heiraten? Dürfte diese das Geld annehmen und behalten?

Nach der Lehre der gewiegtsten neueren Moralisten unterliegt es keinem Zweifel, daß die erste Frage zu bejahen ist. Lehmkühl sagt in Uebereinstimmung mit dem heil. Alphonsus, mit Müller und anderen (I n° 997): *Si puella sub matrimonii promissione sive vera sive ficta ad peccandum inducta est, communissima doctrina tenet, juvenem obligari ad puellam ducendam, non solum*

quando gravida evaserit, sed etsi non conceperit: aliter habetur injusta deceptio, quae solo matrimonio inito reparatur. Auch die Congreg. Concil. hat sich mehrmals in diesem Sinne ausgesprochen. Dazu kommt noch, daß das Versprechen der Ehe von der Petronella angenommen und durch den sündhaften Umgang erwidert wurde, so daß eine Art contractus sponsalitus vorliegt, der an und für sich verpflichtet.

Allerdings gibt es einige Bedingungen, deren Zutreffen von einem unter solchen Umständen gemachten Eheversprechen entbinden. Solche Bedingungen sind: Begründete Furcht, die Ehe werde eine unglückliche sein; großer Unterschied in den beiderseitigen Lebensstellungen, hinsichtlich der Bildung, der socialen Stellung, des Vermögens; große und andauernde Feindschaft von Seite der Eltern als Folge einer solchen Ehe. Diese und einige andere Umstände würden wohl von der Erfüllung des Eheversprechens, nicht aber von einer anderweitigen Schadloshaltung des geschädigten Theiles entbinden. Daher darf der geschädigte Theil das angebotene Geld annehmen und behalten, obgleich der sündhafte Umgang nicht jene Folgen hatte, welche lügnerischer Weise vorgegeben wurden. Mit dieser Lüge gebrauchte Petronella eine List, die zwar gegen die Wahrheit, nicht aber gegen die Gerechtigkeit war. Sie empfing die Summe als Entschädigung des durch die Verweigerung der Ehe erlittenen Unrechtes und des dadurch entgehenden Vortheiles, wozu sie berechtigt war.

Rinz.

Ruprecht Buchmair, Spiritual.

X. (Anwendung des Probabilismus.) Romualdus, ein nicht gerade sehr gewissenhafter Priester, der aber zur Scrupulosität neigt und unter derselben umsomehr leidet, als er sich bisher nicht entschließen konnte, einem Moralsystem zu folgen, wendet sich nun, um seiner Scrupel loszuwerden, dem Probabilismus zu und will denselben consequent in der Weise durchführen, daß er beharrlich in Bezug auf sich selbst, wie auch betreffs der Leitung anderer, der weniger strengen, wenn noch probablen Meinung folgt. Namentlich glaubt er 1. so oft die Meinungen darüber verschieden sind, ob eine Pflicht überhaupt vorhanden ist oder nicht, der die Freiheit in Schutz nehmenden Ansicht anhängen zu dürfen; 2. ferner der milderen Meinung folgen zu sollen, wenn ein Zweifel obwaltet, ob eine Verpflichtung (Sünde) schwer oder leicht sei; 3. wenn endlich betreffs der zu einer schweren Versündigung nothwendigen subjectiven Bedingungen (Erkenntnis und gehörige Bethätigung des Willens) in Bezug auf einen Pönitenten Unklarheit herrscht, glaubt er, nach den nämlichen Grundsätzen des Probabilismus sich stets für eine bloß leichte Versündigung entscheiden zu müssen. Was ist nun zum Verhalten des Romualdus im allgemeinen (I.), was zu seinen besonders angeführten Ansichten (II.) zu sagen? Natürlich wird vorausgesetzt, daß der Probabilismus berechtigt und dessen Anwendung erlaubt ist.

I. Nach der lichtvollen Ausführung Lehmkühls (I. n. 82 sq.) bezieht sich der Probabilismus nur auf die Erlaubtheit einer Handlung an sich, nicht auf ihre Giltigkeit (oder Geeignetheit) zu einem (bestimmt) zu erreichenden Zweck. Wenn es sich demnach um Materie und Form der Sacramente handelt, so ist, sofern ihre Giltigkeit auf dem Spiele steht, das erwähnte System nicht in Betracht zu ziehen. Die ewige Seligkeit ist das Ziel, das jedem Menschen gesteckt ist; was zur Erreichung dieses Zieles im Verhältniß eines nothwendigen Mittels steht, muß natürlich auch gesetzt werden, und nichts hilft diesbezüglich bloße Wahrscheinlichkeit, sondern es muß, wie es von selbst einleuchtet, soweit als möglich moralische Sicherheit angestrebt werden. Ferner kann vieles, was an sich gestattet wäre, entweder in Folge der allgemeinen Schwäche der menschlichen Natur oder besonderer Umstände Gefahren in sich bergen und darum mehr oder minder unerlaubt sein; endlich soll der Mensch nicht nur das Böse meiden, sondern auch das Gute thun und nach Maßgabe seines Standes und der ihm von Gott verliehenen Gnaden nach der Vollkommenheit streben; und besonders ist es Sache des Beichtvaters, das Beichtkind nicht bloß nach Thunlichkeit von der Sünde abzuhalten, sondern es auch den Weg der Tugend zu führen. So sehr es daher zu wünschen ist, daß der Pönitent mindestens insoweit aufgeklärt sei oder werde, daß er nicht in Folge eines falschen Gewissens sündige, so verkehrt wäre es, demselben unter allen Umständen das Leichtere zum Befolgen anzurathen oder gar anzubefehlen.

Aus dem Gesagten ist zu ersehen, unter welchen Voraussetzungen allein das Verhalten des Romualdus als berechtigt bezeichnet werden kann, und daß für ihn, der einerseits zu Scrupeln neigt, andererseits, wie es gerade bei Scrupulanten nicht selten vorkommt, nicht sehr gewissenhaft ist, die Gefahr nahe liegt, ein Verfahren einzuschlagen, das sowohl dem Wesen des Probabilismus als den Regeln über dessen Anwendung entgegengesetzt ist.

II. In Bezug auf die besonderen Ansichten des Romualdus mag Folgendes erwidert werden.

Zu 1. Die hier dargelegte Anschauung liegt — natürlich die unter I angedeuteten Voraussetzungen als bestehend angenommen — im Wesen des Probabilismus; ihr kann und wird daher der Probabilist folgen.

Zu 2. Aus dem Satze: *Lex dubia non obligat*, scheint auf den ersten Anblick nicht nur die Folgerung sich zu ergeben: *Non est imponenda obligatio, ubi de ea non certo constat*; sondern auch nachstehende: *Non est imponenda gravis obligatio, ubi etc.*

So wäre denn auch in diesem Punkte — freilich wiederum *suppositis supponendis* — dem Romualdus beizupflichten.

Demungeachtet dürfte bei näherer Betrachtung die Sache so ganz einfach nicht liegen. Wir können nämlich von den Fällen,

bei welchen zwischen schwerer und leichter Verpflichtung (schwerer und leichter Sünde) geschwankt wird, zwei Arten genau unterscheiden. Denn erstens beruht bisweilen genanntes Schwanken auf dem Zweifel, ob nicht neben einer leichten Verpflichtung noch eine zweite, von der ersten verschieden, und zwar schwere vorhanden sei. Hier wird man nach probabilistischen Principien in der That nicht anders als für das Fehlen einer schweren Verpflichtung (in der Praxis) entscheiden können. So fehlt, wer das Brevier freiwillig ohne innere Aufmerksamkeit verrichtet, gewiß wegen Mangel an Ehrfurcht gegen Gott, jedoch aus diesem Grunde in der Regel nur leicht; ob er auch sich vergeht wegen Uebertretung des Kirchengebotes, das ist ob dieses auch die innere Aufmerksamkeit vorschreibt, und zwar strenge und sub poena nullitatis recitationis, darüber herrschen zwei einander entgegengesetzte, probable Meinungen. Praktisch wird man darum eine aus dem Kirchengebot hervorgehende diesbezügliche Verpflichtung nicht anerkennen. Ein anderes ähnliches Beispiel siehe Lehmkuhl I., n. 900.

Zweitens gibt es Fälle, in denen vielleicht von zwei Verpflichtungen (Sünden), deren eine — die schwere — aber in Frage steht, nicht die Rede sein kann, bei welchen vielmehr daran gezweifelt wird, ob die einzige feststehende Verpflichtung (Uebertretung) schwer oder leicht sei. So gibt es verschiedene probable Meinungen darüber, ob ein eidliches Versprechen, etwas leicht Sündhaftes zu thun, eine leichte oder schwere Versündigung sei. Wiederum sind die Theologen darüber nicht einig, welche materia beim Diebstahl als gravis zu betrachten sei, so daß es auch hier mehrere probable Ansichten gibt. Betrachtet man diese zwei eben angeführten Fälle etwas genauer, so findet man unschwer, daß sie nicht durchaus gleichartig sind, doch dürfte ein näheres Eingehen auf das Unterscheidende zwischen denselben, wie es wohl aus dem Folgenden hervorgehen wird, nicht nothwendig sein. Wie also, folgt auch hier aus der theoretischen Probabilität einer milderer Meinung ohneweiters die praktische Sicherheit derselben?

Zunächst ist auffallend und spricht gegen eine bejahende Antwort der Umstand, daß sogar Probabilisten wie Vallerini und Lehmkuhl, von denen ersterer wohl zum erstenmale so recht eigentlich mit dem Probabilismus durchwegs auch Ernst macht, letzterer nach genauester Darlegung des theoretischen Standes der Fragen regelmäßig nach dem von ihm vertretenen System die praktischen Folgerungen zieht, für Fälle der Art, von welchen jetzt die Rede ist, doch nicht immer die praktisch sich ergebende Consequenz als sicher hinstellen. Vergleiche Gury-Vallerini I. n. 311; n. 313; II. nn. 208 seqq.; Lehmkuhl I. n. 413¹⁾; II. nn. 232 seqq.

¹⁾ Sehr bezeichnend heißt es hier: „Maxime autem tunc id (peccatum leve esse) in praxi dici debet, si iurans ad actionis, quam promittit, peccaminositatem non attendit...“

Sodann kann der Grundjah, auf den sich der Probabilismus stützt, hier kaum als Forderung der Gerechtigkeit oder doch Billigkeit hingestellt werden. Denn ist es auch zulässig, vom Gesetzgeber anzunehmen, daß er durch eine etwaige Vorschrift, deren Existenz zweifelhaft ist, nicht verpflichte, so ist es doch nicht so leicht zu erweisen, daß derselbe auch den Grad der Verpflichtung jedesmal erkennbar machen müßte. — Ferner hat der Probabilismus wie jedes Moralsystem als Norm des Handelns nur dann Bedeutung, wenn er auch rechtzeitig dem Geiste zum Bewußtsein gebracht wird: nun aber läßt sich das Gewissen wohl unschwer soweit bilden, daß es auch allenfalls während der Noth des Kampfes Erlaubtes und Unerlaubtes richtig und vernehmlich genug unterscheidet, aber viel schwerer wird es beim Andrang der Versuchung über die Größe der Versündigung ein Urtheil zu fällen, wenn der Wille sich schon einmal für das Böse, falls es nur nicht schwer sündhaft ist, entschieden hat. — Darf weiters in einer Moralsfrage auch auf das Uebernatürliche hingewiesen werden, so ist wohl zu bemerken, daß in unseren Fällen auch die Gnade — zum Theil schon zurückgewiesen — kaum mehr eine besonders wirksame Kraft äußern wird. Darum dürfte die Probabilität der milderen Meinung, von der hier die Rede ist, für die Praxis häufig, weil beim Handel nicht zum Bewußtsein kommend, überhaupt belanglos sein, woraus sich aber auch mit einiger Wahrscheinlichkeit ein Schluß ziehen läßt auf die Frage, ob aus der theoretischen Probabilität auch die praktische Sicherheit sich ergibt. — Endlich noch ein Analogon. Damit jemand einer durch ein Gesetz bestimmten Strafe verfallt, ist es wohl (wenigstens bei Kirchenstrafen) meist nothwendig, daß derselbe mindestens irgendwie um das Strafgesetz wisse, aber keineswegs ist eine genaue Kenntniss der Art und des Ausmaßes der Strafe erforderlich.

Aus all dem Angeführten ergibt sich: Bei dieser zweiten Art von Fällen kann aus der theoretischen Probabilität der milden Ansicht auf die Geltung derselben für die Praxis nicht mit Sicherheit geschlossen werden; Romualdus hat nicht richtig geurtheilt, da die Annahme einer bloß leichten Verpflichtung (Sünde) nicht ohneweiters gerechtfertigt ist.

Hinzugefügt möge noch theils zur Erläuterung, theils zur Ergänzung Folgendes werden: 1. Als feststehend kann auch eine schwere Verpflichtung (Versündigung) nicht betrachtet werden; 2. Darum kann die Versündigung nicht den Verpflichtungsgrund zu etwas bieten, wozu eine gewisse schwere Schuld verbindet, zum Beispiel zum Empfang des Sacramentes der Buße vor der heiligen Communion. 3. Dagegen wäre vorhanden die Pflicht der Erweckung einer vollkommenen Reue vor Empfang aller jener Sacramente, für die der Gnadenstand nothwendig ist, da es sich hier nicht um ein positives Gebot, sondern etwas in gewisser Beziehung *necessitate medii* Erforderliches handelt (oben I.). Dasselbe läßt sich wohl auch betreffs

der Seelenverfassung sagen, die zur würdigen Spendung der Sacramente gehört. 4. Ob aber diese eben genannte Folge eintritt bei jedem Grad von (noch wirklicher) Probabilität der strengeren Ansicht, wagen wir vorderhand nicht zu entscheiden. Theoretisch betrachtet scheint es wirklich der Fall zu sein, da dort, wo etwas in der Weise eines Mittels Nothwendiges vorhanden sein muß, eben jeder berechtigte Zweifel möglichst fernzuhalten ist. Praktisch genommen dürfte aber dann recht häufig ein Anlaß zu Gewissensbeängstigungen sich ergeben (namentlich in dem am Schluß dieses Artikels erwähnten Fall). Vielleicht erlauben es die Zeit und die sonst zu beobachtenden Rücksichten später ausführlicher auf diesen Punkt einzugehen.

Zu 3. Die Frage, betreffs der Versündigung eines Pönitenten mit Rücksicht auf die Erkenntnis und Willensbethätigung ist eine reine Thatfrage, und muß nach den für Feststellung einer Thatsache geltenden Regeln entschieden werden und hat deshalb zunächst mit dem Probabilismus nichts zu schaffen. Wenn aber nach gewissenhafter Untersuchung ein Zweifel über die Schwere der Versündigung zurückbleibt, so wäre es eine *contradictio in terminis* für eine bloß leichte Sünde zu entscheiden. In Bezug auf die praktischen Folgen gilt dann (vergl. Lehmkuhl I. n. 50) das zu 2 erläuternd und ergänzend Bemerkte (1 - 4).

Hall (Tirol).

P. Ambros Runggaldier O. S. F.

XI. (Utrum et quoties ad Sanctam Sedem sit recurrendum.) Unter dieser Aufschrift findet sich ein bemerkenswerter Artikel in „*Analecta ecclesiastica*“ 1896 pag. 239, auszüglich im „*Rölnher Pastoralblatt*“ 1897 Seite 15. Derselbe bildet die Grundlage für das Folgende.

1. Kurzer geschichtlicher Ueberblick. Schon in den ersten christlichen Zeiten war es üblich, sich sowohl in Glaubensstreitigkeiten als in Fragen der Disciplin nach Rom zu wenden. Der Papst konnte die vielgestaltigen Geschäfte nicht ohne Gehilfen besorgen. Deshalb berief er den römischen Clerus und die Bischöfe der suburbicariischen Diöcesen bei wichtigeren Geschäften zu sich. Auch ließ er allgemeine und particuläre Concilien halten. Um das 11. Jahrhundert wurden die sogenannten Consistorien eingeführt. Der Papst versammelte regelmäßig in kürzeren Zwischenräumen seine geborenen Rathgeber, die Cardinäle. Allein auch das genügte nicht. Es stellte sich die Nothwendigkeit heraus, die Geschäfte an einzelne Cardinalsgruppen zu verteilen und einen festen, sicheren Geschäftsgang einzuführen. So entstanden die Cardinals-Congregationen. Papst Sixtus V. hat durch die Bulle „*Immensa aeterni Dei*“ im Jahre 1588 die schon bestehenden Congregationen besser organisiert, andere neu errichtet. Der Grundgedanke, welcher den Papst hierbei leitete, ist in der Bulle mit folgenden Worten ausgedrückt: „ . . . damit die-

jenigen, welche aus allen Nationen zu dem apostolischen Stuhle, dieser Mutter, Meisterin und Zufluchtsstätte . . . um ihr Recht zu verfolgen, Gnaden zu erlangen oder sonst aus anderen Ursachen ihre Zuflucht nehmen, um so leichter und schneller ihre Angelegenheiten erledigen können . . . Damit die Cardinäle selbst ihr Amt um so leichter tragen, um so fleißiger verwalten, um so bequemer dem Papste Rath erteilen.“

2. Die Congregationen der Cardinäle entscheiden mit päpstlicher Auctorität. Der Zutritt zum Stuhle Petri soll principiell keinem Kinde der heiligen Kirche verwehrt sein. Dies ist aus den angeführten Worten der Bulle ersichtlich. Wenn auch der Papst manche Dinge nicht selbst entscheidet, so muß man doch wissen, daß die Congregationen mit apostolischer Auctorität ausgerüstet und unmittelbare Stellvertreter des Papstes sind. Deshalb ist auch die Anrede in allen Gesuchen an die Congregationen: „Beatissime Pater“; und Papst Benedikt XIV. sagt: „Durch die Stimme der Congregationen spricht der apostolische Stuhl seine Entscheidungen aus,“ und Fagnani ad cap. Quoniam de Constitut. „Nam quotiescumque Papa tribuit aliquam facultatem alteri, qui eam prius non habebat, tunc auctoritas illa intelligitur apostolica.“ Demgemäß sind diese Entscheidungen nicht nur in foro conscientiae bindend, sondern wie dieses auch die Gerichtshöfe anerkannt haben, sie haben auch vor den Tribunalen gesetzliche Kraft.

3. Discretion in dem Gebrauche seines Rechtes, den heiligen Stuhl um eine Entscheidung u. anzufragen. Die große Wohlthat der römischen Congregationen sollen wir zu schätzen wissen. Für die Verbreitung und Reinerhaltung des heiligen Glaubens sorgen die S. C. de propaganda Fide, Inquisitionis et Indicis, für den Gottesdienst, Feste, Ceremonien, Ablässe, Reliquien die S. Rituum Congr., Caeremonialis, Indulgentiarum et Reliquiarum, die gesetzgebende Gewalt liegt hauptsächlich in den Händen der S. C. Concilii und der C. Episcoporum et Regularium, die Datarie und Pönitentiarie erteilen Dispens in Ehehindernissen und Absolution in Fällen, die dem Papste reserviert sind u. s. w.

Wie man mit den Congregationen zu verfahren hat, ist zu ersehen aus Helfert, Müller, Schneider, Winkler, der Eichstädter Pastoralinstruction u. s. w.

Es wäre eigentlich selbstverständlich und der Achtung, die wir der höchsten Auctorität schulden, entsprechend, in Bittschriften, Anfragen u. s. w. nicht indiscret zu sein. Und doch — das geht aus besagtem Artikel hervor — beschwerten sich die Cardinäle und Officialen mancher Congregationen über unnöthige und kleinliche Anfragen, die so leicht nach bewährten Auctoren oder den theologischen Principien hätten gelöst werden können. Es bestehen auch theologische Fachzeitschriften und Blätter, welche gerne auf etwaige Anfragen und Zweifel Antwort geben.

Eine Indiscretion in diesen Dingen ist nicht bloß eine unnöthige Belästigung der schon genug belasteten Beamten der römischen Curie, sondern kann auch Folgen haben, an die man vielleicht selten denkt und welche hervorgehoben zu haben ein besonderes Verdienst der *Analecta* ist.

Die Kirche läßt in manchen Dingen Einzelnen, Communitäten, Diöcesen, Ländern Freiheit. Es ist das echt katholisch, weise, höchst pädagogisch und mütterlich. So handelt sie nach alter Tradition, ja nach dem Beispiele ihres göttlichen Stifters selbst. Durch indiscrete, unnöthige oder kleinliche Anfragen respective darauf erfolgte Entscheidungen würde diese so kostbare Freiheit eingeschränkt.

Es ist also dem Geiste unserer heiligen Kirche entgegen, alles bis ins einzelne durch die höchste Auctorität entscheiden zu lassen. Denn dadurch würde die Entwicklung der kirchlichen Wissenschaft gehemmt, die wissenschaftlich festgestellten Grundsätze würden ihren praktischen Wert verlieren, da sie ja nicht mehr auf die Einzelfälle angewendet werden müßten, wenn alles auctoritativ entschieden wäre.

Die Kirche ahmt auch gerne als gute Mutter die göttliche Vorsehung nach, indem sie eine an sich vielleicht nicht löbliche Gewohnheit fortbestehen läßt, um Schlimmeres zu verhüten, das durch gewaltsame Abschaffung derselben entstünde.

Hierher paßt eine Stelle aus einem Briefe des heiligen Franz von Sales an die heilige Francisca von Chantal vom 24. August 1621. Sie lautet: „Mein Agent sagt, es sei unrecht, sich nach Rom zu wenden in Dingen, wo es gar nicht nöthig ist; ebenso jagen die Cardinäle, welche der Meinung sind, es gebe Dinge, welche nicht auctoritativ entschieden werden müssen, weil darin Freiheit gelassen ist, und die, wenn sie auctoritativ entschieden werden sollen, die Entscheidung sehr erschweren. Auch der Papst hat es nicht ungern, daß die Gewohnheit manches autorisirt, was er nicht selbst autorisieren will wegen etwaigen Folgen.¹⁾“ Aus diesen Worten ersieht man, daß für den heiligen Stuhl durch indiscrete und unüberlegte Anfragen nur Verlegenheiten entstehen.

Aber auch der Bittsteller selbst hat nicht selten seinen Schritt zu bereuen, wenn die Entscheidung seiner Erwartung nicht entspricht. Der heilige Stuhl hat eben einerseits mehr das allgemeine Wohl im Auge als die Bedürfnisse oder Wünsche Einzelner, anderseits muß er den Nerv der kirchlichen Disciplin kräftigen, damit er nicht durch zu laxen Interpretation oder zu häufige Dispensen erschlafe.

¹⁾ Im Urtext lautet die Stelle so: „Mon solliciteur dit que l'on a tort de recourir à Rome, pour les choses desquelles on s'en peut passer; et les Cardinaux l'ont dit aussi; car disent-ils, il y a des choses qui n'ont pas besoin d'être autorisées, parcequ'elles sont loysibles, lesquelles quand on veut autoriser sont examinées diversement; et le pape est bien aise que la coutume autorise plusieurs choses qu'il ne veut pas autoriser lui-même, à cause des conséquences.“

So kommt es, daß eine Entscheidung mehr auf Seiten des Gesetzes als der Freiheit steht, was an und für sich und im allgemeinen das Beste ist. Es können aber in einzelnen Fällen bisweilen besonderer Umstände halber unüberwindliche Schwierigkeiten entstehen, denen man hätte vorbeugen können, wenn man nicht die höchste Auctorität angerufen hätte.

Zum Schlusse sei noch kurz bemerkt, daß es in foro contentioso, in foro gratioso, in foro externo und interno Fälle genug gibt, in welchen eine Bitte, ein Recurs oder eine Appellation an den heiligen Stuhl unumgänglich nothwendig ist.

Beuron.

P. Stephan Waldner.

XII. (Celebration, beziehungsweise Vination, ohne nüchtern zu sein.) Die piemontesischen Dörfer M. und G. liegen ungefähr eine Viertelstunde weit auseinander. Eines Sonntags morgens, nachdem ich schon die heilige Messe gelesen und bald nachher selbst gefrühstückt hatte, wurde ich aus M. durch einen Boten zu dem plötzlich erkrankten Pfarrer von G. gerufen und von diesem ersucht, statt seiner das Hochamt zu singen, da sonst die ganze Pfarrgemeinde der Pflicht, eine heilige Messe zu hören, nicht genügen könne. In der That wären seine Pfarrkinder, selbst wenn sie sich, um der (dort gleichzeitig beginnenden) heiligen Messe beizuwohnen, nach M. begeben hätten, wahrscheinlich erst nach der heiligen Wandlung in der Kirche dort angelangt, da es bereits zum letztenmale geläutet hatte, die Predigt aber (dortiger Sitte gemäß) erst nach der Communion gehalten und vorher bei den Mess-Cereemonien und Gebeten weit stiller und rascher, als Deutsche es gewohnt sind, verfahren wurde.

„Idem casus, schreibt Holzmänn, nuper contigit vel saltem contigere potuisset Ridae in mea patria, ubi D. Parochus die festo fuit subito infirmatus et impotens effectus ad illo die celebrandum. Ablegebatur nuncius ad . . . monasterium Ursinense O. S. B. cum precibus, ut mitteretur sacerdos, qui loco Parochi Divina perageret. Sed quoniam nuncius primum circa aut post horam decimam advenerat, omnes sacerdotes jam celebraverant, excepto solo Rmo. D. Praesule ac Abbate Bernardo; qui proinde illico se itineri accinxit et rheda Riedam delatus ibidem ad aram litavit cum maxima populi aedificatione et solatio.“

Zener Abt Bernardus war, weil er das jejunium naturale noch nicht gebrochen hatte, allerdings in der glücklichen Lage, die erbetene Mithilfe leisten zu können; sein geringer Namensgenosse aber hatte, wie gesagt, bereits die Ablution und auch Speise zu sich genommen, als er von der Verlegenheit des Pfarrers von G. in Kenntniß gesetzt wurde, und gab deshalb letzterem unter großem Bedauern eine abschlägige Antwort. Dieser hielt jedoch meine Anschauung für eine rigoristische, und glaubte, im vorliegenden Falle

dürfte ich, ohne nüchtern zu sein, ruhig hinieren, weil durch das Ausfallen der heiligen Messe dem Volke Aergernis gegeben würde. Daß dieses Aergernis nicht ausbleiben würde, könnte er als Pfarrer besser beurtheilen als ich Fremder, und er gäbe mir deshalb den Rath, meine Meinung abzulegen und mich nach der seinigen zu richten. Das Volk begreife nicht, wie das nur auf die einzige Person des Priesters bezügliche Verbot, zu communicieren, ohne nüchtern zu sein, strenger sei, als das eine ganze Pfarrgemeinde verpflichtende Gebot, eine heilige Messe zu hören, und daß dieses letztere vor jenem zurücktreten müsse. „Aber wie“, gab ich zur Antwort, „wie kann das Volk Anstoß daran nehmen, wenn ihm mitgetheilt wird, der Pfarrer sei unversehens durch Krankheit dienstunfähig geworden, und der herbeigerufene Priester sei, da er den Fall nicht habe voraussehen können, nicht nüchtern geblieben und deshalb verhindert, eine zweite heilige Messe zu übernehmen? Nach meinem Dafürhalten geht auch das Verständnis des Volkes, wenn es richtig belehrt wird, viel weiter, als der Herr Pfarrer annimmt. Uebrigens werden die Bestgesinnten und die weniger Nachdenkenden, wenn vielleicht auch nicht ohne Verwunderung, so doch, ohne sich viel um das Verständnis der Sache zu bemühen, mit einfachem Glauben für wahr halten, was ihnen gesagt wird.“ So weit meine Erwiderung. Mein Anerbieten, statt des Hochamtes eine Andacht zu halten, wurde nicht angenommen, und so war ich denn in Ungnaden entlassen. Noch an demselben Tage blätterte ich nicht aus Unsicherheit, sondern zu größerem Troste in der Moralthologie von Holzmann und fand in der That außer dem obigen, auch noch folgenden Passus. „Quod si ergo in hoc casu etiam altéfatus Rmus ipse antea jam celebrasset, nullus alius sacerdos, qui loco Parochi sacrificaret, mitti potuisset, quia ob sumptam in Missa jam leeta ablutionem nullus amplius erat jejunos.“

Hätte indessen der Pfarrer oder ich selbst mich überzeugen können, daß ohne Zweifel oder auch nur wahrscheinlich durch das Ausfallen der heiligen Messe beim Volke Aergernis entstehen würde, das heißt *gravis populi offensio, periculum gravis suspicionis vel dieterii contra sacerdotem, aut periculum, ne plures, quamquam possint et debeant alio se conferre ad audiendam Missam, ex inopinato illo casu ansam sumant cum peccato gravi Missam negligendi*“ (Schmuhl, theol. moral. II. n. 162), so wäre es mir nicht unerlaubt gewesen, das Hochamt zu singen, ohne nüchtern zu sein, da, was hier als *conditio sine qua non* vorauszusetzen ist, mein defectus jejunii dem Volke weder bekannt geworden war, noch leicht bekannt werden konnte.

Zur Bestätigung des Gesagten habe ich aus Holzmann noch folgende Zeilen anzuführen. „Dices: si oriretur ex non-binatione scandalum in populo. liceret sacerdoti etiam

non amplius jejuno celebrare; ergo etiam licebit in casu nostro. Respondetur concedendo in facta hypothesis antecedens et negando consequens. Disparitas est, quia in casu oriundi scandali liceret uti epikia, et mentem ecclesiae interpretari, quod sacerdoti, etsi non amplius jejuno, nolit interdictam esse iteratam celebrationem; siquidem praeceptum de non praebendo scandalo, quum sit juris naturalis, praecepto ecclesiastico de Sacro celebrando a sacerdote jejuno praevalere debet et strictius observari. Secus in nostro casu, in quo nullum intervenit scandalum, quum populus non scandalizetur, si edoceatur, Parochum repente incidisse in infirmitatem, alios vero sacerdotes casum Parochi non praevidentes jam celebrasse, adeoque ob defectum jejunii naturalis sumpta ablutione inductum secundo celebrare non posse, et parochianos ob impotentiam audiendi Missam excusari a peccato, tametsi eo festo Missam non audiant“. (Theol. moral. II. n. 379.)

Alles dieses paßt auf meinen Fall. Ähnliche Fälle kommen gar nicht selten vor, und jeder einzelne Fall soll dann scharf ins Auge gefaßt, untersucht und erwogen werden. Gewöhnlich entsteht durch das Ausfallen der heiligen Messe und der etwa mit dieser zu verbindenden Feierlichkeit nur ein Bedauern über deren Entbehrung, aber kein Vergerniß. Sollten auch verschiedene unverständige Land- oder Stadtleute, zumal Wirthshaushocker und leidenschaftliche Trinker, dadurch veranlaßt werden, gegen den Priester zu schimpfen, welcher aus Versehen das jejunium gebrochen hat, so ist das noch längst kein genügender Grund, um von der mehrerwähnten kirchlichen Vorschrift abzusehen. Gesezt aber, es wäre sehr zu befürchten, was ich jetzt erzählen will; was dann? Ich hörte schon einmal einen argwöhnischen und verleumderischen Menschen sagen, jener Priester, an dem die Reihe gewesen wäre, die Messe zu singen, fühle sich nicht im Stande der Gnade, und habe deshalb absichtlich beim Spaziergange im Garten eine Birne gegessen, um auf diese Weise ohne die neue Todsjünde des Gottesraubes am Celebriren vorbeizukommen. Wo solche Verdächtigungen und üble Nachreden zu befürchten wären, (so leicht wird aber ein solcher Fall nicht vorkommen), da dürfte der betreffende Priester, um denselben vorzubeugen, sein Mißgeschick, wenn möglich, verheimlichen und ruhig die heilige Messe feiern. Weit leichter kann es, zumal in gewissen Gegenden, sich ereignen, daß zum Beispiel mehrere Landleute, obgleich sie bis zur nächsten Ortschaft kaum eine halbe Stunde zu gehen brauchten, um dort die heilige Messe zu hören, dieses dennoch unterlassen, also schwer dadurch sündigen würden, wenn im eigenen Dorfe die erwartete heilige Messe ausfiel. Auch in diesem Falle dürfte, wenn ein anderer durchaus nicht zu haben wäre, ein sacerdos non jejunus die heilige Messe

lesen. Ich setze voraus, daß der defectus jejunii dem Volke weder bekannt wäre, noch leicht bekannt werden könnte. Freilich habe ich wiederholt Priester bemerkt, die, *vidente populo*, die Ablution nahmen und später doch das Hochamt sangen. Das war verkehrt, obschon das Volk glaubte, „im Nothfalle“ (und als einen solchen betrachtete es glücklicherweise jedesmal den vorliegenden Fall) dürfte es wohl geschehen. Und sollte dann später einem andern Priester in unfreiwilliger Zerstreuung etwas Aehnliches zustoßen, so wird es ihm sicher nicht leicht sein, kein Aufsehen zu erregen, wenn er die mit seinem Gewissen übereinstimmende richtige Praxis befolgen, das heißt nicht binieren will.

Ehrenbreitstein.

Rector Bernard Deppe.

XIII. (Schwere Anklage eines Pfarrers vor seinem Decan.) Sulla erscheint vor dem Decan Prudens und klagt seinen Pfarrer Martellus folgendermaßen an: „Unser Herr Pfarrer hat mich und meine Familie schwer getränkt. Denken Sie nur, Herr Decan! er hat meinen verstorbenen, 28 Jahre alten Bruder Johann, der nicht so ganz recht war, weiß beerdigt bei den kleinen Kindern, und ihm kein Seelenamt gehalten, nicht einmal eine heilige Messe für ihn gelesen, obgleich ich ihn wiederholt dringend darum gebeten habe.“ Darauf Prudens: „Ist Ihr Bruder früher in die Schule gegangen?“ Sulla: „Nein! Der Herr Lehrer hat ihn nicht brauchen können.“ Prudens: „Also ist er kindisch gewesen?“ Sulla: „Ja, er hat darum auch einen Vormund gehabt.“ Prudens: „Dann hat Euer Pfarrer ja ganz recht gehandelt.“ Sulla: „Es hat uns allen aber doch sehr wehe gethan und uns arg geniert, und der Herr Lehrer hat auch gesagt, weil der Pfarrer dem Johann die letzte Delung gegeben habe, hätte er ihn auch bei den Erwachsenen beerdigen und drei Opfer mit Seelenämtern für ihn halten dürfen.“ Prudens: „Hat der Herr Pfarrer ihm denn wirklich die letzte Delung gespendet?“ Sulla: „Ja!“ Prudens: „Nun, man kann auch Kindern die letzte Delung spenden.“ Sulla: „Ich sehe schon, Sie helfen halt zum Pfarrer, und doch hat er meinen Bruder selig auch einmal „Hanni“ gesagt, das kann ich ihm nie mehr vergeßen und die Meinen auch nicht; denn der frühere Pfarrer hat ihm immer „Johann“ gesagt.“ Prudens: „Und wie habt Ihr ihm gesagt?“ Sulla: „Ja, wir haben ihm „Hanni“ gesagt.“ Prudens: „So, so! ich will mit dem Herrn Pfarrer über Ihre Klagen sprechen.“ Was ist nun von dem Verfahren des Martellus zu halten 1. bezüglich der fraglichen Beerdigung, 2. bezüglich der Spendung des heiligen Sacramentes der letzten Delung, und was hat ihm wohl 3. Prudens noch ans Herz zu legen?

Ad 1. Ist Johann wirklich *perpetuo amens* gewesen, so hat Martellus *rite et recte* gehandelt. *Parvuli defuncti distingui possunt in tres classes: 1º in non baptizatos, 2º in illos. qui usus*

rationis capaces fuerunt, et 3^o in illos, qui ante usum rationis defuncti sunt. Sub his perpetuo amentes, septennio majores comprehenduntur. De Herdt tom. 3. n. 270.

Ad 2. trifft das ad 1. Gesagte zu, so durfte Martellus dem Johann die letzte Selung nicht spenden. Subjectum hujus sacramenti sunt omnes et soli homines peccatores de vita periclitantes . . Hinc hujus sacramenti capaces non sunt pueri ante usum rationis, nec perpetuo amentes, qui nulla peccata actualia commiserunt. Gury. Nun ist es aber möglich, daß Martellus darüber im Zweifel war, ob Johann einmal zurechnungsfähig gewesen und sündigen konnte, und deshalb durfte er ihm bedingungsweise die heilige Selung spenden. In dubio de capacitate conferatur sacramentum sub conditione. S. Lig.

Ad 3. Nachdem Martellus aber einmal die heilige Selung dem Johann gespendet, durfte er ihn auch bei den Erwachsenen und nach deren ritus beerdigen und selbstverständlich die gewünschten Seelenämter halten, weshalb ihm Prudens brüderlich nahelegen wird, daß er gefehlt habe, indem er so großen Anstoß erregte, ohne daß er dazu durch eine kirchliche Vorschrift genöthigt gewesen wäre. Prudens wird ihn überdies darauf aufmerksam machen, daß einem Pfarrer manches nicht zustehe, was Laien ohne Anstand thun können. Der frühere Pfarrer hat priesterlichen Tact bewiesen, indem er dem armen „Hanni“ seinen schönen Namen Johann gab. Ja, das katholische Volk beobachtet seine Priester sehr scharf; möchten sie darum das so wahre Wort nie vergessen: nugae in ore laicorum nugae sunt. in ore clericorum blasphemiae.

Bell am Andelsbach.

L. Vöffler, Pfarrer.

XIV. (Festum expectationis partus B. M. Virginis.) Die heilige Adventszeit erinnert an das Verlangen und die Sehnsucht der Heiligen und Gerechten des alten Bundes nach der Ankunft Christi. Passend feiert deshalb die Kirche am Schlusse des Adventes das Andenken an die Erwartung der Geburt Christi von Seiten seiner heiligen Mutter nach der Verkündigung des Engels, das festum expectationis partus B. M. V. am 18. December.

Dieser Gedenktag der allerheiligsten Gottesmutter ist die Krone des Advents, reich an herzlicher Andacht und frommer Betrachtung; er stellt uns vor Augen die Adventsandacht der heiligen Jungfrau Maria. Je mehr das hohe Weihnachtsfest naht, umso froher und ausdrucksvoller wird die kirchliche Adventsfeier. Insbesondere werden die sieben Tage von der Vigilie des Festes, anfangend am 17. December, dem Tage, welcher dem genannten Muttergottesfeste vorangeht, in der liturgischen Feier ausgezeichnet. In diesen Tagen werden zum Magnificat die großen Antiphonen gesungen, welche in wahrhaft majestätischen Anrufungen auf erschöpfende Weise darlegen, was der kommende Erlöser der Menschheit sei, nämlich die ewige Weisheit,

uns wieder zu zeigen den rechten Pfad; Adonai, der Heerführer, uns herauszuführen aus Blindheit und Finsternis; die Wurzel Jesse, aus welcher ein neues Reich aufwächst gegenüber den irdischen Weltmächten; der Schlüssel Davids, der alles schließt und öffnet und unsere Bande löst; der Aufgang und die Sonne der Gerechtigkeit, zu erleuchten die im Schatten des Todes Sitzenden; der König der Völker und der Gestein, auf dem die Kirche sich aufbaut; der Emanuel (Gott mit uns), der bei seiner Kirche ewig bleibt, um alle zu retten.“ Binterim (Denkwürdigkeiten 6, 49) macht darauf aufmerksam, daß die Anfangsbuchstaben der sieben großen Antiphonen, wenn man von der letzten zur ersten aufsteigt, das Wort: Ero cras („morgen werde ich erscheinen“) bilden. Auch die Volksandacht hat stets den großen und reichen Inhalt dieser Antiphonen fromm betrachtet; schön thut dieses das folgende Kirchenlied, welches seit Jahrhunderten im Advent gesungen wird:

„Herr, sende, den Du senden willst,
Durch den Du allen Jammer stillst,
Der uns, Dein Volk, von Sünd' und Schmach,
Von Tod und Teufel retten mag,
Der bricht das Joch mit mächt'ger Hand
Und führet ins gelobte Land.

O Weisheit aus des Höchsten Mund,
Die sich vom Anbeginn that kund,
Die rings von End' zu Ende reicht,
Die alles ordnet mild und leicht,
So reich an Rath und stark zur That.
Komm, lehr' uns Deiner Vorsicht Pfad.

O Adonai, starker Gott,
Der Israel führt aus der Noth,
Erschien im Dornbusch wunderbar,
Gab sein Gebot auf Sina klar.
O Gott vom Himmel Dich erbarm',
Komm, reich' zur Hülff' uns Deinen Arm.

O Wurzel Jesse, Jesu Christ,
Den Völkern Du zum Zeichen bist,
Vor dem die Fürsten schweigend steh'n,
Vor dem die Heiden kniend fleh'n.
O komm, o komm mit Deinem Licht,
Errett' uns, Herr, und zögere nicht!

O Schlüssel Davids, Herrscherstab
In Israel, o komm herab!
Du öffnest. Niemand schließet zu.
Wer öffnet, was geschlossen Du?

Komm, führ' aus Kerker, Tod und Nacht,
Wohin die Sünd' hat uns gebracht.

O Stern vom Aufgang, hehr und mild,
Des ew'gen Lichtes Ebenbild,
Du Sonne der Gerechtigkeit.

Komm, leucht' in dieser Dunkelheit!
Komm, zeig' uns, Herr, Dein Angesicht,
Lass strahlen bald Dein Gnadenlicht!

O Völkerfürst, mit Herz und Mund,
So heiß ersehnt vom Erdenrund,
O Gestein, der versöhnend eint,
Was sich geworden fremd und feind.
Zerbrich des Teufels Tyrannei,
Komm, schaff' Dein Bild, den Menschen, neu!

O Gott mit uns, Emanuele!
Du Fürst des Hauses Israel,
Der, die Erwartung aller Welt,
Gesetze gibt, Gerichtstag hält.
Der Völker Hirt und Heiland Du,
O komm und führ' Dein Reich uns zu!"

Die großen Antiphonen werden beim Magnificat eingeschaltet, weil Maria es ist, welche den erhabenen und in diesen Antiphonen angeredeten Messias uns geboren hat. Daher wird auch die allerseeligste Jungfrau im Advente besonders geehrt und ist für die letzten neun Tage die sogenannte Horate-Messe besonders privilegiert. Was diese Antiphonen an großen Gedanken enthalten, das stellt vor Augen der Gedenktag der seligsten Jungfrau am 18. December.

In diesem Feste wird die heilige Jungfrau und Gottesmutter Maria dargestellt als das Vorbild der erhabensten Adventsandacht für die Gläubigen. So innig und gesammelt, so betend und betrachtend, so sehnsüchtig und bußfertig, so liebebeglühend und opferbereit als die heilige Mutter der Gnade sollen wir warten auf die Ankunft des Herrn. Nach einer Bestimmung des Concils von Toledo im Jahre 656 wurde in Spanien das Fest Maria Verkündigung, welches in der römischen Kirche stets am 25. März gefeiert wurde, auf den 18. December gesetzt. Als in der Folge die Kirche Spaniens in der Feier des Festes Maria Verkündigung sich an die römische Praxis angeschlossen, wurde auf den 18. December ein Fest von der Erwartung der Geburt Christi angeordnet, welches vom Papste Gregor XIII. im Jahre 1573 gutgeheißen und durch spätere päpstliche Decrete auch für andere Länder gestattet wurde.

Die heilige Adventszeit ist ganz besonders die Zeit Unserer Lieben Frau, die den Erlöser der Menschheit gleichsam entgegenträgt, die als die zweite Eva gleichsam das Verlangen des ganzen Menschen=

gekleidet nach dem Heilande in ihrem Herzen vereint. Inniger sollen wir im Advente unsere Mutter lieben, anrufen und verehren. So liegt es im Sinne der heiligen Kirche, welche in so manchen Antiphonen der Adventszeit auf Maria hinweist und die lieblichen Horat-Messen zur Zeit der Morgendämmerung feiert. In Maria ist die Morgenröthe der Erlösung erschienen, und so ist der Advent auch die Morgenröthe des kirchlichen Jahres.

Das Muttergottesfest am 18. December ist ganz erfüllt von frommer heiliger Adventsandacht. Die allerseligste Jungfrau, die Königin der Patriarchen und der Propheten, erwartete mit höchstem Verlangen und Sehnen die Geburt des Heilandes. In den Offenbarungen der hl. Mechtildis und der hl. Brigitta wird gesagt, daß das Verlangen Mariä die Sehnsucht sämmtlicher Patriarchen und Propheten übertroffen habe. Sie verbrachte diese Zeit in bangem, tiefem Schweigen, im Gebete; im Magnificat tritt einmal die innere, verborgene Liebe und Begeisterung zu Tage; aber sie frohlockt in Gott, ihrem Heilande. Unter Gebet, Schweigen und Sammlung vollbringt und vollendet sich im Menschen das heilige Wirken der göttlichen Gnade nach dem Gesetze der stillen Allmählichkeit organischer Entwicklung. Bei aller Sammlung erfüllt Maria die Ansprüche des thätigen Lebens, wie Gott es will. Sie eilt über das Gebirge zu Elisabeth, um ihr zu dienen; sie macht die lange beschwerliche Reise nach Bethlechem, dem Rathschlusse Gottes gehorham.

Die seligste Jungfrau verlangte nach dem Tage, dessen Andenken wir am heiligen Weihnachtsfeste feiern; sie sehnte sich darnach, der Welt den Heiland zu zeigen und zu schenken. Sie verlangte auch für sich darnach, das Antlitz Jesu zu sehen, ihm zu huldigen, mit ihm zu reden, mit ihm zu verkehren und in diesem Verkehre immer vollkommener zu werden. „Wir wollen Jesum sehen“, sprachen die Heiden zu Philippus. Bitten wir Gott durch die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau, daß er uns ein herzliches Verlangen gebe, Jesum zu sehen in diesem zeitlichen Leben durch lebendigen Glauben, durch frommes Gebet, durch treue Nachfolge, nach dem Tode ihn zu sehen von Angesicht zu Angesicht! So lehrt uns auch die Kirche beten zur heiligen Gottesmutter: „Zeige uns nach diesem Glende Jesum, die gebenedeite Frucht Deines Leibes!“

Darfeld.

Dr. Heinrich Samson.

XV. (Muß der Cleriker auf Anstand und Bildung Gewicht legen?) Wenn Jemand Allen Alles werden soll, so gewiß der Priester. Der Priester ist für das Volk da und muß mit dem Volke verkehren und reden können. Er soll es aber auch verstehen, mit den höheren Ständen umzugehen, um auch dort im Interesse der Religion Einfluß zu gewinnen. Darnach richtet sich die Erziehung des Clerikers. Darum hat auch das Concil von Trient (22. Sitz.) den Clerikern „die heilige Pflicht“ ans Herz gelegt,

„daß sie in ihrer Kleidung und Haltung, in Gang und Rede, wie in ihrem ganzen Wesen und Auftreten würdevoll seien.“ Und selbst die heilige Schrift, jenes ernste Buch der Weisheit, hat es schon in den ältesten Zeiten nicht verschmäht, Regeln des Anstandes zu geben; man beachte unter anderen nur Stellen wie folgende: Prov. 17, 24; 18, 13. Ecli. 19, 26. 27.; 20, 7. 8.; 21, 23. 26. 27. 29.; 31, 12.—14. 17.—21.; 32, 10.—13. u. v. a.

Es unterliegt also gar keinem Zweifel, daß auch auf äußere Politur, auf angenehme Umgangsformen großes Gewicht zu legen ist. Fehlen dem Geistlichen diese, so darf man sich nicht wundern, wenn er zurückgesetzt, oder gar gemieden wird. Es gilt ja gerade vom Clerus der Satz, daß die Menschen ihr Augenmerk auf ihn gerichtet halten. (Vgl. I. Cor. 4, 9.) Ebenso ist es aber auch wohl jedermann klar, daß gerade dieser Bildungsfactor dem Cleriker so manchen Zutritt in die höhere Gesellschaft eröffnet und hier nicht nur ihm selbst persönliche Sympathien erwirbt, sondern zugleich auch dem ganzen Stande eine höhere Achtung und größere Zuneigung in jenen Kreisen gewinnt. Allerdings dürfen diese Etikettsformeln nicht in affectierte Geziertheit ausarten, und nie darf der Priester in seinem weltlichen Gebaren seiner geistlichen Würde auch nur im Geringsten etwas vergeben. Er soll sich ja bloß mit offenem Freimut und wahrer Natürlichkeit als akademisch gebildeter Mann in Sprache und Benehmen bewähren, er soll zeigen, daß er nicht nur in den verschiedenen Wissenszweigen, sondern auch in Takt und Anstand auf der Höhe der modernen Zeit zu stehen weiß und darum im Umgange mit weltlichen Würdenträgern oder in feiner Salongesellschaft durchaus nicht in Verlegenheit zu kommen braucht.

Tugend und Frömmigkeit sind zwar an sich schon überaus kostbare Perlen, trägt man sie aber durch eine gute Gefittung in kunstreicher Fassung, dann wird der Wert des Geschmeides noch erhöht und das Edle wird gefällig, liebenswürdig und zur Nachahmung einladend. „Bei wie vielen kann doch unsere Ungezwungenheit, gepaart mit Zurückhaltung, geadelt durch Sittsamkeit, Vorurtheile wider die Tugend zerstreuen und Verlangen nach dem erwecken, was ihnen bisher als rauh und düster galt!“ (A. v. Dofz, Gedanken und Rathschläge). Nur auf diese Weise wird es dem Priester gelingen, sich wie bei Gott, so auch bei den Menschen beliebt zu machen, was der heilige Geist im Buche Ecclesiasticus 45, 1. von dem Führer des Volkes mit den Worten rühmt: „Dilectus Deo et hominibus.“ Ist aber dieses Ideal erreicht, hat der Priesterstand auch vor dem Forum des Weltbürgerthums durch eine formelle Wohlerzogenheit an Achtung und Ansehen gewonnen, dann dürfte es so mancher Familie besseren Standes viel leichter fallen, freundschaftlichere Beziehungen und eine gedeihliche Wirksamkeit auch in diesen Kreisen zu entfalten.

Man ist gewohnt, dieser Frage wenig Beachtung zu schenken, doch mit Unrecht. Blicken wir nur auf das Musterbild, welches sich uns aus dem Leben und der Lehre Christi darbietet, so kann uns hiebei das richtige Verständniß für das Wesen und die Tragweite dieser bedeutungsvollen Frage nicht mehr verschlossen bleiben; man vergleiche diesbezüglich nur einige Stellen der neutestamentlichen Bibel zum Beispiel Phil. 4, 5. 8.; Rom. 12, 10. 13. 15. 18.; 13, 7.; Luk. 14, 8.—11.; 22, 26.; Matth. 5, 39.—42.; 10, 16.; 11, 29.; 20, 27. 28. Gerade unser Stand soll aber in jeder Beziehung Christus, unserem obersten Priester, ähnlich werden, der bei aller Armut doch nicht auf seinen königlichen Geburtsadel verzichtet und sich bei all seiner Demuth doch höchst würdevoll als wahrer Mensch unter den Menschen bethätigt hat; sicherlich hat aber dadurch unser göttlicher Lehrmeister die Früchte seiner Wirksamkeit nicht schmälern oder an echter Popularität etwas einbüßen wollen.

Ziehen wir also kurz den Schluss: Wir müssen uns ernstlich nach dem gott-menschlichen Beispiele bestreben, in Wahrheit „allen alles zu werden.“ (I. Cor. 9, 22.)

St. Pölten.

Jos. M.

XVI. (Sur Absolutio a censuris Papae reservatis.)

In Betreff der Absolution von päpstlichen Reservatsfällen ist am 16. Juni 1897 von der Congregatio s. Officii eine wichtige Entscheidung erlassen. Wir theilen dieselbe vollständig mit und werden einige Bemerkungen anschließen.

Ein französischer Bischof unterbreitete dem römischen Stuhle folgendes:

Ex decreto s. Inquisitionis 23. Junii 1886 cuilibet confessario directe absolvere licet a censuris etiam speciali modo s. Pontifici reservatis, in casibus vere urgentioribus. in quibus absolutio differri nequit absque periculo gravis scandali vel infamiae, iniunctis de iure iniungendis, sub poena tamen reincidentiae in eisdem censuras nisi saltem infra mensem per epistolam et per medium confessarii absolutus recurat ad s. Sedem.

Dubium tamen oritur pro casu quo nec scandalum nec infamia est in absolutionis dilatione, sed poenitens censuris papalibus innodatus in mortali diu permanere debet. nempe per tempus requisitum ad petitionem et concessionem facultatis absolvendi a reservatis; praesertim cum theologi cum s. Alphonso ut quid durissimum habeant pro aliquo per unam vel alteram diem in mortali culpa permanere.

Hinc post decretum 23 Junii 1886. deficiente hac in quaestione theologorum solutione, quaeritur:

1. Utrum in casu, quo nec infamia nec scandalum est in absolutionis dilatione sed durum valde est pro poenitente in gravi peccato permanere per tempus necessarium ad petitionem

et concessionem facultatis absolvendi a reservatis, simplici confessario liceat a censuris s. Pontifici reservatis directe absolvere, iniunctis de iure iniungendis, sub poena tamen reincidentiae in easdem censuras, nisi saltem infra mensem per epistolam et per medium confessarii absolutus recurrat ad s. Sedem?

2. Et quatenus negative, utrum simplex confessarius indirecte eundem poenitentem absolvere debeat, eum monens ut a censuris directe in posterum a superiore absolvi curet vel apud ipsum revertatur, postquam obtinuerit facultatem a reservatis absolvendi?

Die Congregatio s. Officii gab hierauf am 16. Juni 1897 folgende Entscheidung:

Ad I. Affirmative, facto verbo cum Ssmo.

Ad II. Provisum in primo; welche Entscheidung dann vom Papste am 18. Juni bestätigt wurde.

Bemerkungen:

1. In früherer Zeit galten in Betreff der Absolution von päpstlichen Reservaten folgende Grundsätze:

a. War es dem betreffenden Poenitenten unmöglich, persönlich nach Rom zu kommen, so konnte er vom Bischof absolviert werden.

b. War es ihm unmöglich, auch nur zum Bischof zu kommen, so konnte er von jedem Beichtvater absolviert werden und zwar:

α. ohne irgend eine weitere Verpflichtung, wenn er für immer oder wenigstens für sehr lange Zeit (d. i. 5 Jahre und darüber) verhindert war;

β. mit der Verpflichtung cessante impedimento se sistendi Superiori, wenn das Hindernis nur ein zeitweiliges, das heißt höchstens auf 5 Jahre dauerndes war.

γ. War das Hindernis nur ein augenblickliches, das heißt für einige Tage dauerndes und bedurfte er dringend der Losprechung, so konnte er indirecte absolviert werden, natürlich mit der Verpflichtung, sich die directe Losprechung später zu verschaffen. Man sieht leicht ein, daß es oft sehr schwer war zu entscheiden, ob dies oder jenes als hinreichendes Hindernis gelten könne oder nicht. Daher wurde schon damals von Moralisten empfohlen, brieflich die Sache abzumachen, respective die nöthige Facultät sich zu erbitten. Besonders entwickelte sich diese Praxis nach dem Erscheinen der Bulle: Apostolicae sedis vom Jahre 1869, durch welche bekanntlich das Censuren-Wesen geregelt wurde.

2. Von einschneidender Bedeutung war aber das Decret der Inquisition=Congregation vom 23. Juni 1886. Folgende zwei Dubia waren nämlich der genannten Congregation unterbreitet worden:

I. Ob man noch ruhig sich an die Meinung halten könne, daß die Losprechung von Reservatfällen, auch von solchen, welche speciali modo dem Papste vorbehalten sind, an den Bischof oder

an jeden verordneten Priester devolvire, wenn der Pönitent sich in der Unmöglichkeit befindet, persönlich nach Rom zu gehen?

II. Im Falle diese erste Frage verneinend beantwortet wird, ob man wenigstens schriftlich nach Rom recurriren müsse, um die facultas absolvendi zu erhalten, ausgenommen es handelt sich um eine Lossprechung in Todesgefahr?

Die Entscheidung lautete:

Ad I. Attenta praxi S. Poenitentiariae, praesertim ab edita Const. Ap. s. m. Pii PP. IX. quae incipit: Apostolicae Sedis, negative.

Ad II. Affirmative; at in casibus urgentioribus, in quibus absolutio differri nequeat absque periculo gravis scandali vel infamiae, supra quo conscientia confessoriorum oneratur, dari posse absolutionem, iniunctis de iure iniungendis, a censuris etiam speciali modo S. Pontifici reservatis; sub poena tamen reincidentiae in easdem censuras, nisi saltem infra mensem per epistolam et per medium confessorii absolutus recurrat ad s. Sedem.

Daraus ergibt sich:

a. Die Unterscheidung von impedimentum perpetuum, diuturnum & momentaneum hat keinen praktischen Wert mehr, weil man nicht mehr ruhig und sicher lehren darf, daß beim Vorhandensein solcher Hindernisse die facultas absolvendi an den Bischof oder an den einfachen Beichtvater devolvire.

b. Dafür aber wird dem Beichtvater die Erlaubnis gegeben, in dringenden Fällen zu absolvieren, jedoch mit der Verpflichtung, sich innerhalb eines Monats nach Rom zu wenden, widrigenfalls der Pönitent aufs neue derselben Censur verfällt. Diese Absolution ist eine directe und das recurrere ad. s. Sedem geschieht nicht, um noch einmal die Lossprechung zu erhalten, sondern um die Weisungen des heiligen Stuhles, respective der Pönitentiarie, entgegen zu nehmen. Auch kann der Beichtvater statt direct nach Rom auch zunächst an seinen Ordinarius sich wenden. Hat derselbe die nöthigen Facultäten, so bildet er ohnedies ein- und dasselbe Tribunal wie Rom, hat er dieselben nicht, so wird der Ordinarius die Sache nach Rom leiten.

3. Zu diesem wichtigen Decrete erfllossen im Laufe der Jahre weitere Erklärungen. So wurde durch eine Entscheidung der Inquisition-Congregation de dato 17. Juni 1891 folgendes bestimmt:

a. Die Entscheidung, man könne nicht mehr ruhig und sicher lehren, daß in dem Falle, wenn der Pönitent in der Unmöglichkeit sich befindet, persönlich nach Rom zu gehen, die facultas absolvendi an den Bischof oder an den Beichtvater devolvire, gelte auch dann, wenn es dem Pönitenten für immer unmöglich ist, persönlich nach Rom zu kommen (quando poenitens perpetuo fuerit impeditus personaliter Romam proficisci).

b. Die Clausel *sub poena tamen reincidentiae* gelte nicht nur bei der *absolutio a censuris et casibus speciali modo S. P. reservatis*, sondern auch in *absolutione a censuris et casibus simpliciter Papae reservatis*.

c. Wurde Jemand in Todesgefahr von päpstlichen Reservaten absolviert, so besteht eine *obligatio se sistendi Superiori recuperata valetudine* nur dann, wenn er absolviert wurde *a censuris speciali modo reservatis*, nicht aber wenn er absolviert wurde *a censuris simpliciter Papae reservatis*. Handelt es sich aber um *censurae speciali modo reservatae*, dann besteht diese Verpflichtung ebenfalls *sub poena reincidentiae* in *easdem censuras*, wie eine Entscheidung vom 13. Jänner 1892 besagt.

4. Für die Pragis ist nun das neue, an erster Stelle mitgetheilte Decret von weitgehender Bedeutung. Bisher war dem Beichtvater von päpstlichen Reservatfällen direct zu absolvieren nur erlaubt in *casibus vere urgentioribus*, das heißt besonders in Fällen, in welchen die Verschiebung der Losprechung *scandalum* oder *diffamatio* zur Folge gehabt hätte; durch dieses neue Decret wird diese Befugnis auch ausgedehnt auf alle Fälle, in welchen es dem Pönitenten *valde durum est in gravi peccato permanere*. Wie der heilige Alphons bemerkt, kann es aber für Einzelne schon *quid durissimum* sein, auch nur den einen oder den andern Tag in dem Zustande der schweren Sünde bleiben zu müssen. — Infolge dieses Decretes wird bei päpstlichen Reservatfällen nunmehr eine *indirecta absolutio* wenig Anwendung finden, weil es ja dem Beichtvater erlaubt ist, direct zu absolvieren in allen Fällen, in welchen die Ertheilung der Absolution entweder dringend nothwendig ist, damit ein Aergernis oder *Diffamatio* vermieden werde, oder auch nur sehr wünschenswert und nützlich erscheint, weil es von dem Pönitenten sehr hart empfunden würde, längere Zeit im Zustande der schweren Sünde zu verbleiben.

5. Dies alles gilt in Bezug auf *peccata propter censuram Papae reservata*. *Peccatum sine censura Papae reservatum* ist ohnedies nur die *falsa accusatio sollicitationis* — ob auch für diese letztere Sünde dieser *modus directe absolvendi* gelte, ist mir nicht klar. Sabetti S. J. sagt in seinem *Compendium Theol. mor.* n. 842: „*Pro peccatis sine censura reservatis videtur idem valere ex declaratione S. Officii d.d. 7. Nov. 1888.*“ Aber wie ist für diesen Fall die *clausula* zu verstehen: *sub poena tamen reincidentiae in easdem censuras*, da hier eine eigentliche *censura* nicht vorliegt? Mögen also die Gelehrten diese Frage entscheiden, pro praxi wollen wir bemerken, daß man ja in diesem Falle, wenn die Noth drängt, immerhin noch indirect (wie früher in allen Fällen) absolvieren kann.

6. Es ist wohl kaum nothwendig zu bemerken, daß durch die erwähnten Entscheidungen die bischöflichen Reservatfälle nicht berührt werden. Für die Frage, in welchen Fällen man von diesen directe absolvieren kann, gelten die speciellen Bestimmungen der

betreffenden Diöcese; für jene Fälle, in welchen man nicht direct absolvieren kann, aber doch die Noth drängt, wird hier auch in Zukunft die absolutio indirecta Anwendung finden.

Salzburg.

Dr. Ign. Nieder, k. k. Theologie-Professor.

Literatur.

A) Neue Werke.

- 1) **Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild.** I. Band: Rom. Das Oberhaupt, die Einrichtung und die Verwaltung der Gesamtkirche. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen bearbeitet von Msgr. Paul Maria Baumgarten, P. Salvatore Brandi S. J., Msgr. James A. Campbell, Msgr. Charles Daniel, P. Pie de Langogne O. Min. Capp., Doctor John Prior, Dechant Ruschel Antal, Msgr. Franz Maria Schindler, Msgr. Charles de T' Serclaes, Msgr. Anton de Waal. Mit einem Farbenbilde, 60 Tafelbildern und circa 1100 vollseitigen und kleineren Bildern im Text. Herausgegeben von der Leo-Gesellschaft in Wien. Wien, I., Singerstraße 8. Verlag der Leo-Gesellschaft. Erscheint in 30 Heften à 60 fr. = 1 M. Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Das I. Lieferungsheft wird auf Wunsch zur Ansicht versandt.

Schon das Erscheinen des Prospectes und der ersten Nummer dieses epochemachenden Werkes rief in allen katholischen Kreisen das lebhafteste Interesse wach. Und doch mochte vielleicht mancher im Stillen sich denken: Der Anfang zwar verspricht mir viel; allein das wirklich Gute bewährt sich in der Dauer. Schien es ja fast unmöglich, daß bei der Großartigkeit des Unternehmens nach jeder Richtung hin die Fortsetzung dem Beginne ebenbürtig bliebe. Und doch hat dies die thätige Mithilfe der geistreichsten, competentesten Gelehrten und der fähigsten Künstler ermöglicht: Die bisherigen Lieferungen beweisen es. Und wer anfangs gezaudert mit dem Tribute seiner Anerkennung, der zollt ihn jetzt um so freigebiger und reichlicher.

Das ganze Werk in seiner großartigen Auffassung und vollendet künstlerischen Durchführung, welche, wie die bislang der Redaction zugesandten 11 Hefte darthun, die höchsten Anforderungen nicht nur befriedigen, sondern übertreffen, ist auf drei Bände berechnet. Der 1. Band hat die Aufschrift: „Rom. Das Oberhaupt, die Einrichtung und Verwaltung der Gesamtkirche“. Der 2. Band soll behandeln den Stand der Kirche und des Clerus in jenen Ländern zumal, in welchen dieses Werk in der Originalsprache erscheint. Der 3. Band wird eine gedrängte Darstellung der heutigen Verhältnisse der Gesamtkirche bieten.

Die ersten 5 Hefte befassen sich aufs eingehendste mit der Person und Wirksamkeit unseres glorreich regierenden Papstes Leo XIII. Nach einer tieftheologischen, dabei aber gemeinverständlichen Einbegleitung: „Der Papst als gottbestellter Vorsteher der Gesamtkirche“ aus der gewandten Feder des berühmten Schriftstellers und Redacteurs der „Civiltà catholica“, P. S. Brandi, malt uns der bestbekannte Biograph des großen Papstes,

Msgr. Ch. de T' Serclaes, ein meisterhaftes farbenprächtiges Porträt Leos. In äußerst anziehenden und lieblichen Zügen, höchst interessant bis ins kleinste Detail, gibt er uns eine pietätvolle Schilderung der Ehrfurcht und Liebe einflößenden Persönlichkeit des greisen Vaters der Kirche und seiner priesterlichen, einfachen Lebensweise. Geradezu bezaubernd ist das sorgen- und segenvolle Wirken des Gefangenen im Vatican gezeichnet, sein nie rastendes Gebet, sein nimmer ruhendes Arbeits- und Opferleben, das nur unterbrochen wird von den paar Stunden nötigsten Schlafes und der seltenen Erholung in den Gärten des Vaticans: wir folgen gleichsam Schritt für Schritt dem Papste in seinem täglichen Leben vom Morgen- bis zum Abendgebet. Prachtvolle Illustrationen des Künstlers Schuhmacher, eines Mannes von ebenso feinem Geschnitte, als technischem Verstande, erheben den Text zur natürlichen Wirklichkeit. Ergreifend ist die Darstellung der trüben Zeitverhältnisse, unter denen unser großer Papst den Thron bestieg, um als „Nachfolger vom Kreuze“, als „Licht vom Himmel“ zu glänzen in der Gloriole des Weisen und Friedensfürsten auf dem Papstthron. Der durch seine culturgegeschichtliche Thätigkeit speciell auf dem Gebiete des christlichen Alterthums weltbekannte Historiker und Archäologe Msgr. de Waal, Rector des Campo Santo, hat darin neuerdings gezeigt, daß er immer mit geübtem, klaren Blicke den Gang der großen Weltereignisse verfolgt. Auf's lebhafteste fesselt unser Innerstes die trotz aller Kürze erschöpfende, licht- und geistvolle Abhandlung über die weltbewegende Thätigkeit Leos in seinem die Zeitschäden tief erfassenden und umgestaltenden classischen Rundschreiben aus dem beredten Munde des als Theologen und Socialpolitiker hochgefeierten Prodecans der theologischen Facultät in Wien, Prälaten Fr. M. Schindler. Neue Ueberraschungen bietet Msgr. Charles Daniels gediegene Studie über die unermüdlichen Bestrebungen Leos zur Wiedervereinigung der getrennten Kirchen mit der Mutterkirche zu Rom, sowie für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden. Msgr. P. M. Baumgarten, längst in den weitesten Kreisen rühmlichst bekannt durch seine allseitigen, rastlosen Arbeiten auf den mannigfachsten Wissensgebieten, zeichnet in markanten Zügen Leos unsterbliche Verdienste um Kunst und Wissenschaft durch Errichtung von Gelehrtenschulen und Förderung historischer Forschung: ein Lieblingsthema des in allen einflußreichen Kreisen Roms bekannten Monsignore.

Zugleich beginnt im 5. Hefte der 2. Abschnitt dieses monumentalen Werkes: Die Hierarchie. Unmittelbar nach dem heiligen Vater und dessen hohem Senat sind die Cardinäle. So erfahren wir im 5. und den folgenden Heften nach einer trefflichen Auseinandersetzung über die kirchliche Institution der Cardinäle, deren Rangunterschied, Wahl, Tracht, Arbeitsfeld und Thätigkeit bei der Papstwahl (höchst fesselnde Einzelheiten) treffliche Lebensbilder der 23 Cardinäle in curia, sowie kurze Lebensskizzen der 36 Cardinäle extra curiam: welch herrliche Gallerien hochverdienter und hochgelehrter Männer der Arbeit und des Gebetes. Im 8. und 9. Hefte folgen dann die lateinischen und orientalischen Patriarchen; daran schließen sich die Primaten, die Erzbischöfe, die Metropolitane, die Bischöfe, die Prälaten

nullius dioeceseos mit bischöflichen Abzeichen, Ordens- und Religionsgenossenschaften, die Ritterorden, mit denen das 11. Heft schließt; weitere Lieferungen sind bisher der Redaction nicht zugegangen.

Ein überaus schmeichelhaftes Anerkennungs Schreiben Seiner Eminenz des Fürsterzbischofes Cardinal Schönborn rühmt in gebührender Weise die hohen Verdienste der Leo-Gesellschaft zum Zustandekommen der deutschen Ausgabe. Zu wiederholtenmalen wurde der Redactionsausschuß von Seiner Heiligkeit huldvollst in Privataudienz empfangen. Auch dem für die deutsche Ausgabe verantwortlichen Redacteur Msgr. P. M. Baumgarten ist ein sehr ehrendes, huldvolles Schreiben von Sr. Eminenz Cardinal Jacobini zugegangen. Se. Eminenz Cardinal Steinhuber, Cardinal-Vicar Parocchi, Cardinal Staatssecretär Rampolla und andere Cardinäle und Kirchenfürsten, die österreichische Bischofsconferenz haben ihre vollste Zufriedenheit geäußert und Lobende Anerkennung ausgesprochen.

Ausstattung und Papier stimmt zum vorzüglichen Inhalte. Das Werk ist druckfehlerfrei, einige verschwindend wenige und kleine Irrungen abgerechnet, wie: Braccio statt Braccio; pg. 161. l. 16 v. u. „der“ statt „er“. Die Rechtschreibung sollte sich wohl mehr an die in Oesterreich übliche halten; also nicht „Gesamtirche“, „Kater“ zc. Der Ausdruck „überflüssig“ in: „Dass die Menschen das Leben haben und es überflüssig haben“, dürfte wohl besser durch übersfließend zum Verständnisse gebracht werden. Die Einbanddecken der Lieferungen gehören wohl nicht zum Werke; darum mögen Uebersetzen auf denselben, wie viri prae-stantissimi übersetzt durch die Einz.: sehr geehrter Herr, utillimus (Heft 10) zc. unerwähnt bleiben. Jedoch verschwinden alle diese Stäubchen im strahlenden Glanze dieser literarischen Sonne.

Dieses Werk ist somit nach alledem nicht ein statistischer Ausweis über die römische Curie, den Clerus, der Welt und die Ausbreitung der katholischen Kirche; es ist unvergleichlich mehr: eine menschenmöglich lebensgetreue Photographie des Wirtens und Waltens der katholischen Kirche in ihrem Oberhaupt und ihrem wundervollen Organismus. Wer schon nach Rom gepilgert ist, wird es mit steigendem Interesse lesen, und wenn es die Verhältnisse nicht gestatten, zum Vater der Christenheit zu wallen, der greife nach diesem Buche; es ersetzt ihm, soweit möglich, eine Pilgerfahrt, ja bietet ihm in gewisser Beziehung mehr. Durchwandern wir ja an seiner Hand all die denkwürdigen Räumlichkeiten des Vatican, von der Porta del bronzo, wo die treuen Schweizer Kirchenwacht halten, bis zum Privatzimmer des Papstes; wir erfreuen unsern Sinn an den herrlichen Kunstsammlungen, bereichern unsern Geist mit den Bibliotheks- und Archivschätzen, wir lustwandeln im päpstlichen Garten. Naturgetreue künstlerische Darstellungen bringen den Text und die darin handelnden Personen noch mehr zur Veranschaulichung. Was immer nur mit Rom und der Gesamtkirche in Berührung tritt, wird hier zum Bilde, zur Natur.

So möge denn dieses gewaltige Werk ebenso wie in die Paläste der regierenden Dynastien und Kirchenfürsten, deren eine beträchtliche Anzahl bereits zu abonnieren geruht und dadurch ihr reges Interesse bekräftigt haben, auch seinen Weg finden in die weitesten Kreise der gebildeten Welt und der schlichtesten Christenfamilien. Mögen sich auch zahlreiche Gönner finden, welche großmüthig ein Exemplar einer Volks- oder Pfarrbibliothek spenden, damit diese großartige Schöpfung von Haus zu Haus wandere in Stadt und Land, in Gebirg und Thal! Mögen sich Abonnenten-Bereine bilden und dazu die hochwürdigen Herren Confratres Anregung geben, dadurch, dass sie bei Versammlungen, Vereinen ihr Exemplar zur Einsicht vorlegen und Worte der Begeisterung sprechen, damit jeder Verein abonniere. Jeder Vereinspräsident wenigstens, wo der Verein es nicht vermag, soll sich baldmöglichst in den Besitz dieser reichhaltigen Fundgrube für Vereinsvorträge setzen. Jeder christlichen Familie soll Gelegenheit geboten sein, Einblick zu nehmen.

Noch ein Nachwort sei gestattet. *Inimicitias ponam*. Dies Ersfilingswort des Schöpfers an die gottentfremdete Welt im Proto-Evangelium ist zur Parole, zum Schlachtruf geworden im unversöhnlichen Kampfe, drüben satanischen Hasses, hüben unentwegten Festhaltens an dem, welcher der wahre Fels ist, Christus. Und dieser Kampfruf: „Hie Christ, hie Belial!“ ist noch kein Jahrhundert verstummt. Angefangen von dem Zeitpunkte, wo Christi Namen zum Marksteine einer Wende der Jahrtausende geworden, bis auf unsere Tage, die mit dem staunenswerten Fortschritt in Kunst und Wissenschaft einen erschreckenden Rückschritt in jeder Religion und Uebernatürlichkeit, in Glauben und Sitten bezeichnet. Dummheit (*Pater, dimitte illis, non enim sciunt, quid faciunt*) und Stolz (*Eritis sicut dii*) stehen geeint im Kampfe gegen Christi Kirche.

Tausende von Männern der Wissenschaft, leider einer gottentfremdeten, helfen in der Gegenwart mehr denn je mit im wahnwitzigen Beginnen, der übernatürlichen Idee ein ewiges Grab zu graben. Und die Diener der heiligen Kirche werden, weil die Hinterlassenschaft der göttlichen Wahrheit ihnen lieber ist als gleisnerische Errungenschaften moderner Meister, und weil Entsagung und Kampf gegen die unbotmäßigen Forderungen des Fleisches ihnen edler dünken als herauschender Genuß berücksichtigen und entnervenden Sinnentaumels, gelästert, gehöhnt. Gewiß wird darum die ganze katholische Welt Dank wissen jenen Männern tiefer Gelehrsamkeit, die ihren Geist, ihre reife Erfahrung, ihren unermüdlischen Eifer verwenden auf die Schaffung eines Werkes, welches jedem objectiven Denker einen tiefen Blick thun läßt in die ungebrochene Stärke und die unverwundliche Schönheit der Riesengestalt der Kirche, eines Werkes, dessen harmonischer Dreiklang aus tiefer Arbeit des Geistes, den Erzeugnissen der Jünger Gutenbergs und dem Stifte in Künstlerhand ausläuten soll unser gottisches Jahrhundert, einläuten soll ein besseres, das wie der verlorene Sohn reuig Rückkehr hält ins Vaterhaus: mit der Milde des Meisters zum Frieden einlade die Gegner, die Botschaft zu hören und — wieder zu glauben oder Sturm zu läuten hinaus in die Länder, hinein in die Herzen aller Christen, in der Fülle ungeschwächter Kraft den 1900jährigen Kampf unentwegt weiterzuführen bis zur Reife des 2. Jahrtausends und weiter, bis Christus, in dessen Lager Sieg und Triumph ist, seine Boten ausendet, die rebellischen Unterthanen vor das ewige Kriegsgericht zu laden, und zur ewigen Verurtheilung zu rufen.

Darum muß vor allem gründliche Kenntniß, innige Liebe und Wertschätzung zur heiligen Kirche, zumal in unseren stürmischen Tagen, den Herzen der Christen eingepflanzt werden. Der rothen Internationale muß die schwarze entgegengestellt werden, denn die Internationale siegt. Da thut es nun wiederum noth, sollen die Nationen sich nicht selbst zerkleischen und eine Beute der Unruhestifter werden, daß die Katholiken aller Zungen und Zonen, jeden Alters und jeder Stellung sich bewußt werden, daß sie eine einzige große Familie bilden, nicht getrennt durch Schlagbäume, nicht geschieden durch Grenzwälle, nicht gesondert durch Marksteine, sondern geeint im übernatürlichen Ziel, geeint in der göttlichen Lehre und ihrem Oberhaupte. Jedes Glied dieser weltumspannenden Gesellschaft muß sich in einem höheren Sinne seiner Himmelsbürgerschaft stolz bewußt sein: *Civis Romanus sum*. Der Christ kenne seine liebevolle Mutter, die katholische Kirche, und nicht Marter, nicht Verbannung, nicht Gefängnis, nicht Ränke und Spaltungen, nicht geheime Verschwörung und offene Revolution wird es vermögen, ihn loszureißen. Und neben der göttlichen Lehre vermag nichts so sehr diese tiefinnerste Zusammengehörigkeit mit Gott und untereinander zu bestärken, als eine eingehende Kenntniß des ganzen Organismus der Kirche, ihrer inneren Einrichtung und Centralleitung, ihrer Organisation und hierarchischen Gliederung, in der ja Tag für Tag

Tausende der gelehrtesten Männer angestrengt arbeiten für das Wohl jedes einzelnen Christen zur Reinerhaltung des Glaubens und Unversehrtheit der Sitten. Diese Kenntniss wird dem christlichen Volke die Lectüre dieses Sammelwerkes geben. Groß ist darum auch die sociale Aufgabe desselben.

Linz.

Professor Dr. Karl Mayer.

2) **Beiträge zur Erklärung der Apostelgeschichte** auf Grund der Lesarten des Codex D und seiner Genossen geliefert von Dr. Johannes Belfer, Professor der Theologie an der Universität Tübingen. Freiburg im Breisgau. Herder. 1897. 8°. 169 S. Preis M. 3.50 = fl. 2.10.

Auf Grund der Blass'schen Theorie liefert der Verfasser überaus wertvolle Beiträge zur Erklärung und besserem Verständniss der Apostelgeschichte. Der Haller Philologe Blass hat nämlich die Hypothese aufgestellt: Lukas habe die Apostelgeschichte zweimal bearbeitet und niedergeschrieben, das erstmal in ausführlicherer, aber weniger gewählter Form für die römischen Christen überhaupt — die sogenannte β Recension) und das zweitemal in gekürzter, eleganterer Form für den vornehmen Theophilus — die α Recension. Beide Arbeiten wurden abgeschrieben und uns erhalten und zwar der erste Entwurf besonders im Codex D, die Umarbeitung aber in den berühmten Codices X, B, A 2c. und letztere ist auch aufgenommen in die Vulgata.

In der Einleitung schließt sich Dr. Belfer der Blass'schen Hypothese an, und begründet dieselbe aus der Gleichartigkeit der Sprache im β Texte und im Lukas-Evangelium und der Apostelgeschichte nach der α Recension, sowie aus dem reichen Detailwissen, das der Auctor verräth, was alles unmöglich auf einen späteren Glossator zurückgeführt werden könne. Also aus inneren Gründen führt der Gelehrte den Wahrscheinlichkeitsbeweis für die Blass'sche Theorie, denn beim Fehlen äußerer Zeugnisse kann doch wohl nur von einem Wahrscheinlichkeitsbeweise die Rede sein, und als solcher muß der Beweis als sehr gelungen bezeichnet werden. Auch in der weiteren Abhandlung kommt der Verfasser auf die genannte Hypothese öfters zurück, neue Gesichtspunkte für dieselbe bietend.

Im weiteren, größeren Theile des Werkes geht der Verfasser die Apostelgeschichte nach der α und β Recension durch und zeigt, wie viele Stellen des α Textes, die bisher unklar und ein *crux interpretum* waren, durch den β Text vollständig klar und verständlich werden.

Aufgefallen ist uns beim Lesen der Widerspruch, in den sich der Auctor Seite 129 und 130 verwickelt. Denn in seiner Erklärung des Satzes: „Ich wußte nicht, daß es der Hohepriester sei“ (Act. XXIII, 5) sagt Professor Belfer auf Seite 129: „Paulus mußte den Ananias schon nach dem Sitze, den er in der Versammlung innehatte, als Hohenpriester erkennen“; auf Seite 130 aber schreibt er: „Die Worte aber: Ich wußte nicht, daß er Hohepriester ist, sind so zu erklären: Paulus, der den Hohenpriester persönlich („persönlich“ ist hier wohl nicht zu betonen) nicht kannte, war der Meinung, die Aufforderung an die Diener, ihn auf

den Mund schlagen, habe ein gewöhnliches Mitglied des Synedriums ausgesprochen.“

Wir möchten aber überhaupt diese schwierige Stelle damit lösen, dass Paulus sagen wollte: Ich wusste nicht, dass er rechtmäßiger, gesetzmäßiger Hoherpriester sei. Denn Ananias war von Herodes an Stelle des abgesetzten Hohenpriesters Josef zu dieser Würde erhoben worden.

Zu erwähnen wäre dann noch: Die ungewöhnliche Redensart: „Da schüttelte Paulus seine Kleider aus“ (Seite 85), das Fehlen des Namens „D“ zum Worte „Codex“ (Seite 92), Druckfehler wie „Banause“ für Banausie (Seite 83), „vorausgegangen“ für vorausgegangen (Seite 110).

Fassen wir unser Urtheil zusammen: Vorliegendes Werk ist für das richtige Verständnis der Apostelgeschichte von eminenter Bedeutung. Auch die Annahme: Theophilus sei nur eine fingierte Persönlichkeit, ist damit wohl für alle ausgeschlossen.

St. Pölten.

Dr. Johann Döllner, Theologie-Professor.

3) **Institutiones psychologicae** secundum principia s. Thomae Aquinatis ad usum scholasticum accommodavit Tilmannus Pesch S. J. Pars I. Psychologiae naturalis liber alter, qui est syntheticus. XIV und 421 Seiten. 8°. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung. 1897. Preis M. 4.50 = fl. 2.70; gebunden M. 6.10 = fl. 3.66.

Mehrere Mitglieder und Philosophie-Professoren des ehemaligen, im „Culturkampfe“ aufgehobenen Jesuitencollegs Maria Laach: Tilmann Pesch, Th. Meyer und J. Hontheim, haben es unternommen, ein großes Werk über die Philosophie herauszugeben, betitelt: Philosophia Lacensis seu Series institutionum philosophiae scholasticae. Dem erstgenannten Jesuiten P. Pesch, mit Recht als einer der bedeutendsten Philosophen der Gegenwart gefeiert und einem größeren Publicum durch sein verdienstvolles, vor einigen Jahren in 2. Auflage erschienenen Buch: „Die großen Welt-räthsel“ (Freiburg 1892, 2 Bände), sowie durch seine „Christliche Lebens-philosophie“ (ebd. 1897, 3. Auflage) bekannt, sind bereits zwei Abtheilungen der Philosophia Lacensis zu verdanken: Institutiones logicae in 3 Bänden und Institutiones philosophiae naturalis in 2 Bänden, und eine dritte Abtheilung, ein umfangreiches Lehrbuch der Psychologie, ist zur Zeit im Erscheinen begriffen.

Mit dem oben angezeigten Werke ist der erste Theil der Psychologie, die Psychologia naturalis (physica) zum Abschluss gekommen; der zweite Theil, dessen Erscheinen auf den Anfang des Jahres 1898 angekündigt war, wird die Psychologia anthropologica (methaphysica) behandeln. Kommt im ersten Buch der analytische Theil der Psychologia naturalis zur Darstellung, so befaßt sich das zweite Buch mit dem synthetischen Theile desselben. Im einzelnen kommen zur Behandlung: Disputatio I.: De functionibus vitae sive de vita accidentaria in communi; disp. II.: De vita accidentaria vegetativa, quae est in organismis omnibus; disp. III.: de vita accidentaria cognos-

citiva, quae est in animalibus omnibus. Der 5. Paragraph des 3. Abschnittes beschäftigt sich mit dem animalischen Magnetismus und dem Somnambulismus, mit dem Spiritismus und mit dem Hypnotismus. Als die Vorzüge dieses (wie auch des ersten) Buches sind zu bezeichnen: Klare Definition und Distinction, eingehende und gründliche Behandlung aller, auch der schwierigsten Gebiete, strenger Anschluß an den hl. Thomas von Aquin, stete Rücksichtnahme auf die ältere und neuere Geschichte der Psychologie, endlich sorgfältige Berücksichtigung der Ergebnisse der physiologischen Forschung. Das Studium des schönen Werkes wird nicht nur dem katholischen Theologen behufs weiterer Ausbildung und Vertiefung seiner philosophischen Kenntnisse wesentliche Dienste leisten, sondern auch manchem „modernen“ Philosophen, der fernab vom sicheren Pfade der scholastischen Philosophie wandelt, Anregung und Belehrung bieten.

Bamberg. Dr. Max Heimbucher, k. Lycealprofessor.

4) **Praelectiones dogmaticae**, quas in Collegio Ditton-Hall habebat Christianus Pesch S. J.

Tomus **V.** Tractatus dogmatici I. de gratia. II. de lege divina positiva. XI und 323 Seiten. 8°. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung, 1897. Preis M. 5.— = fl. 3.—; gebunden M. 6.60 = fl. 3.96.

Tomus **VII.** Tractatus dogmatici de Sacramento poenitentiae, de extrema unctione, de ordine, de matrimonio. XIII und 432 Seiten. 8°. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung, 1897. Preis M. 6.— = fl. 3.60; gebunden M. 7.60 = fl. 4.66.

Die große, ausgezeichnete Dogmatik des Jesuiten Christian Pesch, deren früher erschienene Bände (I—IV und VI) den Lesern der „Quartalschrift“ wiederholt warm empfohlen wurden, ist im verflossenen Jahre der Vollendung abermals näher gerückt; die noch fehlenden zwei Bände (VIII und IX) werden enthalten die Tractate: De virtutibus, de peccato, de novissimis. Der 5. Band behandelt in seinem ersten Theile die Gnadenlehre (Seite 1—242), welche in drei Abschnitten (die Lehre von der actualen Gnade, die Lehre von der habitualen Gnade und die Lehre vom Verdienste) zur Darstellung gelangt; in einem Appendix wird die Lehre von den charismatischen Gnaden erörtert. Daran schließt sich als zweiter Theil (Seite 243—309) die Lehre vom positiven göttlichen Gesetze mit den Unterabtheilungen: Das alttestamentliche und das christliche Gesetz. Der 7. Band enthält die Lehre vom heiligen Bußsacrament (Seite 1—194) und von den Ablässen (Seite 195—219), vom heiligen Sacrament der letzten Delung (Seite 220—246), vom Weihesacrament (Seite 247—300) und vom heiligen Sacrament der Ehe (Seite 301—407); in einem Appendix (Seite 408—413) wird vom Eölibat gehandelt. Jedem Bande ist ein ausführliches Register beigegeben.

In dem einen wie in dem andern Bande gelangen Fragen von hoher Wichtigkeit, aber auch von großer Schwierigkeit zur Erörterung. Es sei nur erinnert einerseits an die Lehre von der Rechtfertigung, vom Buß-

sacrament, von der Unauflöslichkeit der Ehe u. s. w., anderseits an die bis heute soviel behandelte Frage über die Wirksamkeit der actualen Gnade. Die Vorzüge, die der Herr Verfasser schon in den früheren Bänden seiner Dogmatik befundet hat, als besonders: klare und bestimmte Sprache und solide Beweisführung (ex s. Scriptura, ex doctrina ss. Patrum, ex definitionibus ecclesiae, ex consensu theologorum, ex ratione) kommen ihm auch in der Behandlung der in den beiden letzterschienenen Bänden erörterten Materien vortrefflich zu statten; es gelingt ihm mit einer gewissen Leichtigkeit, dem Leser auch schwierige Fragen zum Verständnis zu bringen und ihn von der Richtigkeit der Ausführungen zu überzeugen. Beweis dessen ist z. B. im 5. Bande die 22. Propositio: *Efficacia gratiae eo explicatur, quod Deus dat homini talem gratiam, qualem scit esse congruam, ut homo libere consentiat*; im 7. Bande das Scholion zur 11. Propositio: *De amore initiali ad attritionem requisito*, die 44. Propositio: *Subdiaconatus non est Sacramentum* u. s. f.

Wie von selbst ergibt sich das eine aus dem andern, das Nachfolgende aus dem Vorausgehenden, und dieses gilt auch bezüglich jener Fragen, in deren Behandlung sich der Verfasser einer verhältnismäßigen Kürze befleißt und den Leser behufs weiterer Aufschlüsse an die Ausführungen bewährter Autoren verweist. Zu der im 7. Bande p. 264 f. kurz behandelten Materie *de diaconissis* sei bemerkt, daß sich hierüber in einem neuestens erschienenen Buche, in dem man über diesen Gegenstand nichts vermuthen möchte, eine interessante Abhandlung findet, nämlich in den „Forschungen zur Bayerischen Geschichte“ von Dr. G. Razingerg, Kempten 1898, Seite 588 ff.

Dr. Heimbucher.

- 5) **Die Gotteslehre des Hugo von St. Victor** nebst einer einleitenden Untersuchung über Hugos Leben und seine hervorragenden Werke. Von Dr. Jakob Kilgenstein, Priester der Diocese Würzburg. XII und 229 Seiten. gr. 8°. Würzburg. Göbel, 1897. Preis Mark 2.50 = fl. 1.50

Eine ganz hervorragende Stelle nimmt unter den älteren Scholastikern Hugo von St. Victor ein. War es ja der erste, welcher die Riesearbeit auf sich nahm, die gesammte christliche Offenbarungslehre systematisch zu ordnen und zu begründen. Er ist dabei von manchem Zeitgenossen zwar an Schärfe und Tiefe übertroffen worden, immerhin aber verdienen seine Schriften ein eifriges Studium wegen ihrer sinnigen Einfachheit und weil aus ihnen ein ebenso strebbarer Geist wie ein gottinniges Gemüth zu uns spricht. Deshalb ist es freudig zu begrüßen, daß der Verfasser der hiemit angezeigten Schrift einen Theil von Hugos Theologie, dessen Gotteslehre, in eingehender Behandlung weiteren Kreisen vorlegt.

In der Einleitung sucht der Verfasser gegen Denifle u. a. darzuthun, daß sowohl die sogenannte *Summa sententiarum*, als auch die *Quästionen-Sammlung* zu den Briefen des hl. Paulus echte Werke Hugos seien.

Das erste Capitel stellt Hugos Lehre von der Erkennbarkeit Gottes dar. Hier mußte die Hauptfrage der Scholastik, nämlich jene nach dem Verhältniß von Glauben und Wissen kurz gestreift und zugleich untersucht werden, inwiefern man Hugo als Mystiker bezeichnen kann. Der Verfasser kommt zu dem Resultate, daß die erwähnte Hauptfrage in der ersten Periode der Scholastik nicht bloß angeregt, sondern auch bereits in echt kirchlichem Sinne entschieden worden ist, und daß Hugo nicht mehr und nicht weniger ein Feind der Vernunft gewesen ist, als die gesammte christusgläubige Theologie bis auf unsere Zeit. Das zweite Capitel behandelt Hugos Gottesbeweise, das dritte die Eigenschaften des göttlichen Seins, das vierte Hugos Trinitätslehre, das fünfte die Eigenschaften des göttlichen Wirkens und Gottes Verhältniß zur Welt als deren Schöpfer, Erhalter und Ziel.

Es ist hier nicht möglich, auf die Einzelheiten der ganzen Darstellung näher einzugehen. Ich bemerke nur, daß der Stoff aus den als echt angenommenen Schriften Hugos sorgfältig entnommen, gut gegliedert und eingetheilt und in einer zugleich markigen und durchsichtigen Form dargelegt ist. Freilich habe ich mir bei der Lectüre des Buches auch verschiedene Punkte angemerkt, die mich nicht zu befriedigen vermochten. Es sei nur folgendes hier betont. Bezüglich der Erkennbarkeit der Trinität sucht der Verfasser mit Recht zu zeigen, daß Hugo den Rationalismus Abälards nicht theilte, wenn er auch in ähnlichen Ausdrücken wie letzterer sich bewegte. Wenn es nun an Hugo nicht zu billigen wäre, falls er die Erkennbarkeit der Trinität lehrte, so kann es consequent auch nicht gebilligt werden, wenn eine neuere Theologie die Verbindung der „absolut unabhängigen Persönlichkeit Gottes mit der relativen Subsistenzweise der Personen“ nicht nur gegen den Vorwurf des Widersinns vertheidigt, sondern selbst als das Resultat einer „höheren Nothwendigkeit“ dargestellt hat (vgl. Seite 148). Mir scheint, der Verfasser steht hier mit einem Fuße auf dem Standpunkte der traditionellen Theologie, mit dem andern aber halb und halb auf einem davon sehr wesentlich abweichenden Standpunkte. Auf ersterem Standpunkte sind Sätze einfach unverständlich, wie dieser (Seite 194): „Indem der Victoriner in seiner Trinitätslehre dem dritten Princip der Gottheit der Vollendung und dem Abschluß der ganzen Trinität, das Attribut der allgütigen und allheiligen Willensmacht zuschrieb, hat er nicht nur den Ausgang des heiligen Geistes als den der Willensbewegung gekennzeichnet, sondern auch den göttlichen Willen selbst als das Princip der thatkräftigen Verwirklichung des innergöttlichen Wesens sowohl als auch seiner Offenbarung nach außen angedeutet.“ Man frage doch nicht in die Alten hinein, was diesen ganz und gar ferne liegt. — Ungenügend ist ferner der Satz (Seite 186): „Auch ihm (Hugo) ist wie dem Bischof von Hippo die Prädestination ein Act des rein göttlichen Willens, durchaus unabhängig vom Willen des Menschen u. s. w.“ Ist damit die Prädestination zur Gnade, oder zur Glorie, oder zu beiden gemeint? Nimmt der entsprechende göttliche Act nur auf den rein natürlichen Willen des Menschen oder auch auf den von der Gnade bewegten Willen und auf hieraus entspringende Gnaden-

verdienste keinerlei Rücksicht? Diese Unterscheidungen können nicht schlecht hin umgangen werden, wenn man einmal auf die Prädestination zu reden kommt. Das augustinische *praedestinare ad mortem* (vgl. Seite 188 f.) hat durchaus nichts Abstoßendes, wenn man nicht zum Vorhinein dem Worte *praedestinare* einen ganz bestimmten, dem hl. Augustinus aber fremden Sinn unterlegt.

Doch hat unsere Schrift trotz kleiner Mängel so viele und so hohe Vorzüge, daß ihr ein weiter Leserkreis aufrichtig zu wünschen ist.

München.

Universitäts-Professor Dr. Leonhard Nyberger.

- 6) **56 Preisaufgaben für Protestanten** in öffentlichen Briefen an meinen Freund Max, protestantischer Pfarrer in X., von Doctor Albert Fritsch, Vicar zu Sondershausen in Thüringen. Mit Approbation des hochwürdigen bischöflichen General-Vicariates zu Paderborn. Sondershausen, 1898. Im Selbstverlage des Verfassers. Preis franco M. 3. — = fl. 1.80. 227 Seiten.

Das vorliegende Buch ist für den Convertitenunterricht sehr geeignet. Es behandelt in der Form von Briefen die wichtigsten Unterscheidungslehren, enthält auch nicht ein verletzendes Wort gegen die Protestanten, sondern schlägt einen durchaus herzlichen und freundschaftlichen Ton an, der wohl allein geeignet ist, eine Verständigung zwischen religiösen Meinungsverschiedenheiten herbeizuführen. Durch genaue Angabe der Väterstellen ist der theologisch gebildete Leser in die Möglichkeit versetzt, die einzelnen Fragen in den Quellen selbst genauer zu verfolgen, während die kurze, fließende, übersichtliche Darstellung auch den Laien, der jene Citate einfach zu übersehen braucht, vor Langerweile bewahrt. Wer, wie der Verfasser, längere Zeit in der Diaspora mitten unter den Protestanten gewohnt hat, weiß, daß es sich hier nicht um rein theoretische Schulstreitigkeiten, sondern um praktische Lebensfragen handelt, wie denn auch die gegenwärtige Arbeit im Grunde die Widerlegung eines weitverbreiteten, protestantischen Confirmandenunterrichtes ist, der unter dem Titel erschien: „Die wichtigsten Unterscheidungslehren der evangelischen und der römisch-katholischen Kirche. Zusammengestellt auf Veranlassung der kirchlichen Conferenz der Grafschaft Mark.“ Das Buch, welches nur direct durch den Verfasser bezogen werden kann und dessen Reinertrag für den Hochaltar der noch zu erbauenden katholischen Kirche in Sondershausen bestimmt ist, sei hiemit bestens empfohlen. Der Verfasser ist seit allerneuester Zeit nicht mehr in Sondershausen, sondern in Siegen, Westfalen, als Seelsorger thätig.

Wien.

Universitäts-Professor Dr. Georg Reinhold.

- 7) **Concordantiarum universae scripturae sacrae thesaurus**, ea methodo qua P. de Raze disposuit suum *Concordantiarum Sacrae Scripturae Manuale* adornatus et Tabulis Synopticis locupletatus Auctoribus PP. Peultier, Etienne et Gantois, aliisque e Societate Jesu Presbyteris. Paris. P. Letthielleux. In-quarto (30×20) XVI-1238 p. complectens. Fr. 25. — = M. 20. — = fl. 12. —.

Eine Bibelconcordanz gehört zu den praktischen Büchern in der Bibliothek des Priesters, namentlich des Predigers. Wer seine Predigten selbständig ausarbeitet und dabei, wie es sein soll, die heilige Schrift ausgiebig verwerten will, der kann eine solche kaum entbehren. Aber auch sonst leistet sie gute Dienste, wenn ihre Abfassung entsprechend ist. Die vorliegende Concordanz ist es gewiß, ja sie weist besondere Vorzüge auf. Da sind zunächst die synoptischen Reaktabellen der Genealogien, Ceremonien und dergleichen, welche sehr rationell zusammengestellt sind. Daran reiht sich der Haupttheil, die Wortconcordanz in alphabetischer Ordnung, aber nach neuen Methoden. Die gleichen Worte sind nämlich nach den Endungen, nach der Zahl und dann nach den Flexionen aneinandergereiht und sind auch sonst manche treffende Kunstgriffe angewendet, um das Auffinden eines Textes zu erleichtern. Die Texte sind äußerst genau angegeben nach Wortlaut, Sinn und Ort. Das Schlagwort wird mit einem fetten Strich bezeichnet, leicht verständliche Worte werden abgekürzt, gleichgiltige durch ein paar Punkte ersetzt u. s. w., um Raum zu ersparen. Das Format ist sehr handsam, der Druck, wenn auch klein, so doch sehr leserlich, die Ausstattung tadellos. Es verdient somit diese neueste Concordanz, an welcher viele Jahre gearbeitet worden, die beste Empfehlung und die weiteste Verbreitung.

Linz.

Dr. S.

8) **Der geschichtliche Christus.** Von J. Pestalozzi, Selbstverlag.

Die Veranlassung zu dieser kleinen Gegenschrift gab Pastor Ziegler in Riegnitz, welcher in öffentlichen Vorträgen durch sehr bedenkliche Aeußerungen Anstoß erregt hatte und darob auch von der evangelischen Oberbehörde zur Verantwortung gezogen worden war. Welcher Art diese Lehren gewesen, ersehen wir aus dieser Broschüre, die einen im allgemeinen christusgläubigen Mann zum Verfasser hat. Darnach hätte Ziegler behauptet, daß die Verheißungen vom zukünftigen Glück und Verufe Israels ursprünglich durchaus nicht auf eine einzelne Person hinwiesen, sondern bloß allgemeiner Natur gewesen seien. Selbst der große Unbekannte im Jf. 53 wird von ihm nicht für den Messias gehalten, sondern für einen Theil des Volkes. Daß bei einer solchen Auffassung des Prophetenthums, das Ziegler fast auf eine Stufe mit den heidnischen Philosophen zu stellen scheint, auch die Erfüllung selbst schlecht genug wegkommen muß, deutet schon der Titel obiger Broschüre an. Ziegler hatte behauptet, der geschichtliche Christus, wie er ihn erkenne, bedeute einen Gegensatz zum Christus des Dogmas, gegen den Christus autoritativer Lehrbestimmungen einer vergangenen Zeit und einer nicht mehr geltenden Weltanschauung. Christus ist ihm ohne weiteres der leibliche Sohn des Zimmermann nach Röm. 1, 3; Mark. 6, 3, und seiner wunderbaren Wirksamkeit wird schon damit der Nerv zerschnitten, daß nach Ziegler die Ueberlieferung der ersten drei Evangelien viele unhaltbare Theile aufweisen soll. Vor dem Glanze der Auferstehung schließt er einfach die Augen und nimmt von seinem Christus schon am Fuße des Kreuzes Abschied. Gewiß ein düstere Bild aus den Kreisen jener Lehrer, deren Führung und Belehrung doch factisch das protestantische Volk immer

hingegen bleibt, auf die es „in der grenzenlosen Verirrung, die in den heute geltenden Meinungen über Christus und Christenthum herrscht“, wie der Verfasser sich bezeichnend ausdrückt, unwillkürlich seine Blicke richtet. Und nun dieser seelenverwirrende Irrthum aus dem Munde eines Mannes, dem der Autor ehrliches Forschen und redliche Ueberzeugung nicht absprechen will! Was aber die Sache noch viel schlimmer macht, die Straßburger theologische Facultät (protestantisch) hat diese Vorträge nicht bloß von jeder destructiven Wirkung freigesprochen, sondern ihnen sogar eine apologetische Bedeutung zuerkannt und dieses Gutachten mit dem Ausspruch eines Mitgliedes des Oberkirchenrathes in Berlin belegt, worin es heißt: „Es ist ein Geburtsfehler unserer protestantischen Kirchen, daß der Wert der dogmatischen Theorie überschätzt wird. Die Gemeinde muß eben den Schutz ihres christlichen Bekenntnisses verbinden lernen mit der Duldung der modernen theologischen Entwicklung.“ Mit vollem Recht schüttelt unser Autor über dieses Gutachten den Kopf und bemerkt dazu: „Ich denke, die ganze moderne Theologie, die sich in bekannter Weise mit dem Evangelium Johannes abgefunden hat, wird uns nicht hindern, auch der bei Johannes sich vorfindenden Verheißung des Herrn: „„Wenn der Geist der Wahrheit kommen wird, so wird er euch in alle Wahrheit einführen““, eine so reale Bedeutung beizumessen, daß sie heute noch den Gegensatz zwischen Inspiration und wissenschaftlicher Geistesbildung ins rechte Licht zu setzen mag!“ Sehr gut gesagt! Gewiß muß nach diesen und so vielen anderen Aussprüchen Christi, wenn anders es mit der Gottheit Christi seinen Ernst hat, der Geist der Wahrheit und der Einheit (vgl. Joh. 17, 21) heute noch ebenso gut bei seiner Kirche sein, als er es vor 18 Jahrhunderten und auch vor drei Jahrhunderten war, wo sich Luther von der katholischen Kirche mit dem Vorgeben getrennt hat, daß sie sich in ihrer Gesammtheit viele Jahrhunderte hindurch mit Bezug auf die wichtigsten Dinge geirrt habe. Damit war Christus selbst Lügen gestraft und an die Stelle der von ihm eingesetzten Autorität der Kirche, das heißt, ihres greifbaren festen Lehrorganismus, „die Autorität des Individuums“ gerückt, das sich nun die einzelnen Mysterien der Schrift entweder nach der bekannten theologischen Forschung, klarer gesprochen, nach seiner bloßen Einsicht und vernünftigen Ermessen oder aber nach einer übernatürlichen, individuellen Erleuchtung zurechtlegt. Letztere bekomme ein jeder, „welcher in ernster Sammlung und Geduld um die wahre Geisteserleuchtung betet“, wie der Verfasser meint. Damit sind wir natürlich auf einem Gebiete, auf das Herrn Pestalozzi kein Gegner mehr folgen kann, wo jeder Halt versagt und jede Discussion über die objective Wahrheit aufhören muß. Wer bürgt Herrn Pestalozzi, daß sein Gegner nicht auch um diese Erleuchtung gebetet oder gerungen hat? Wer bürgt ihm selbst, daß er nicht am Ende doch auch mit zu geringem Ernst, mit Voreingenommenheit und Ungeduld, die so vielen Streitern eigen ist, an seine Sache herangetreten ist? Dazu kommt, daß nach Pestalozzi die Wahrheit immerhin auch Studium voraussetzt: man darf nicht einzelne Stellen der Schrift herausnehmen, um darauf sein System zu gründen, sondern muß die ganzen Berichte zusammenfassen. Ja, das ist es eben! Wer

ist es denn, der in der Zusammenfassung so vieler und schwieriger Stellen stets das Richtige treffen und Recht haben wird? Das ist eben der große Geburts- oder organische Fehler, an dem der Protestantismus bereits bis zur vollen Zersetzung krankt, wie der Herr Verfasser selbst zugeben muß, wenn er klagt: „Das Gutachten der Straßburger Facultät hat wohl Herrn Ziegler seine äußere Stellung im kirchlichen Organismus (sic!) zwar gerettet, zur Lösung der grundstürzenden Widersprüche, an denen unsere protestantischen Kirchen krankten, aber durchaus nichts beigetragen. Im Gegentheil ist dieses Gutachten ganz geeignet, die Herrschaft dieser Widersprüche noch weiter zu befestigen; denn es redet nicht ein einziges Wort von der zu erringenden Einheit im Geiste, sondern bemüht sich vielmehr unter Berufung auf eine Reihe theologisch-wissenschaftlicher Verhältnisse festzusetzen, daß die verschiedenartigsten Ueberzeugungen im Schoße des officiellen Kirchenthums bereits vertreten gewesen sind und daher auch weiter vertreten sein können.“ Hätte uns denn nicht überhaupt der heilige Geist in eine sehr bedauernde Lage versetzt, wenn wir Christen uns erst allmählig mit vielem Beten und Studieren zur wesentlichen Einheit und zur Erkenntnis der Wahrheit durchringen müßten und nicht viel mehr Wahrheit und Gnade von Anfang an lebendig und klar vor uns liegen hätten, um sie mit ihrer vollen Kraft auf unser Leben in Christo einwirken zu lassen! Im anderen Falle wäre es in der That nicht zu verwundern, wenn man auf Gedanken läme, wie sie Pastor Ziegler ausgesprochen, daß das Ringen der Propheten im wesentlichen sich im Ringen der großen Geister der Griechen wiederholt habe, und daß wir Christen nicht viel besser daran wären, als die armen, nach Wahrheit sich sehnenden Heiden! Daß diese Bemerkung nicht übertrieben ist, muß wieder unser Autor bestätigen, wenn er zum Schlusse den Satz niederschreibt: „Der Protestantismus ist vor einem Abirren auf die Pfade des Heidenthums deshalb schon oft nicht bewahrt worden und wird auch künftig nicht bewahrt bleiben, weil die ungehörliche Stellung, auf welche die wissenschaftliche Geistesarbeit gehoben wurde, die individuelle Erleuchtung durch den heiligen Geist zurückgedrängt und beinahe zur Unmöglichkeit gemacht hat.“ So wahr und wertvoll das erste Geständnis, so unrichtig und ungerecht ist die Begründung, weil die alles erdrückende Stellung der Geistesarbeit nur die natürliche Consequenz aus dem Grundsatz der Reformatoren ist, daß das Individuum sich selbst Interpret des übernatürlichen Glaubensinhaltes sei. Ob und wie dasselbe mit dem heiligen Geiste arbeite, läßt sich eben nie controlieren. Es ist aber jedenfalls für ein solches Individuum ein trauriger Trost, sich in einem Kirchenwesen zu wissen, in welchem nach dem Eingeständnis der Besten und Krümmsten die Wirksamkeit des heiligen Geistes fast zur Unmöglichkeit gemacht werden kann. Wo der heilige Geist in solchem Grade selbst das ganze Kirchenthum verlassen kann, da hat auch das Individuum verzweifelt wenig Hoffnung auf eine persönliche, unfehlbare Belehrung, sollte auch diese in der Schrift viel besser bezeugt sein, als sie es factisch ist.

Linz a. d. D.

Professor Dr. Philipp Rohout.

9) **Apologie des göttlichen Selbstbewußtseins.** Von Professor Dr. Otten. Paderborn, 1897. Druck und Verlag der Bonifacius-Druckerei. IV und 90 Seiten. Gr. 8°. Preis M. 1.60 = fl. —.96.

Vorliegende Monographie ist eine gründliche Widerlegung des unlängst erschienenen, in pantheistischem Sinne abgefaßten Werkes: „Die deutsche Speculation seit Kant mit besonderer Rücksicht auf das Wesen des Absoluten und die Persönlichkeit Gottes“ von Drews. Der unbewußte Gott oder das „Unbewußte“ ist das Ergebnis und gleichsam der Kern der modernen philosophischen Systeme Deutschlands, die untereinander uneins und in heftiger Fehde liegend, darin übereinstimmen, daß sie die christliche Lehre vom persönlichen und selbstbewußten Gotte angreifen und bekämpfen. Im ersten Abschnitte erklärt der Verfasser, was die christliche Vorzeit bis auf die Gegenwart über das Selbstbewußtsein Gottes gelehrt und wie sie alle Einwendungen, die schon früher gegen die christliche Anschauung gemacht wurden, siegreich widerlegt hat. Als Führer auf diesem schwierigen Gebiete dienen ihm vorzugsweise der hl. Thomas und P. Suarez. Im zweiten Abschnitt bringt er die landläufigen Einwendungen, welche die moderne pantheistische Weltanschauung gegen den Theismus der christlichen Auffassung erhebt. Dieser Abschnitt macht uns namentlich mit der dem Pantheismus eigenthümlichen, nicht allen verständlichen Terminologie bekannt, wenn derselbe zum Beispiel von der Selbsterleuchtung des All-Einen Unbewußten, vom absoluten Subjecte, vom Ansichsein des ewigen Weltkernes, vom vorstellungslosen Wollen, vom transcendenten Bewußtsein und der ewigen Entwicklung des Unbewußtseins, von der überragenden Form der unbewußten Geistes-thätigkeit und dergleichen spricht. Auch die seltsamen Gedankensprünge von absoluter Leere des Unbewußten zur unendlichen Wirklichkeit, vom Weltwissen zum Welt schaffen, von der Unbestimmtheit zur Bestimmtheit in dem verworrenen und sinnlosen Gottesbegriff der Pantheisten werden aufgedeckt, so daß der Leser sich unwillkürlich denken muß, was Dr. Schell in seiner Apologie II. Seite 31 richtig bemerkt: „Der Pantheismus sucht nur mit poetischen Bildern die Phantasie zu bezaubern.“ Mitunter sind seine Bilder nicht einmal poetisch: denn in seiner Geistlosigkeit kann er sich unmöglich zum wahrhaft Schönen und Erhabenen, wie die echte Poesie in ihren Metaphen und Bildern es zur Anschauung bringt, erheben. — Im dritten Abschnitt zieht der Verfasser einen Vergleich zwischen dem Bewußten und Unbewußten, und betont namentlich, wie nur bei der Annahme eines selbstbewußten, höchsten Wesens von Zielstrebigkeit und zweckmäßiger Anordnung der Welt Dinge die Rede sein könne. Die Art und Weise, wie der Verfasser den teleologischen Gottesbeweis, selbst bei der Annahme einer „unbewußten“ Seele, von der die Gegner ausgehen, durchführt, ist eine der besten Partien dieses Werkes.

Im vierten Abschnitte bespricht der Verfasser die Bedingungen des Selbstbewußtseins in Gott. Die gegnerischen Ansichten werden wiederum einer ruhigen Erörterung unterzogen und schlagend widerlegt. Das Resultat seiner gründlichen Untersuchungen drückt der Verfasser in folgenden Worten aus: „Der theistische Gott steht zuhöchst in der Reihe der geistigen Wesen,

er ist nicht „receptiv“, bedarf nicht von außen eines Objectes, als leidens- unfähig reagiert er nicht. Er ist lautere Thätigkeit, Thätigkeit und Object zugleich. Deshalb bedarf es bei ihm nicht der „Sinnlichkeit“, um bewußt zu werden. . . . Nicht der „unbewußte Gott“ ist der Gott der Zukunft, sondern der ewig bewußte Gott bleibt für den logischen Denker auf seinem unerschütterlichen Throne.“ Möge diese Monographie in den Fachkreisen die wohlverdiente Beachtung finden.

Klagenfurt.

Professor Heinrich Heggen, S. J.

- 10) **Brautunterricht**, kurzer praktischer. Materialien und Winke insbesondere für jüngere Priester, nebst einer populären Darstellung der hauptsächlichsten Ehehindernisse, sowie einer Skizze für das Examen der Brautleute von einem Seelsorgsgeistlichen. Mit bischöflicher Approbation. (Katechetische Handbibliothek 24. Bändchen). Klein 8°. VIII und 72 Seiten. Rempten. Kösel, 1898. Preis broch. M. —.80 = fl. —.48; gebunden M. 1.10 = fl. —.66.

Zu den wichtigsten, aber auch schwierigsten Obliegenheiten der Seelsorge gehört unstreitig ein gründlicher und vollständiger Unterricht der Brautleute über ihre Pflichten als Eheleute und Eltern. Die Materien, welche hiebei besprochen werden müssen, sind von höchster Bedeutung für das zeitliche und ewige Heil der Eltern und Kinder und für das Wohl der Familien. Vielfach sind sie aber auch so heitler Natur, daß es schwer ist, für eine eingehende und genügend verständliche Darlegung die geeignete würdige Form zu finden. Der vorliegende Brautunterricht nun bietet ein wohl gelungenes Muster, mit materieller Vollständigkeit Würdigkeit der Form zu verbinden. Es ist ihm keines der bis jetzt veröffentlichten „Brautexamen“, was praktische Brauchbarkeit betrifft, vorzuziehen. Die Normen für Nothtaufen, für Taufen ante partum, sowie in Fällen von Abortus, sind ausführlicher besprochen, als es von anderen ähnlichen Schriften geschieht. Es ist dies aber dem Verfasser nur als Verdienst anzurechnen. — Das Büchlein können nicht nur die Seelsorger mit bestem Erfolg benützen, sondern es kann unbedenklich auch den angehenden Ehegatten zur fleißigen Lectüre empfohlen werden. Die Verbreitung desselben wird auch dadurch verdienstlich, daß der Reinertrag zur Hälfte dem Bonifacius-Vereine und zur Hälfte dem Einheit Jesu-Vereine zufällt.

Eichstätt.

Prälat Dr. Pruner.

- 11) **Die Wiederbelebung der Canisi'schen Katechese.**

Erster Theil: Fundamentierung des Glaubens in Verstand und Willen. Von Dr. Stephan Lederer, katholischer Pfarrer in Rodalben (Pfalz). Selbstverlag des Verfassers. Pirmasens, Druck von W. Neumann. 1897. 202 Seiten. Gr. 8°. Preis:

Wer den vorstehenden Titel liest, fühlt sich angenehm berührt, in der Hoffnung, in dem Büchlein eine Vertheidigung des ehrwürdigen Canisi'schen Katechismus zu finden. Der Verfasser sucht auch den Schein zu erwecken, als ob es ihm um die Ehrenrettung dieses Katechismus zu thun sei, gegen manche vielleicht nicht ganz gerechtfertigte Angriffe, denen derselbe in Deutschland ausgesetzt war. Der Leser wird jedoch bald enttäuscht. Allgemach

merkt er aus der Polemik, welche gegen unsere bedeutendsten Theologen, namentlich den um die heilige Wissenschaft hochverdienten P. Kleutgen geführt wird, daß der Verfasser unter dem Vorwande, P. Canisius zu vertheidigen, für seine singuläre Ansicht über die *genesis fidei* Anhänger zu erwerben sucht.

Mit vielen anderen Theologen, ja mit dem obersten Lehrer der Kirche, behauptet nämlich Kleutgen, zum Zustandekommen des Glaubens müßten zwei Wahrheiten vor allem sicher erkannt werden: Die Thatsache der Offenbarung und die höchste Wahrhaftigkeit Gottes; oder wie Pius IX. in der Encyclika vom 9. November 1846 sich ausdrückt: *Deum esse locutum ac eidem quem ad modum sapientissime docet Apostolus, rationabile obsequium exhibeat* (ratio humana). Wie diese Wahrheiten die Vernunft erkennt, ist unter den Theologen Gegenstand der Controverse. Dr. Lederer meint nun, sich stützend auf Matth. 4. 17, daß „die allererste übernatürliche Wahrheit, mit deren zustimmender Erkenntnis das Fundament des Glaubens in Geist und Gemüth des Menschen gelegt wird, nicht in Gottes absoluter Wahrhaftigkeit und nicht in dem göttlichen Ursprung der christlichen Glaubensgeheimnisse, sondern in der Vorstellung vom „Himmelreiche“, oder von einem ewigen, überirdischen, nach allen Seiten hin unendlich vollkommenen Glücke in der kommenden Welt besteht“ (S. 21).

Es würde uns zu weit führen, wollten wir die Gründe, womit Lederer seine Behauptung zu stützen sucht, anführen und widerlegen, obwohl letzteres nicht zu schwer fallen dürfte. Wir bemerken nur folgendes:

Der Verfasser fühlt es sehr wohl, daß seiner Schrift ein bedeutender Mangel anhaftet, da nämlich derselben die kirchliche Approbation fehlt. Er gibt in der Vorrede auch den Grund dieses Mangels an, weil nämlich eine kirchliche Approbation einer Schrift, „die wesentliche Modificationen der Lehre vom Glaubensbeweggrunde beantragt“ nicht zu hoffen war. Er tröstet sich jedoch mit der Hoffnung: „Was nicht sofort sich zeigt, ist wohl umsomehr in der Zukunft zu erwarten.“ Wir befürchten, diese Zukunft dürfte eine sehr, sehr lange werden.

Es ist ferner sehr auffallend, daß Lederer seine Angriffe hauptsächlich gegen Kleutgen richtet, der sich nicht mehr vertheidigen kann, während es in der Gegenwart noch genug Theologen gibt, die die von Kleutgen, Franzelin &c. vertheidigte Ansicht festhalten. Außerdem steht Kleutgen, den gerade Leo XIII. außerordentlich hochschätzte und ehrte, auf dem Gebiete der Theologie in ganz anderem Ansehen da, als Dr. Stephan Lederer. Ueberdies unterliegt die Ansicht Lederers ganz derselben Schwierigkeit, als die von ihm bekämpfte, immer erhebt sich die Frage: „Wie wird die erste Wahrheit, sei sie nun diese oder eine andere, erkannt.“ Darüber gibt uns Lederer keine Auskunft.

Was die Sprache anbelangt, müssen wir, abgesehen von manchen verworrenen Constructionen, das Abgehen von den in der Theologie gebräuchlichen Ausdrücken tadeln. Fortwährend begegnen uns die termini Principal- (soll wohl heißen Principal-) und Fundamentalwahrheiten.

Aus dem Context ergibt sich nun wohl, daß unter den ersteren das objectum formale, unter den letzteren das objectum materiale fidei gemeint sei. Indes könnte man unter ersteren auch jene Wahrheiten verstehen, „welche jeder Christ glauben und wissen muß, wenn er zum Gebrauche der Vernunft kommt“.

Gewiß gibt es auf dem Gebiete des Glaubens noch manche Wahrheiten, die einer besseren Erklärung und einer tieferen Auffassung fähig sind; zu diesen gehört gewiß auch die Frage nach dem Ursprung des subjectiven Glaubens. Und jeder Versuch, eine Erhellung der Wahrheiten oder Vertiefung des Verständnisses derselben herbeizuführen, muß mit Freude begrüßt werden. Wir glauben aber nicht, daß die vorliegende Arbeit Lederers das Verständnis der genesis fideis fördern wird; weder dasjenige, was behauptet, noch die Weise wie es vertheidigt wird, scheint uns hierzu geeignet zu sein.

Vinz.

Professor Dr. Martin Fuchs.

- 12) **Sociale Vorträge** von P. Georg Freund, O. Ss. R. Münster i. W. Alphonfus-Buchhandlung, 1898. 254 Seiten. Preis M. 2.— = fl. 1.20.

In seiner bekannten populären Weise behandelt P. Freund eine Reihe für unsere Tage besonders wichtigen Themata: Wissenschaft, Communismus, Reichthum, Armut, Religion ist Privatsache, Clericalismus, Socialismus, Beichte, Sklaverei, Frauenemancipation, Selbstmord, Duell, Muth in einzelnen Vorträgen. Die Belehrungen sind klar, packend, kurz, lebendig, vollständig. Bei den Vorträgen über die Stellung des Weibes im Heidenthum und Christenthum wäre auch ein Hinweis auf die moderne Sklaverei des Weibes und den Rückgang der Wertschätzung der Frau in unseren Tagen am Platze gewesen.

Bezüglich der Sprache, die im Ganzen fließend und schön ist, wird allerdings, wie der Verfasser in dem Vorwort selbst andeutet, die letzte Feilung vermißt; In populären Vorträgen dürfen „Paracelsus“ und das „Galenische System“ (9), „Regenerierung“ (22) u. a. nicht ohne erklärende Zusätze bleiben; Ausdrücke und Wendungen, wie „tüchtig reich“ (21), Ländereien in ihr Eigenthum erhielten (52), Menschenrechte, die aus der Wesensgleichheit . . und des gemeinsamen Zieles . . hervorgeht (65), „auf seiner Bude sitzen“, „der Zustand der Frau in der Zeit vor Christus war schmachvoll, sie entwürdigend, und darum sittlich sie in den Abgrund stürzend“ (182) u. a. sind theils unrichtig, theils hart.

Die trefflichen Vorträge verdienen die Mühe der letzten Feilung im vollen Maße. Ausgezeichnet eignen sie sich für Redner in unseren katholischen Männer-Vereinen.

Weinheim a. d. Bergstraße. Stadtpfarrer Dr. Friedrich Kanfer.

- 13) **Die Sacramentalien der katholischen Kirche.** In ihrer Eigenart beleuchtet von Dr. Franz Schmidt, Domcapitular und Professor der Theologie in Brixen. Mit Approbation des hochwürdigsten Herrn Bischofes von Brixen. Brixen, Pressevereins-Buchhandlung. Kl. 8°. 274 Seiten. Preis M. 3.— = fl. 1.50.

Das vorliegende Büchlein handelt in ausführlicher Weise über die Sacramentalien der katholischen Kirche. Der Autor verbreitet sich in sehr klarer Weise über Begriff, Wirkung, Eintheilung, Einsetzung, Wert und

Kraftmomente, sowie Wirkungsweise, Sponder und Subject der Sacramentalien. Wenn der Verfasser selbst im Vorworte erklärt: „Unseres Wissens gibt es kein Buch, in dem die Lehre von den Sacramentalien als solche allseitig und so systematisch behandelt wäre, wie in diesem“, so hat er damit nur die Wahrheit gesagt.

Besonders muß rühmend hervorgehoben werden, daß in dem Werke die verschiedensten Lehrmeinungen mit größter wissenschaftlicher Schärfe beleuchtet werden, um dann aus denselben die richtigen Schlussfolgerungen zu ziehen. Die Arbeit kann eine vortreffliche genannt und allen Theologen, besonders den Seelsorgern, für Predigten (die Sacramentalien wären hiefür ein sehr dankbares Thema) bestens empfohlen werden.

St. Pölten.

Professor Dr. Alois Fleischl.

- 14) **Der Glaube.** Katechetische Predigten von Wilhelm Becker, Priester der Gesellschaft Jesu. Mit Approbation des hochwürdigen Capitularvicariates Freiburg und Erlaubnis der Ordensobern. Freiburg i. Br., 1897. Herder'sche Verlagshandlung. 252 Seiten. Preis M. 2. — = fl. 1.20; gebunden M. 2.80 = fl. 1.68.

Ein erfahrener Jesuit sagte: „Es fehlt an Katechismus. Der Katechismus muß das tägliche Brot der kleinen und großen Kinder Gottes sein.“ Nichts ist wahrer, als dieses. Freudiges, lebensvolles Bekennen hat das richtige Erkennen und Verstehen der Glaubenswahrheiten zur nothwendigen Voraussetzung. Darum dringt der Verfasser, dem eine vieljährige Erfahrung den Blick für die praktischen Bedürfnisse des Volkes geschärft, vor allem auf klares Verständniß. Bei einfacher, lichtvoller Darlegung und solider Begründung der Wahrheit entfällt dann die Nothwendigkeit weit-schweifig zu polemisieren. An die berühmten Katechismuserklärungen seiner Ordensbrüder Deharbe und Wilmers sich anlehnend, entwickelt der Verfasser in 21 Vorträgen — sämtliche wirklich gehaltene Predigten — Begriff, Nothwendigkeit, Eigenschaften, Gefahren und Quellen des Glaubens. Er liefert wohlgeordnetes, reiches Material zur selbständigen Bearbeitung. Darum sind auch die praktischen Anwendungen nur andeutungsweise gegeben und die auf Affect berechneten Mittel nur sparsam benützt. Die in jeder Beziehung tüchtige Arbeit weckt den Wunsch, recht bald auch den weiteren Cyclus über die Kirche in den Händen zu haben.

Leoben.

Dochant Stradner.

- 15) **Révue Thomiste** (Zeitschrift zur Verbreitung der Lehre des hl. Thomas von Aquin), herausgegeben von P. Cocomier, O. Praed. Freiburg, Schweiz. 6. Jahrgang. Preis 14 Franks = M. 11.20 = fl. 6.72. Zu beziehen im Buchhandel oder direct: Bureau de la Revue 222 Faubourg Saint-Honoré, Paris.

Manch schöne Blüte französischer Literatur findet sich in unserer Quartalschrift unter der Rubrik: C. Ausländische Literatur angekündet. Doch ist hier durchwegs von Specialwerken apologetischen oder geschichtlichen Charakters die Rede. Wir erlauben uns daher, ein gediegenes, allgemein wissenschaftliches Werk allen Freunden französischer Literatur bestens zu empfehlen. Es ist die *Révue Thomiste*, herausgegeben vom

rühmlichst bekannten Dogmatik-Professor R. P. Cocomier, O. Praed. an der katholischen Universität Freiburg in der Schweiz. Ganz nach der Meinung des heiligen Vaters liegen die Lehre, die Principien und die Methode des Aquinaten der Behandlung zugrunde. Immer wieder betont ja Papst Leo XIII., dieser Hauptkenner der Schäden unserer Zeit und zugleich Hauptförderer echter Wissenschaft, solchen Anschluß an St. Thomas. Beispielsweise erinnern wir an das Rundschreiben „Aeterni Patris“ vom 4. August 1879, an das Sendschreiben „Officio sanctissimo“ vom 22. December 1887 für die Bayerischen Bischöfe, an den Erlaß „Gravissime Nos“ vom 30. December 1892 für die Gesellschaft Jesu betreffs der Vorschrift der Lehre des hl. Thomas in den Ordenssätzen (Text des letzteren Schreibens siehe: Commer, Jahrbuch für Philosophie und specul. Theologie, XI. Band, S. 383 ff., nebst deutscher Uebersetzung und Bemerkungen von P. Th. M. Wehofer, O. Praed.). Durch diesen engen Anschluß an St. Thomas will Leo XIII. die moderne Wissenschaft vor dem Untergange bewahren und ihr haltbaren Fortschritt sichern, sowie auch rechte Einheitlichkeit unter den katholischen Philosophen und Theologen fördern. In eigenem päpstlichen Breve vom 12. Juli 1894 an den genannten Herausgeber der *Révue* heißt es unter anderem: „Plane congruit cum consiliis Nostris genus tractationis *Révue Thomiste*, quam ipse, delectique socii instituistis per intervalla edendam. Quod enim jam diu Nos, nec sine fructu, contendimus de christianae sapientiae instauratione, eo demum spectat ut veritati per haec tempora graviter afflictae consulatur: ex qua non solum ad recte intelligendum sed etiam ad recte agendum pendent momenta maxima. Quapropter cum Fide quae veritas est divina conciliare ingeniosorum studia, per eamque ipsam humanas quotquot sunt Disciplinas quum ab erroris labe tutari tum ad veram progressionem munire, hoc magnae quidem praestantiae est opus nec minoris utilitatis. Feliciter autem iis succedet qui Aquinate magistro usi sapientissimo, doctrinam ejus scrutentur intimam, deducant sinceram, accomodate exponant: ipse enimvero et principiis et philosophandi ratione mire valet ad causas omnes illustrandas, dirimendas, vel si perarduas temporum cursus adduxerit. — Nihil profecto neque Nobis acciderit gratius neque doctrinae sanae opportunius, quam si vestra pariter opera humanae veritatis origo ex veritate divina atque necessaria inter utramque connexio in medio emineat; ita videlicet, ut suspicionibus sensim dimotis crescant erga Fidem et reverentia et studia doctiorum.“ Seit den fünf Jahren ihres Bestandes hat die *Révue Thomiste* in den gebildeten katholischen Familien Frankreichs sehr große Verbreitung gefunden und gewinnt dort immer weiteren Einfluß. Gewiß wird es auch in Deutschland=Oesterreich vielen gebildeten Katholiken höchst willkommen sein,

durch die *Révue* im besten und zugleich leichtverständlichen Französisch über die höchsten zeitgenössischen Fragen der einzelnen menschlichen Wissensgebiete im Geiste des heiligen Thomas und damit im Sinne des Papstes Leo XIII. unterrichtet zu werden. Die Artikel des bewährten Leiters der *Révue* über Hypnotismus, deren Separatausgabe bereits in zweiter Auflage erschienen ist, wurden von Fachzeitschriften sehr belobigt (vgl. *Histor.-polit. Blätter*, Band 121^s, S. 541 f.). Aus derselben Feder stammt auch der höchst interessante Bericht über die Praktische Schule biblischer Studien im Dominicaner-Convent St. Stephan zu Jerusalem, sowie der im letzten Bande begonnene und noch fortgesetzte Nachweis der Glaubwürdigkeit der christlichen Geheimnisse aus den hh. Evangelien (*la démonstration évangélique*) u. dgl. Treffliche apologetische Arbeiten behandeln die Vernünftigkeit des Glaubensactes, den Stand der heutigen Apologetik und deren Krisis, Beweis des Daseins Gottes und Weltanfang, Ewigkeit der Welt? u. s. w. Aus den verschiedenen theologischen Disciplinen finden wir besonders eingehend behandelt das Einwohnen des heiligen Geistes in den gerechten Seelen und die molinistische-thomistische Controverse über den Einfluß Gottes auf die geschöpflichen Handlungen, sowie die göttliche Vorsehung. Als tüchtige philosophische und philosophie-geschichtliche Abhandlungen sind zu erwähnen: Die Kantstudien, die schlagfertige Zurückweisung des Neukantianismus, die Entwicklungs-Theorien und die Principien des heiligen Thomas, Urstoff und Ausdehnung, Criminaljustiz und Todesstrafe, das Eigenthum, der gerechte Arbeitslohn u. s. f. Anerkannte Fachmänner belehren über den neuesten Stand der christlichen Archäologie, Physiologie, Physik, Chemie, Geologie u. dgl. Interessante geschichtliche und geographische Ausführungen sind nicht vergessen. Auch treffliche Kunststudien werden gegeben. Insbesondere lernen wir den rührigen Administrator der *Révue*, R. P. Sertillanges kennen als wohlgeschulten Aesthetiker und feinsinnigen Kunstkenner. Unterhaltend und erbauend zugleich sind die trefflichen kurzen Artikel des berühmten Conferenzredners R. P. Olivier, O. Praed.: Der Vorläufer, St. Josef, hl. Maria Magdalena, Lourdes, selige Margaretha von Löwen u. s. w. Die Rubrik: *La vie scientifique* bringt: Berichte über wissenschaftliche Gesellschaften oder Congresse, wie über die internationalen wissenschaftlichen Congresse zu Brüssel und Freiburg (Schweiz), über den Arbeiterschutz-Congress zu Zürich, Kritik der Artikel wissenschaftlicher Zeitschriften, literarische Besprechungen. Inhaltsangaben verschiedener wissenschaftlicher (meist philosophischer) Zeitschriften, neue Bücher u. dgl. Ueberall ist auch die moderne deutsche Wissenschaft gebührend berücksichtigt, selbst die von irr- und ungläubigen Autoren, zum Beispiel von Harnack, Eduard von Hartmann u. a. Die *Révue* gebietet über eine sehr zahlreiche und tüchtige Mitarbeiterschaft aus dem Dominicanerorden, dem Weltklerus und dem Laienstande. Als deutsche, beziehungsweise österreichische Mitarbeiter nennen wir die Professoren: Msgr. Kirsch, Clemens Bäumker, Frand; die Dominicanerpatres: Denifle, Michel Schlinker. Alle zwei Monate erscheint ein Heft, Lexicon-Octavformat, 140 Seiten stark. Mit März d. J. hat der 6. Jahrgang begonnen. Die *Révue* ist zu beziehen um den Preis

von 14 fl. direct vom Bureau de la Revue 222, Faubourg Saint Honore, Paris oder durch den Buchhandel. Commissions-Verlag haben in Deutschland=Oesterreich: Mayer & Co., Wien; Kittler und Brockhaus Leipzig; Lentner, München; Pustet, Regensburg.

Bayern.

P. Jos. a Leon, Cap.

16) Forschungen zur bayerischen Geschichte. Von Doctor G. Razinge. Rempten, J. Kösel, 1898. VIII. und 653 Seiten: Preis M. 9 = fl. 5.40.

Unter diesem Titel erschien von der Hand des bayerischen Landtags-abgeordneten Dr. Razinge eine Reihe von Abhandlungen über bayerische Geschichte, vornehmlich des Mittelalters.

Die erste Hälfte des Buches nimmt eine Geschichte Albert Behaim's ein, des bekannten päpstlichen Legaten und Agitators gegen Kaiser Friedrich II. Das Urtheil über diesen Mann gründete sich bis in die jüngste Zeit im Wesentlichen auf die gehässige Darstellung Aventins. Erst in den letzten Jahrzehnten, nachdem das noch erhaltene Notizbuch Alberts (gegenwärtig im Besitz der königlichen Staatsbibliothek zu München) der Hauptache nach von C. Häfler edirt worden, wurde seine Geschichte Gegenstand eingehender Untersuchungen. Razinge veröffentlichte eine Abhandlung über Albert im 64. Band der historisch-politischen Blätter (1869). Ihm trat Schirmacher mit seinem Werk, „Albert von Poßmannstein“ (1871), entgegen, verwirklichte sich aber in Irrthümer; schon der Titel ist unrichtig, indem hier Albert Behaim mit einem gleichzeitigen Passauer Moniker verwechselt wird, der politisch gar keine Rolle spielt. Leider sind Schirmachers Ausführungen auch dem Artikel über Albert im ersten Band der allgemeinen deutschen Biographie zugrunde gelegt. Nachdem dann Razinge in den historisch-politischen Blättern, Band 84, 85, 119, neuerdings Untersuchungen erscheinen ließ, faßt er in seinem neuesten Werk die früher gewonnenen Resultate zusammen und bietet unter Heranziehung des gesammten einschlägigen Quellenmaterials, unterstützt von eingehender Orts- und Sachkenntnis, ein anschauliches Bild von dem Leben und Wirken Alberts. Razinge steht nicht an, die Fehler und Mängel desselben ins gehörige Licht zu setzen, aber er bemerkt mit Recht (S. 265): Wer ein zutreffendes Urtheil fällen will, muß sich in den Geist der handelnden Personen der Vergangenheit hineinzuversetzen und von diesem Gesichtspunkte aus Wollen und Handeln, Thun und Lassen abzuwägen vermögen.

Da Albert wahrscheinlich Tauspathe (compater) Herzog Ottos II. von Bayern war, so sucht Razinge (S. 633 ff.) den Grund zu diesem Verwandtschaftsverhältnis darin, daß Albert vielleicht in näherer Beziehung zur Markgräfin von Haidstein, der Tante H. Ottos, stand; Alberts Verwandte waren Ministerialen der Markgrafen von Haidstein. Besonderes Interesse verdient auch der Hinweis auf Alberts wissenschaftliche, namentlich historiographische Thätigkeit, wie sie durch sein erhaltenes Conceptbuch bezeugt ist. (S. 274 ff.)

Die zweite Hälfte des Buches umfaßt 14 gesammelte Abhandlungen. Ein großer Theil derselben verfolgt, wie der Verfasser in der Vorrede bemerkt, den Zweck, neuen Auffassungen Bahn zu brechen, Anstoß zu neuen Forschungen und wiederholten Untersuchungen zu geben. Die erste dieser Abhandlungen bechäftigt sich mit dem alten Bisthum Vorch (bei Enns in Oesterreich) und den sogenannten Vorch'schen Fälschungen. Auch hierüber hat R. bereits früher Untersuchungen veröffentlicht (Mothosk. 1872 und 1896). Der Verfasser sucht den Zusammenhang zwischen dem römischen Bisthum Vorch (Lauriacum) und dem späteren Bisthum Passau nachzuweisen; er betrachtet die im ältesten Passauer Traditionsbuche (Mon. boica 284) erwähnten Bischöfe Erchanfrid und Oker, sowie Bivilo, der dann erster Bischof von Passau wurde (ca 737), als Vorch'sche Bischöfe. Allein dem widerspricht schon der in den betreffenden Urkunden von jenen Bischöfen gebrauchte Ausdruck vocatus episcopus, statt wie man doch erwarten dürfte, episcopus

Lauriacensis; Auch der Umstand, daß sie mit ihren Getreuen (cum fidelibus suis) im Lande umherziehen, spricht doch weit eher für die Annahme Dümmlers (Pilgrim von Passau, S. 151) und Haucks (Kirchengesch. Deutschlands I 340 A. 4), daß dieselben Wander- oder Regionalbischöfe waren. Auch die Ansicht R., daß Lorch zur Zeit des heil. Rupert kirchlich organisiert, also Bischofssitz war, ist kaum haltbar. Gibt er doch an einer andern Stelle (S. 421) selbst zu, daß Rupert, der einen Ort für eine Niederlassung suchte, Lorch für ungeeignet fand, da es gegen Osten, das heißt gegen die Avari, welche seit 568 in jenen Gegenden hausten, zu wenig geschützt war.

Von den gefälschten päpstlichen Bullen, die für ein Erzbisthum Lorch und dessen Fortsetzung in Passau zeugen sollten, scheidet Ratzinger, wie schon früher, die des Symmachus aus und weist sie mit überzeugenden Gründen dem Bischof Wiching von Passau (899) zu. Die übrigen Fälschungen bringt er mit dem Plan des Bischofs Wolfger (1194—1204) in Verbindung, in dem weiten Umfang der Passauer Diocese neue Bisthümer zu gründen, die Passau untergeordnet sein sollten. Diese Annahme hat entschieden große Wahrscheinlichkeit für sich und wird noch dadurch gestützt, daß Wolfger nachweislich auch andere Fälschungen sich zuschulden kommen ließ. Jedenfalls aber ist die Hypothese Dümmlers, Bischof Pilgrim von Passau (971—991) sei der Fälscher der Bullen, zurückzuweisen und sollte künftig in keinem Geschichtswerk mehr Raum finden.

Das dritte Stadium in der Entwicklung der Lorch-Fabel fällt nach Ratzinger zusammen mit der Entstehung der *vita s. Maximiliani* 1291. Aber die in dieser *vita* benützte *historia ecclesiae Lauriacensis*, in der die Lorch-Fabel schon so ziemlich in ihrer vollen Ausgestaltung erscheint, wurde vermuthlich schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts zugleich mit dem Passauer Bischofskatalog verfaßt. Wenn ferner Ratzinger als Entstehungsort der *vita Maximiliani* das Kloster Formbach (oberhalb Passau) annimmt, so ist doch die Thatsache, daß Bruch im 16. Jahrhundert dort jene *vita* fand, für jene Ansicht keine genügender Grund.

Der Plan B. Wolfgers, im Bereich der Passauer Diocese Suffraganbisthümer zu errichten, wurde bald darauf von Herzog Leopold dem Glorreichen von Oesterreich insofern wieder aufgenommen, als er an der Curie die Gründung eines Bisthums Wien betrieb. Mit diesem Project, über das uns besonders eine Bulle Papst Innocenz III. vom Jahre 1208 aufklärt, beschäftigt sich die zweite Abhandlung. Weder dem Herzog Leopold noch seinem Sohn Friedrich II. dem Streitbaren († 1246) gelang es, jenen Plan zur Durchführung zu bringen. Erst unter Kaiser Friedrich III. wurde bekanntlich das Bisthum Wien errichtet 1468.

Von kulturhistorischem Interesse ist der dritte Aufsatz über die älteste Reliquienverehrung in Bayern. Schon in der *vita s. Severini* bezeugt, erhielt sich die Verehrung der Gebeine der Heiligen trotz der Einwanderung heidnischer Stämme bei den zurückgebliebenen römisch-christlichen Provinzial-Bewohnern fort und fand bald auch bei den germanischen Völkern Eingang. Auch die *brevēs notitiae*, Salzburgs älteste Urkunde, geben hierüber merkwürdige Aufschlüsse. Die Translationen von Reliquien aus Rom häufen sich besonders seit dem Auftreten des heil. Bonifacius in Deutschland.

In der vierten Abhandlung: Zur älteren Kirchengeschichte Bayerns bietet Ratzinger unter anderem eine neue Lösung der Rupertusfrage insofern, als er auf Grund der 1882 entdeckten Grazer *vita* des Heiligen nachweist, daß Rupert lediglich als Klostergründer in Bayern aufzufassen sei; erst in der sogenannten *vita primigenia*, die etwa 100 Jahre jünger ist, als die Grazer *vita*, erscheint er als Bayernapostel und Gründer des Bisthums Salzburg. Von der Ansicht ausgehend, daß die Bekehrung der Bajuwaren Ruperts Werk sei, hat man früher seine Wirksamkeit ins 6. Jahrhundert verlegt; diese Annahme hat noch bis in die jüngste Zeit, besonders von Salzburger Seite Vertheidiger gefunden. Dagegen steht heute unstreitig fest, daß Ruperts Auftreten um 700 zu setzen ist, also in eine Zeit, da die Bajuwaren längst mit dem Christenthum bekannt geworden. — Weiterhin kommt Ratzinger in dieser Abhandlung auf die *vita s.*

Valentini zu sprechen, die 1120 bei Eröffnung des Grabes des Heiligen auf einer Bleitafel gefunden wurde. Dümmler (Pilgrim) erklärte dieselbe als eine Fälschung des 12. Jahrhunderts, während Nirschl (der hl. Valentin! Mainz 1889) annimmt, die Tafel sei beim Tode des Heiligen in sein Grab gelegt worden. Razingerg dagegen vertritt hier, wie schon früher (hist.-pol. Bl. 83, 700), die bereits von Hansitz (Germ. sacra I) ausgesprochene Ansicht, daß die Tafel zur Zeit der Translation des Heiligen 768 angefertigt worden sei.

Im Anschluß an das Werk von Holweß, Fasti Mariani (Freiburg 1892), bespricht Razingerg sodann die Geschichte der Marienfesten in Bayern, deren Einführung und Bedeutung. Mit der Kirchengeschichte Bayerns unter den letzten Agilolfingern beschäftigen sich die beiden nächsten Abhandlungen: Quirinus und Ursacius handelt von der Gründungsgeschichte der Klöster Tegernsee und Altmünster, deren Schutzpatrone jene Heiligen sind. Nach Razingers Untersuchungen sind beide Klöster Stiftungen des altbayerischen Adelsgeschlechtes der Huosier. Nach der Tegernseer Ueberlieferung, wie sie in den Quirinalia des Metellus aus dem 11. Jahrhundert enthalten ist, gilt Quirinus als Sohn des „ersten christlichen Kaisers“ Philippus (Ursab). Ein neues Zeugnis für diese Ueberlieferung bietet eine von A. Ebner in einem Benediktiner Missale des 11. Jahrhunderts entdeckte Abbildung, die den Heiligen mit Krone, Scepter und Reichsapfel darstellt. Wie weit jedoch diese Tradition zurückgeht und ob sie historischen Hintergrund hat, läßt sich nicht erweisen. — Die andere Abhandlung: Der bayerische Kirchenstreit unter den letzten Agilolfingern, ergibt wesentlich neue Gesichtspunkte für die Beurtheilung des Conflictes zwischen Herzog Tassilo und Karl dem Großen. In dem Kampf zwischen dem germanischen Eigenkirchensthem und der römischen Auffassung von der Verwaltung des gesammten Kirchenvermögens durch den Bischof, in dem Streit der fränkischen Bischöfe mit den bayerischen Klöstern, denen die Seelsorgsthätigkeit genommen werden sollte, suchten die Bischöfe Tassilo auf ihre Seite zu ziehen. Die Synoden zu Regensburg, Mischeim, Dingolfing, Neuching gaben den Forderungen der Bischöfe Ausdruck. Bald scheint jedoch eine Spannung zwischen Tassilo und den Bischöfen, deren Interessen er wohl zu wenig vertrat, eingetreten zu sein; König Karl dagegen stellte sich auf Seite der Bischöfe. Die weitere Entwicklung der Verhältnisse führte zum Sturz des Bayernherzogs. Bemerkenswert ist auch, daß Razingerg die Verbindung Tassilos mit den Wahren auf dessen Plan, die östlichen Nachbarn Bayerns für das Christenthum zu gewinnen, zurückführt; zu diesem Zwecke mußte er mit denselben vor allem freundliche Beziehungen aufrecht erhalten.

Es folgt eine Erörterung über die sociale Bedeutung des heiligen Franciscus (von Assisi), dessen Orden bestimmt gewesen sei, die Vermittlerrolle zwischen Reichthum und Armut zu übernehmen. Wenn hier Razingerg anderem behauptet, (S. 523): „Aus den kirchlichen Bruderschaften in den Kapellen der Franciscaner giengen die Zünfte hervor,“ so wären hiefür vor allem Beispiele anzuführen. Der Ursprung der Zünfte ist doch bekanntlich älter als die Gründung der Bettelorden. — An diesen Aufsatz schließt sich eine Besprechung über die Anfänge der Bettelorden in der Diöcese Passau seit dem 13. Jahrhundert. Die neuen Orden fanden nicht nur an den älteren Orden und an der Weltgeistlichkeit, besonders Bischof Rudiger (1233—49) Widerstand, sondern auch an Herzog Friedrich II., während der Adel sie begünstigte. Razingerg weist zum Schluß des Aufsatzes darauf hin, daß in Erforschung des Einflusses der Bettelorden auf die sociale Entwicklung der Städte noch manches zu thun wäre.

Ein Stück bayerischer Culturgeschichte bietet die folgende Schilderung bäuerlichen Lebens im 13. Jahrhundert. Zugrunde gelegt sind besonders die Dichtungen Nidhards von Neuenthal und Werhers des Gärtners (Meier Helmbrecht.).

Ein bayerisch-mailändischer Briefwechsel aus dem 12. Jahrhundert, zwischen Paul von Bernried, dem Biographen Gregors VII., nebst seinem Schüler Gebhard (beide sind die Gründer von St. Mang in Stadthaus bei Regensburg) und dem mailändischen Domgeistlichen Martin, ist in kirchen- und

culturgeschichtlicher Hinsicht interessant. Ein Brief an Erzbischof Oert von Mailand vom Jahre 1146 ist für die Baugeschichte Bayerns wichtig, indem er Aufschlüsse gibt über die Thätigkeit lombardischer Bauinnungen in Bayern, besonders über die der Bauarbeiter von Como. Razinger will durch den Aufsatz Anlaß zu neuen Forschungen über die bayerische Baugeschichte bis zum Auf-
tauchen der Gothik geben.

Die vorletzte Abhandlung beschäftigt sich zunächst mit dem Wesen und der Würde des Diaconats in der altchristlichen Kirche, und wendet sich unter anderm gegen die Ansicht, daß unter den im ersten Briefe des heil. Paulus an Timotheus (3, 11) erwähnten Diaconissen Frauen der Diacone gemeint seien; vielmehr seien weibliche Diacone, Jungfrauen oder Witwen zu verstehen. Im zweiten Theil dieser Abhandlung bespricht Razinger die städtische Armen-
pflege im Mittelalter, mit besonder Bezugnahme auf Bayern. Razinger hat bekanntlich schon früher ein größeres Werk über die Geschichte der kirchlichen Armenpflege veröffentlicht (2. Auflage 1883). In unserer Abhandlung weist er namentlich die auch in neuerer Zeit von protestantischer Seite wieder aufgetretene Behauptung zurück, daß eine geordnete Armenpflege das Verdienst Luther's und der Reformation sei. Es gab Armen- und Almosenordnungen schon lange vor Luther; überdies hatte das alte System der freiwilligen Armenpflege unbestreitbare Vorzüge vor dem Institut der Armensteuer, das in protestantischen Ländern mit der Reformation, in Bayern seit der Säkularisation aufkam.

Den Schluß bildet eine Erörterung über das Project der Errichtung eines Münchener Bisthums, das zuerst unter Herzog Wilhelm V. im Jahre 1579 auftauchte, von den Kurfürsten Ferdinand Maria um 1674, und Max Emanuel 1696 wieder aufgenommen wurde, aber nicht zur Durchführung kam. —

Veider zeigt das Buch bisweilen Spuren von Flüchtigkeit. Man fühlt hie und da den Mangel einer klaren Disposition, es finden sich manche Wiederholungen, auch geht die Darstellung öfters zu sehr ins Breite. Aber von diesen kleinen Mängeln abgesehen enthält dasselbe unstreitig wertvolle Beiträge zur Kenntniß der bayerischen Geschichte, wirft auf manche dunkle und noch wenig durchforschte Gebiete derselben neues Licht.

Dillingen.

D. J. Widemann, t. Gymnasiallehrer.

17) **Zur neueren Geschichte der Entwicklungslehre in Deutschland.** Eine Antwort auf Wilhelm Haackes „Schöpfung des Menschen.“ Von E. Wasmann S. J. 101 Seite. Münster 1896, Aschendorff. M. 1.50 = fl. —.90

Durch Vermischung von aprioristischen Theorien mit empirischen That-
sachen hat Haacke zum so und so vielenmale den allmächtigen Schöpfer „unwider-
leglich“ beseitigt. Wasmann, der in den Naturwissenschaften gut zubaufe ist, macht nun auf die Sprünge dieses neuen materialistischen „Systems“ aufmerksam und brandmarkt es als „Confusionismus“.

Graz.

Dr. Anton Micheliß, Universitäts-Professor.

18) **Petri Cardinalis Pásmány tractatus in libros Aristotelis de coelo, de generatione et corruptione atque in libros meteororum.** Rescensuit Dr. Steph. Bognar, Universitatis Budapestensis h. t. rector in eademque s. theologiae professor P. O. 1897. n. 556. M. 12. — = fl. 8.20.

Wer je einmal mit den Riesenarbeiten der alten Commentatoren der Aristoteliker sich zu beschäftigen Gelegenheit hatte, wird über die Summe von Belesenheit, Arbeitslust und Geisteskraft, die uns hier entgegentritt, gestaunt haben. Die unzweifelhaft bedeutenden Fortschritte unserer Zeit auf

den Gebieten der Erfahrungswissenschaften, lassen freilich den Stagiriten und seine Commentatoren vielfach weit hinter sich zurück mit ihren Erklärungen der gewöhnlichen meteorologischen Erscheinungen, ihren Anschauungen über die Beschaffenheiten der Himmelskörper und deren Unterschiede von den tellurischen, deren Zahl, Größe und Einflüsse auf die Erde, über das Werden und Vergehen der Lebewesen, über die vier Elemente und ihre Eigenschaften u. s. w. Allein nichtsdestoweniger verdienen diese Arbeiten der Vorzeit unsere Bewunderung und unseren Dank. Die Erfolge der modernen Forschung wären in sich gehaltvoller und sicherer gestellt und ohne Zweifel auch ihrem Umfange nach allseitiger, hätte man nicht, gewiß vielfach aus Unkenntnis, die Brücken, welche die alte mit der neuen Wissenschaft zu verbinden bestimmt waren, beinahe überall niedergebrannt.

Das Gesagte gilt nun auch von dem oben angezeigten dritten Bande der Werke des großen Primas von Ungarn. Der Herausgeber verdient Dank. Vielleicht wird doch gar mancher moderne Gelehrte, dem der Commentar in die Hände fällt, die gerechte Bewunderung dieser wahren Geistesarbeit aus vergangener Zeit nicht versagen.

Sarajevo.

P. Ab. Hünninger, S. J.

19. Gedenk-Blätter zu Ehren des hochwürdigen geistlichen Rathes Dr. Josef Grimm, weiland Professor der newtestamentlichen Exegese an der Universität Würzburg. Zum ersten Jahrestage seines Todes gewidmet von Dr. Hermann Schell, derzeit Rector der Universität Würzburg und Dr. Albert Ehrhard, Professor an der Universität Würzburg. Zum Besten des Würzburger Bonifacius Vereines. — Würzburg, Andreas Göbel. 1897. 132 Seiten. Preis M. 1.20 = fl. — 72.

Der Verfasser des Lebensbildes des hochwürdigen Verstorbenen theilt seinen Stoff in fünf Abschnitte, wodurch es ihm gelingt, ein allseitig klares Bild des großen Theologen zu entwerfen. Im ersten Abschnitt behandelt er dessen Jugend und theologische Bildung.

Grimm ist geboren am 23. Januar 1827 zu Freising auf dem Domberge, dessen „Einsamkeit und ernste Bewohner auf den Charakter des Knaben einen für das ganze Leben nachhaltigen Einfluß ausübte.“ Nachdem er im Jahre 1845 das Gymnasium absolviert hatte, bezog er als Theologe die Universität München, an der sehr berühmte Männer die Lehrstühle innehatten; am meisten aber zogen ihn Hannberg und Reithmayer an, sowie der damalige Münchener Domcapitular Dr. Fr. Windischmann. Die erste Frucht seiner höheren Studien war die glückliche Lösung einer Preisaufgabe der philosophischen Facultät, nämlich eine Charakteristik des mittelalterlichen Geschichtsschreibers Otto von Freising. Die zwei folgenden Jahre verbrachte er als Commendist in München bei Sanct Peter und benützte diese Zeit, um die theologische Doctorwürde zu erringen. Als Promotionsarbeit erwählte er sich die „Samaritaner und ihre Stellung in der Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung auf Simon den Magier.“ Nachdem er noch zwei Jahre in der Seelsorge gewirkt, wurde er am 20. Februar 1856 zum Lycealprofessor nach Regensburg berufen. 18 Jahre oblag er dabelbst dem Lehramte und legte den Grund zu seiner 21jährigen Wirksamkeit in Würzburg. „Diese beiden Abschnitte seines Lebens“, bemerkt der Verfasser p. 15, „sind jedoch nur äußerlich von einander geschieden. Ein Grundton durchzieht sein ganzes Leben und gestaltet es zu einem harmonischen Streben nach immer größerem

Vervollkommenung, um seinem Berufe, der ihn immermehr begeisterte, gleichwie er sich immer fruchtbarer gestaltete, so vollkommen als möglich zu entsprechen.“

Der zweite Abschnitt zeigt uns Grimm als Professor der Theologie. Bis zum Jahre 1864 las Grimm die Exegese des alten und neuen Testaments; bei der Trennung der beiden Fächer entschied er sich für das alte Testament. Im Jahre 1869 lehnte er einen ehrenvollen Ruf nach Prag ab. 1874 erfolgte seine Ernennung zum Professor in Würzburg. Mit freudigem Herzen folgte er dem Rufe an die Alma Julia und die Zeit von 1875—1885 bildete infolge der durch den Culturkampf veranlaßten außerordentlichen Frequenz die Glanzperiode seines Lehramtes. Einen Ruf nach München zur Uebernahme des durch den Tod Scheggs verwaisten Lehrstuhles lehnte er ab. Im Jahre 1888/89 ward er Rector magnificus. Seine volle Thätigkeit galt jedoch der wesentlichen Seite des Professorenlebens, seinen Vorlesungen, die er immer wieder redigierte und mit den neuen Resultaten seiner Forschungen bereicherte. „Aller Aeußerlichkeit im Innersten seines Wesens abhold, vermied er bei seinen Vorlesungen alles, was Effecthascherei und Wortschwall bedeutet, aber jedes Wort, jedes Bild offenbarte die tiefe Ueberzeugung, die ihn beseelte und wodurch er vielleicht am meisten auf seine Schüler einwirkte.“ Deshalb erstreckten sich seine Vorlesungen auf Weniges, das er aber tief ergründete und von allen Seiten beleuchtete.

Im dritten Abschnitt sehen wir Grimm als Forscher und Schriftsteller. „Hochstrebender Sinn bei der Wahl des Themas, Gründlichkeit und Tiefe in der Forschung, strengste Objectivität in der Durchführung, gewählte Sprache und allseitige Klarheit in der Darstellung, das sind die Principien, die Grimm sich früh zu Führern seines schriftstellerischen Berufes erkor und denen er allzeit treu blieb“ (p. 48). Außer zwei kleineren Arbeiten im Jahre 1859 und 1861 veröffentlichte er 1863 „die Einheit des Lukas-Evangeliums“ und gewann dadurch eine sichere Grundlage für seine historische Darstellung des „Lebens Jesu“, das der Mittelpunkt seiner geistigen Thätigkeit war und ihm für alle Zeiten einen literarischen Ruhm sichert. Dem „Leben Jesu“ widmete er die unausgesetzte Wirksamkeit von 21 Jahren. „Es läßt sich nicht in Abrede stellen, die Geschichte Jesu entfaltet sich mit einer Klarheit und dramatischen Lebendigkeit, wie sie bei keinem anderen Darsteller des großen Gegenstandes zu finden ist“ (p. 73). Bei der Feier des Stiftungstages der Alma Julia im Jahre 1889 hielt er die Festrede und wählte sich das Thema: „Das alte Israel und die bildenden Künste.“

Der vierte Abschnitt führt uns den Verstorbenen vor in seinen Kunst- und Naturstudien, auf seinen Reisen, und der fünfte als Priester und Mensch. „Als Mensch war er eine ausgesprochen innerliche Natur, die sich nur wenigen mittheilte“; „als Priester war er ein mustergiltiges Vorbild für die theologische Jugend.“

Hieran schließt sich die Trauerpredigt, welche Professor Dr. H. Schell zu dessen Gedächtnis am 5. Januar 1896 in der Würzburger Universitätskirche gehalten hat. Dr. Schell entwickelt darin in vollendeter rhetorischer

Sprache die Grundgedanken des messianischen Lebensplanes Jesu auf Grund der exegetischen Werke des Verlebten.

Wie aus diesen kurzen Notizen hervorgeht, ist dieses Lebensbild des großen Gelehrten eine nach Möglichkeit vollkommene, sehr gründliche Arbeit, die Charakterzeichnung klar und mit den warmen Worten eines Freundes dargestellt. Die Verfasser kamen in dieser Schrift einem Herzenswunsche aller Freunde des Verstorbenen entgegen, besonders aber besitzen an ihr alle diejenigen, welche einst zu seinen Füßen gesessen und seinen gelehrten und erbaulichen Vorträgen gelauscht, ein dauerndes Andenken an ihren Freund und Lehrer.

Amberg.

Dr. Mathias Högl, Militärprediger.

B) Neue Auflagen.

- 1) **Geschichte der öffentlichen Thätigkeit Jesu.** Nach den vier Evangelien dargestellt von Dr. Josef Grimm, weiland b. geistlicher Rath und k. o. ö. Professor der Theologie an der Universität Würzburg. Dritter Band (als: Leben Jesu IV. Band.) Zweite Auflage besorgt von Dr. Josef Zahn, Subregens des bischöflichen Priesterseminars zu Würzburg. Mit bischöflicher Approbation. Regensburg. Pustet. Gr. 8°. VIII und 671 Seiten. Preis: M. 5.— = fl. 3, gebunden in Halbdagrin M. 6 = fl. 3.60.

Die Auflage und Vortrefflichkeit der ersten Auflage des vorliegenden Bandes wurde Seite 932 ff., 39. Jahrgang dieser Zeitschrift (1886) mit Recht hervorgehoben und auf den besonderen Wert des schönen Werkes für das geistige Leben hingewiesen. Was die jetzige Neuauflage des vergriffenen Bandes betrifft, konnte dieselbe von dem hochverdienten, gottbegnadeten Verfasser des großen Werkes selbst nicht mehr bearbeitet werden; derselbe war am 1. Januar 1896 in das bessere Jenseits unter tiefer Trauer besonders der Universität Würzburg abberufen worden. Um nun dem vielseitigen Begehren nach einer neuen Auflage nachzukommen, erklärte sich — zur allgemeinen Freude — Herr Dr. Zahn, Subregens des bischöflichen Priesterseminars in Würzburg bereit, nicht nur die Besorgung einer neuen Auflage zu übernehmen, sondern auch das ganze schöne Werk zum Abschlusse zu bringen; das Manuscript des hochseligen Verfassers schließt nämlich mit der Einführung in die erhabene Scene des „Ecce Mater“. Vorliegende zweite Auflage weist allerdings eine gar wesentliche Umarbeitung nicht auf (erste Auflage: VI und 656 S., also die zweite Auflage um II und 15 S., sowie um 1 Cap. mehr, s. S. 339 über die Abtheilung des 13. Cap., woraus das neue Cap. 14: „Das Selbstzeugnis Jesu und die Verurtheilung des Unglaubens), ja aus sichtlich aufrichtiger Pietät gegen den unergesslichen Autor wollte Herr Dr. Z. auch die Signatur der Darstellung Grimm's nicht verwischen, was Referent ungemein hochschätzt; allein, nachdem Dr. Z. in der Vorrede dem „hohenleiden Schriftsteller“ und „gläubigen Forscher“ einen herzinnigen Nachruf gewidmet, hat er doch, und zwar mehrfachem Wunsche entsprechend, einige stilistische Härten beseitigt, manche Ausführung kürzer gefasst, irgendwie (aus Versehen) nicht exacte Citate richtig gestellt. Seine Aenderungen und Zusätze sind durch ein eigenes Zeichen oder ausdrückliche Bemerkung sichtlich gemacht und verdienen der Form und dem Inhalte nach vollste Beachtung, wie zum Beispiel Seite 41, 62, 104, 176 (recht schön), 297, 339, 346, 365 (ganz gut), 380, 388, 402, 412, 436, 443, 486 f., 489 unter anderem (sehr gut), 501, 567, 645, 669 sehr wichtig) u. v. a.

Auch zu der exegetischen Begründung, bezüglich des Verklärungsberges „Tabor“ (S. 24 ff.), zu der Ansicht: „Wolke bedeute den heiligen Geist“ (S. 55):

betreffs der Ursprünglichkeit des Gebetes des Herrn bei Lukas (S. 466 ff.) über den heiligen Geist in der Bergpredigt (S. 496) — hätte Recensent ganz besonders eine etwas einschränkende oder abändernde Bemerkung gewünscht, wodurch die neue Auflage allerdings mehr als ein neues Werk erschienen wäre, was ja eben vermieden werden sollte.

Hier können wir uns nicht versagen, zu bemerken, daß die durchwegs richtigen, vom tiefen Einblick in die theologische Wissenschaft zeugenden Aenderungen, Zusätze und Bemerkungen den Meister im Gebiete der Bibelwissenschaft verrathen: Herr Dr. Zahn gerade ist zweifelsohne der Mann, der dem hochwichtigen, auf Herz und Sinn wohlthuernd wirkenden Denkmale Grimm's die gebührende Krone in würdigster Weise aufsetzen wird. Und so wird gewiß Grimm's Andenken, gesegnet und segnend, fort dauern in seinem, von Dr. Zahn zum schönen Abschlusse gebrachten Lebenswerke, das ja bisher in sehr vielen Kreisen die beste Anerkennung und Verbreitung bereits gefunden hat und noch mehr finden wird.

Brag.

E. Leo Schnedorfer, k. k. Universitätsprofessor.

2) **Apologie des Christenthums.** Von Dr. Paul Schanz. II. Theil: Gott und die Offenbarung. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Freiburg i. B. Herder 1897. Gr. 8°. X u. 764 S. Preis fl. 4.80 = M. 8.—

Im ersten Theile „Gott und die Natur“ hatte der Apologet sich einanderzusetzen mit dem Atheismus (Monismus) und nachzuweisen, daß die Natur ohne einen persönlichen Schöpfer nicht denkbar sei; hierbei kommen des Verfassers große Kenntnisse auf dem Gebiete der Naturwissenschaften zu ihrem Rechte. Der nunmehr auch in zweiter Auflage vorliegende zweite Theil behandelt dem Deismus gegenüber die Nothwendigkeit, Kennzeichen und Wirklichkeit der übernatürlichen Offenbarung des Alten wie des Neuen Testaments und insbesondere die Person Christi als des wahren Gottmenschen. Somit bilden diese zwei Theile zusammen das, was man gewöhnlich die demonstratio christiana nennt, während die demonstratio catholica dem dritten Bande vorbehalten ist, der hoffentlich auch bald in Neuauflage folgen wird. Insonderheit der zweite Band nun hat für die zweite Auflage eine bedeutende Umarbeitung und Vermehrung (von 485 auf 668 Seiten, dabei ein gutes Sachregister, das der ersten Auflage fehlte) erfahren. Es gilt dies zumal von dem religionsgeschichtlichen Abschnitt, dessen Erweiterung die Resultate der einschlägigen Arbeiten des letzten Jahrzehnts bedingten, wenngleich ein abschließendes Urtheil auch jetzt noch nicht möglich war. Immerhin lassen die bisherigen Ergebnisse doch bereits wichtige Streiflichter auf das Problem der Offenbarung, beziehungsweise eines ursprünglichen Monotheismus fallen und es ahnen, wie die Vorsehung Jahrtausende lang das religiöse Denken und Leben auf die Erfüllung im Christenthum vorbereitete. Dieser Gedanke selbst ist ja schon von den altchristlichen Apologeten verwertet worden; aber den systematischen, wissenschaftlichen Nachweis dafür im Einzelnen konnte man doch erst in Angriff nehmen, als die Geschichte das über vielen alten Völkern lagernde Dunkel zu zerstreuen begann. In den auf die Bibelkritik bezüglichen Partien wurden die vom modernen Nationalismus erhobenen Einwände gründlich berücksichtigt, wobei freilich auch manche hergebrachte Anschauungen katholischer Apologeten modificiert wurden — manchem vielleicht sogar zuviel. Jedenfalls aber weiß Professor Schanz, der auch hier die Literatur beherrscht und durchaus den positiv christlichen Standpunkt vertritt, stets über Stand und sichere Ergebnisse der biblischen Studien trefflich zu orientieren. In der That wäre der guten Sache nicht gedient, wenn unbequeme aber sichere Thatsachen vornehm ignoriert oder oberflächlich abgethan würden; das aber thut Schanz nicht, und so haben gewiß die Gegner keine Ursache zu der Klage, daß sie nicht gebührend zu Worte gekommen seien. Ebensowenig werden sie sich über nicht genug maßvolle Polemik zu beklagen haben, da unser Apologet mit Erfolg bemüht war, „alles Persönliche zu vermeiden und das allen Gemeinsame

in den Vordergrund zu stellen". Wenn nur die Gegner von ihm lernen möchten! — Wie beim ersten Bande dürfen wir das Referat auch über den zweiten in eine an alle Gebildeten zu richtende warme Empfehlung zusammenfassen.

Breslau. Universitätsprofessor Canonicus Dr. Arthur König.

3) **Bibliothek für Prediger.** Von P. A. Scherer, Benedictiner von Ficht. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariates Freiburg, der hochw. Ordinariate Brixen, Budweis, München, Freising u. c. Erster Band: Die Sonntage des Kirchenjahres (der Weihnachts-Cyclus). Erste und zweite Lieferung. Fünfte Auflage. Durchgesehen von P. Wetschewer, Conventual desselben Stiftes. Freiburg i. Br. Herder. Preis per Lieferung 90 Pf. = 54 Kr.

Dieses Werk, dessen zwei erste Lieferungen uns vorliegen, stellt ein Sammelwerk dar, eine reichhaltige und nahezu uner schöpfliche Fundgrube von Homilien, Skizzen und Themas für den Prediger. So enthält Lieferung 1 zum Beispiel für den ersten Advents Sonntag eine Homilie, 30 Skizzen und 25 Themas, ausgewählt aus den Werken der bedeutendsten Prediger, Ordensmänner und Weltcleriker. Von der Gebiegenheit der Bearbeitung zeugt die vierte Auflage, die nun, zehn Jahre nach dem Tode des Verfassers, durchgesehen von dessen bedeutendsten Mitarbeiter, in gediegener Ausstattung von der rühmlichst bekannten Verlags handlung ausgegeben wird.

Laucha.

Kröll.

4) **Allgemeine Metaphysik.** Von Dr. Constantin Gutberlet. Dritte, vermehrte Auflage. Münster, Theissing. 1897. XV. 279 S. Preis M. 3. — = fl. 1.80.

5) **Die Theodicee.** Von Dr. Constantin Gutberlet. Dritte, vermehrte Auflage. Ebend. 1897. XIV. 290 S. Preis M. 3. — = fl. 1.80.

Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß die zwei vorgenannten Bände von Gutberlets Lehrbuch der Philosophie bereits die dritte Auflage erlebt haben. Diese Thatsache gibt einerseits herabtes Zeugnis für den inneren Wert dieses Lehrbuches und beweist andererseits recht handgreiflich, daß in Deutschland das Interesse für eine wahre und gründliche Philosophie in stetiger Zunahme begriffen ist.

1. Die neue Auflage der allgemeinen Metaphysik darf sich mit vollem Rechte eine vermehrte und verbesserte nennen. Sie bringt insbesondere längere und bedeutsame Zusätze über die Möglichkeit der Metaphysik, über den Substanzbegriff, über das Causalitätsprincip, über die Lehre vom Raume und von dem Beharrungsgesetze für die Körperwelt. Diese Zusätze sind veranlaßt durch neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Philosophie in Deutschland und kommen so einem Bedürfnisse der Gegenwart entgegen, was ihren inneren Wert in neuem Lichte zeigt. Andere Lehrpunkte, wie zum Beispiel die Erörterungen über das Individuationsprincip, über die Accidention, über den Schönheitsbegriff, über die Quantität und über die damit zusammenhängende Frage von der Multilocation sind zwar nicht neu, bleiben aber immer so gediegen ausgeführt, daß schon ihrenwegen kein Theologe und kein Philosoph die Anschaffung des Buches zu bereuen haben wird.

2. Auf dem Gebiete der Gotteslehre hat Dr. Gutberlet schon in der ersten Auflage seiner Theodicee dem Beweise für das Dasein Gottes ausnehmende Aufmerksamkeit zugewendet. Wie zu erwarten stand, hat auch gerade dieser Theil des Werkes von verschiedenen Seiten besondere Beachtung gefunden. Auch der Verfasser selbst hat diesen Theil immer sorgfältig im Auge behalten. Daher zeigt die dritte Auflage gerade auf diesem Gebiete wieder größere Zusätze und bedeutsame Verbesserungen. Namentlich wird mit Nachdruck hervorgehoben und un-

widerleglich gezeigt, daß wir Gott auf Grund der vorgelegten Beweise als ein persönliches, freiwirkendes und von der Welt durchgreifend verschiedenes Wesen zu denken haben. Dabei nimmt der Verfasser auf die einschlägigen Bemängelungen, die ihm von Freund und Feind auf diesem Gebiete gemacht wurden, in dankenswerther Weise Rücksicht. — An den übrigen Theilen der Gotteslehre fand sich wenig zu ergänzen oder zu verbessern.

Wägen die beiden Bände unseres Lehrbuches, die in ihrer neuen Gestalt großen Nutzen stiften können, sowohl in den Reihen der Professoren als in den Reihen der Studierenden und der Selbstlernenden neue Freunde finden.

Brizen.

Domcapitular Dr. Franz Schmid.

6) **Protestantische Geschichtslügen.** Von Dr. Josef Burg. Ein Nachschlagebuch. I., historischer Theil. Achte vermehrte Auflage. Essen 1897. Fredabeul und Konnen. Preis M. 3. — = fl. 1.80.

Wir liegt die zweite und achte Auflage der Geschichtslügen vor. Seit 1895 sechs neue Auflagen (bis 1897)! Diese Thatsache macht jede weitere Empfehlung überflüssig, es sollen nur die Vorzüge der neuesten Ausgabe angegeben werden. Der Umfang ist bedeutend vergrößert. Neuere Geschichts-Lügen und -Fragen wurden einbezogen (Galilei, M. Stuart, Salzburger Emigration, G. Bruno, Kepler); die alten Abhandlungen wurden revidiert. Ueberall finden wir die neuesten und besten Auctoren benützt. Das Format wurde handsamer.

Dem I Theil soll bald ein II, dogmatischer, folgen, dem die früher an letzter Stelle angeführte Abhandlung über Papstthum zugetheilt wurde, und der die dogmatischen Gegensätze zwischen katholische Kirche und Protestanten sammt historischer Entwicklung behandeln soll.

Für Vorträge in Schulen und Vereinen dürfte das Buch die besten Dienste leisten!

St. Florian.

Professor A. Pachinger.

7) **Manuale cantus ecclesiastici juxta ritum s. romanae Ecclesiae** edidit G. V. Weber, magister chori ecclesiae cathedralis Moguntinae. ed. 2^{da} Moguntiae 1897 sumptibus Francisci Kirchheim. 136 Seiten fl. 8^o, Preis M. 1. — = fl. —.60.

Ueber den Zweck des vorliegenden Büchleins lesen wir in der Vorrede, daß daselbe „jenen Bestrebungen entgegenkommen will, welche darauf hinielen, dem lateinischen Chorgesange, der am Ende des vorigen Jahrhunderts gegen die Vorschriften der Kirche und gegen den Willen und die Neigung des katholischen Volkes in einzelnen Diöcesen Deutschlands gänzlich beseitigt wurde, bei der Feier des Hochamtes wieder Eingang zu verschaffen.“ Dieser Zweck ist gewiß ein guter und wird das „Manuale“ dort Nutzen schaffen, wo bescheidene Verhältnisse vorhanden sind und nicht Alles auf einmal zu erreichen ist. Für größere Chöre, welche den kirchlichen Vorschriften vollständig gerecht werden wollen, reicht das „Manuale“ selbstverständlich nicht aus, da es bei weitem nicht Alles enthält, was im Laufe des Jahres an Sonn- und Feiertagen zu singen ist. Der Titel sagt: „juxta ritum s. romanae Ecclesiae“; besieht man jedoch die Melodien genauer, so wird man sofort erkennen, daß dieselben von den in Rom üblichen nicht unbedeutend verschieden sind. Ein Characteristicum dieser Melodien ist beispielsweise das sehr häufig auftretende b im 4. Modus, auch dort, wo es durch den tritonus in fa nicht gefordert ist, zum Beispiel Seite 3.

Der Druck ist correct und sehr deutlich, die Ausstattung schön, der Preis mäßig. Das Büchlein wird denjenigen, welche die Chormelodien genauer kennen lernen wollen, gute Dienste leisten.

Linz.

Dr. Martin Fuchs.

8) **Erklärung des mittleren Deharbe'schen Katechismus.** Von Doctor Jakob Schmitt, Domcapitular zu Freiburg in Breisgau. Mit Approbation und Empfehlung des hochwürdigen Capitelvicariats Freiburg.

Neunte Auflage. Herder'sche Verlagshandlung zu Freiburg in Br. 1897. Drei Bände mit 612, 686 und 703 Seiten. Preis broschiert M. 15.— = fl. 9.—, gebunden M. 19.20 = fl. 11.52.

Dieses Werk, das gleich beim ersten Erscheinen Aufsehen erregte, liegt nun bereits in neunter Auflage vor. Die rasche Verbreitung spricht mehr als alles Lob für die Gediegenheit seines Inhalts. Dr. Schmitt versteht es, wie kaum ein zweiter, die schwierigsten Partien des Katechismus den Kindern mündgerecht zu machen und sie der kindlichen Fassungskraft anzupassen. Dabei vergißt er nie auch auf Herz und Gemüth anregend einzuwirken. In Oesterreich wird wohl der neue verbesserte Katechismus für die Katecheten manche Erleichterung bieten, trotzdem wird auch hier der geistliche Jugendbildner, wie bisher den lieb gewonnenen Schmitt gerne zu Rathe ziehen, damit dieser als treuer Mentor ihn die schwierigen Pfade der Katechese sicher führe.

Der Inhalt ist auch in der neuen Ausgabe, einige statistische Angaben abgerechnet, unverändert geblieben.

Schwertberg.

Franz Hiptmair.

- 9) **Unterricht über die Spendung der Nothtaufe und über die Standespflichten der Hebammen.** Von einem Priester der Erzdiocese Freiburg. Mit Approbation des hochwürdigen Capitelvicariats Freiburg. Dritte, verbesserte Auflage. Freiburg, Herder 1897. XV. 40 Seiten 16^o cart. M. — 40 = fl. — 24.

Das Büchlein gibt in kurzer, klarer Weise nach Art des Katechismus einen Unterricht über die Pflichten, welche die Hebammen für das Seelenheil ihrer Pflegebefohlenen haben. Die vorgetragene kirchliche Lehre über die Nothtaufe ist correct und praktisch. Die Mahnungen an die Hebammen sind einfach, ernst und verrathen überall, daß der Verfasser ein praktischer Seelsorger ist. In der vorliegenden dritten Auflage zeigt sich gegen die frühere Ausgabe eine kleine Verbesserung, welche die medicinische Wissenschaft forderte. Das Büchlein kann aufs Beste empfohlen werden und wird den Seelsorgern besonde s bei dem in manchen Diocesen vorgeschriebenen Hebammenunterricht gute Dienste leisten oder vielmehr diesen ersetzen.

Mainz.

Director Dr. Wilhelm E. Hubert.

- 10) **Der Spiegel der christlichen Gerechtigkeit.** Ihue das Gute und meide das Böse. In Beispielen aus alter und neuer Zeit. Zweite, vollständig neue Ausgabe von Gabler, der große Spiegel. Herausgegeben von einem Priester der Diocese Regensburg. Regensburg 1897. Rationale Verlagsanstalt. 457 Seiten. 16^o. Preis M. 3.20 = fl. 1.92.

Obwohl das frühere Werk in zwei Bänden 594 und 575, zusammen 1169 Seiten umfaßte, so kann man mit vollem Rechte sagen, daß diese neue Ausgabe, in welcher von der ersten Vieles wegblich, Vieles wiederum dazu kam, derselben an Reichhaltigkeit des Stoffes nichts nachgibt und an Gediegenheit und Anordnung viel gewonnen hat. Gleichwie in einem geordneten botanischen Garten der Naturfreund sich freut die Gattungen in schönen Species vertreten zu finden, so ist auch außer Zweifel der Nutzen, welcher sowohl für das gläubige Volk und die Schule als auch für den Prediger und den Katecheten selbst aus der Anwendung der Beispiele erwächst. Der Wert der hier gebotenen Gleichnisse und Beispiele wird noch erhöht durch die besondere Kraft, wodurch alle sich auszeichnen: sie sind eben den Schriften und der Geschichte der Heiligen und anderer frommer Männer entnommen, auch der Profangeschichte sowie der neuesten Zeit gehören viele Beispiele an.

Von nicht zu unterschätzendem Werte sind die in bloßen Citaten gewöhnlich einer Reihe von Beispielen angefügten Analogien aus der heiligen Schrift. Die

Beispiele sind alphabetisch geordnet nach dem Gegenstande, jedoch so, daß stets mehrere gleichartigen Inhalts unter eine gemeinsame Ueberschrift eingereiht sind. Jedem Prediger und Katecheten kann man sagen: Nimm und lies!

Lambach.

P. Maurus Summer O. S. B.

C) Ausländische Literatur.

Ueber die französische Literatur im Jahre 1897.

XVIII.

Correspondance du Cardinal de Granvella. (Correspondenz des Cardinals von Granvella.) Bruxelles, Hayez. 2 Bde. gr. 4°. LXXII. 771 und LXVII. 683 S.

Charles Piot, Vorstand der Archive des Königreichs Belgien, hat sein großartiges Werk, die Herausgabe der Correspondenz des berühmten Ministers (Karl V. und Philipp II.) und Cardinals Granvella glücklich zu Ende geführt. Auf die früheren 10 Bände haben wir schon aufmerksam gemacht. Die vorliegenden (11. u. 12. Bd.) bilden den Schluß des Werkes. Den Briefen des Cardinals sind eine große Anzahl sehr interessanter Antworten beigelegt. Was jedem, der das Werk auch nur oberflächlich durchgeht, auffällt, ist die ans Unbegreifliche grenzende Arbeitskraft des Cardinals. Nur dadurch, daß er (wie Cäsar) die Fähigkeit hatte, zu gleicher Zeit mehreren Schreibern und zwar in verschiedenen Sprachen zu dictieren, werden seine Leistungen erklärlich.

Baudrillart (Alfred). Philippe V. et la Cour de France. (Philipp V. und der Hof von Frankreich.) Paris, Firmin-Didot. 8°. 3. Bd. 624 S.

Die ersten zwei Bände dieses wichtigen Quellenwerkes waren vor acht Jahren erschienen. Da der Verfasser inzwischen Dratorianer wurde, verzögerte sich die Veröffentlichung des dritten Bandes. Derselbe umfaßt die Jahre von 1723 bis 1729. Für die Geschichte der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist es ein Werk ersten Ranges.

Pisani (Paul). La Dalmatie de 1797 à 1815. (Dalmatien von 1797 bis 1815.) Paris, Picard et Fils. gr. 8°. XXXVI. 490 Seiten.

In den großen Geschichtswerken über die französische Revolution, so auch bei Thiers, Marmont etc., wurde die Geschichte Dalmatiens wenig berücksichtigt. Diese bedeutende Lücke sucht nun der Abbé Pisani, Professor am katholischen Institut in Paris, auszufüllen. Er hat zu diesem Zwecke die Archive von Paris, Zara, Wien, Laibach, Triest, Ragusa und diejenigen verschiedener Familien untersucht. Für die Geschichte der französischen Revolution und besonders auch für die Geschichte Oesterreichs ist das Werk unstreitig von großer Bedeutung. Auf folgende Werke, die für Geschichtsfreunde von Bedeutung sind, wollen wir nur in Kürze aufmerksam machen:

Biré (Edmond). Journal d'un Bourgeois de Paris pendant la Terreur. (Tagebuch eines Bürgers von Paris während der Schreckensherrschaft.) 5. (letzter Band). Vom 10. April bis 28. Juli 1794. Paris, Perrin. 12°. 460 S.

Bonnal de Ganges. Les Représentants du peuple en mission près les armées. (1791—1797.) (Die Mission der Volksrepräsentanten bei den Armeen.) Paris, Savaète. 8°. 2 Bde. 524 und 526 S.

Von den mit wahrer Begeisterung aufgenommenen Mémoires des Generals Baron Marbot ist eine Volksausgabe in drei Bänden (XII. 392, 496 und 448 S.) bei Plon et Nourrit in Paris erschienen.

Triteux (Lieutenant-Colonel). *Saint-Cyr et l'école spéciale militaire en France*. Paris, Firmin-Didot. fl.=
Fol. 836 S.

Für Fachmänner ist dies ein Werk ersten Ranges.

Saint-Amand (Imbert de). *Louis Napoléon et Mademoiselle de Montijo*. Paris, Dentu. 12°. 552 S.

Es ist dies der 32. Band, den der Verfasser über die Frauen von Versailles und von den Tuilleries herausgegeben hat. Die Frauen geben ihm die Veranlassung, von ihren Gatten und überhaupt von den Tagesereignissen zu sprechen, und da die Männer die wichtigeren Persönlichkeiten sind, auf denen schließlich die Weltgeschichte beruht, erhalten sie auch in der Besprechung den Vörmanntheil. Das ist auch bei gegenwärtigem Bande der Fall; wohl zwei Drittel des Bandes handeln von Napoleon III. Das Buch enthält somit die Geschichte des vielbewegten Lebens Napoleons und die Jugendgeschichte der nachherigen Kaiserin Eugenie. Es geht bis zur Feier der Vermählung. Da dem Verfasser viel unediirtetes Material zur Verfügung stand, ist er immer höchst interessant. Durch die vorzügliche Darstellung und schöne, edle Sprache wird das Interesse noch gesteigert. Daß er an der Staatskrippe seinen Unterhalt findet, (er ist Secretär beim Ministerium des Aeußern) merkt man, da er es nie wagt, offen Farbe zu bekennen. Immerhin ist er von edler und religiöser Gesinnung, daß seine Schriften auch der Jugend ohne Bedenken in die Hände gegeben werden dürfen. Der 33. Band (Napoleon III. et sa cour) ist uns leider noch nicht zugekommen; dagegen der 34. Er hat zum Titel:

La Cour du second Empire. (Der Hof des zweiten Kaiserreiches.) 1856—1858. 4. Auflage. Paris, Dentu. 8°. 482 S.

Saint-Amand erhielt in dieser Zeit (unter Walewski) eine Anstellung beim Ministerium des Aeußern und kann daher oft als Augenzeuge erzählen. Er nennt die drei Jahre 1856, 1857 und 1858 die glücklichsten des zweiten Kaiserreiches, und wohl mit Recht; denn in diese Zeit fällt der Pariser Friedensschluß, die Geburt des Prinzen, die Besuche mehrerer gekrönter Häupter und Fürsten in Paris, die Festlichkeiten in Osborne, Cherbourg, Fontainebleau, Compiègne, die Reisen — wahre Triumphzüge — des Kaiserpaars im Westen und Norden Frankreichs, die Zusammenkunft mit dem russischen Kaiser in Stuttgart. Nur das Orsini-Attentat bildete einen schwarzen Punkt. Diese glückliche Zeit wird denn auch vom Verfasser so reizend geschildert, daß einem beinahe ein Heimweh nach jenen wonnevollen Tagen beschleicht. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus dürften die Schilderungen der Gastmähler, Bälle, Toiletten wohl etwas beschnitten werden. Das würde aber den Damen nicht gefallen, und vermuthlich sind die Damen nicht wenig schuld daran, daß in kürzester Zeit vier Auflagen des Buches nothwendig wurden.

Grandin (Commandant). *Le Général Bourbaqui*. Paris, Berger-Levrout. 8°. 394 S.

Schon der Vater des Generals Bourbaqui (die Familie stammt aus Cephalonien) war einer der treuesten Anhänger des großen Napoleon, unter welchem er als Oberst diente. Mit womöglich noch größerer Begeisterung hing der General Bourbaqui an Napoleon III., und zwar vom Anfang bis zum Ende. General Bourbaqui war von den Soldaten geliebt, ja angebetet, wie sein älterer Freund Canrobert. Da Bourbaqui in allen Kriegen des zweiten Kaiserreiches eine wichtige Rolle spielte, hat diese Biographie historischen Wert. Am interessantesten sind wohl die Capitel über den Krimkrieg, über den Krieg in Italien und über den Krieg mit Deutschland.

Souvenirs du Général Comte Fleury. T. I 1837 bis 1859) und T. II (1859 bis 1867). Paris, Plon et Nourrit. 8°. 484 Seiten.

Wie Bourbaqui war auch der Graf und General Fleury ein treu ergebener Anhänger Napoleon III. Wenn seine Aussagen richtig sind, besaß er das vollste Zutrauen seines Herrn, und sein Einfluss war besonders bei Besetzung militärischer Posten sehr groß. Für Geschichtsschreiber dürften die Mittheilungen über die Vorbereitung zum Staatsstreich, über die Vermählung des Kaisers, über die diplomatischen Verhandlungen von 1854—1856 die wichtigsten sein. Der zweite Band enthält die Vermählung des Prinzen Napoleon mit der Prinzessin Clotilde, den Krieg mit Oesterreich, den Feldzug in China, den Krieg in Mexiko u. s. w. General Fleury hatte an all diesen Ereignissen nicht geringen Antheil.

Denis (Samuel). *Histoire contemporaine. La chute de l'Empire, le gouvernement de la Défense nationale, l'Assemblée nationale.* (Geschichte der Gegenwart. Der Sturz des Kaiserreiches. Die Regierung der Nationalverteidigung. Die Nationalversammlung.) Erster Band. Von der Kriegserklärung bis zum 31. October 1870. Paris, Plon et Nourrit. 4^o. 516 S.

Dieses Werk verdient alle Beachtung wegen innerer und äußerer Vorzüge. Für wen wäre die Geschichte der Gegenwart, zumal sie so reich an großen, folgenreichen Ereignissen ist, ohne Interesse? Dazu kommt, daß dem Verfasser gründliche Sachkenntnis nicht abgesprochen werden kann, daß er den reichhaltigen Stoff übersichtlich zu ordnen versteht. Die Schilderung zeichnet sich durch Anschaulichkeit und Lebendigkeit aus. Der Verfasser verspricht, unparteiisch zu sein, und er ist es auch im Ganzen. Da aber vom Anfang bis zum Ende viel gefehlt wurde, ist es begreiflich, daß auch viel getadelt wird. Die kaiserliche Regierung, die folgende Regierung der Défense Nationale, die nur muthig und stark war in Beseitigung des Thrones, aber gegen den äußern Feind schwach, planlos, — sodann die stets unschlüssigen Royalisten, — sie alle bekommen den verdienten Antheil von Tadel und Vorwürfen.

Lecanuet (R. P.) Montalembert. *Sa jeunesse* (Seine Jugend.) Paris, Poussielgue. 8^o. IV. 506 S.

Meaux (Vicomte de). Montalembert: Paris, Celmann-Levy. 12^o. 311 S.

Der berühmte Redner und Schriftsteller (Die Mönche des Abendlandes. Die heil. Elisabeth etc.) mußte lange warten, bis er einen französischen Biographen fand. Lecanuet ist Dratorianer, Hausfreund der Familie Montalembert. Als solchem stand ihm auch das Familienarchiv zur Verfügung. Er ist voll Begeistung für den Gefeierten. Herr de Meaux ist ein Schwiegersohn von Montalembert. Er ist somit auch in der Lage, dessen Lebensgeschichte zu kennen. Als Schwiegersohn schreibt er jedoch viel ruhiger; man möchte sagen, er habe Furcht, seinen großen Schwiegervater allzusehr zu loben. Die Arbeiten beider Biographen dürfen als vorzügliche bezeichnet werden!

Guérin (Victor). *La terre-sainte, Jerusalem et le nord de la Judée.* (Das heilige Land, Jerusalem und der Norden von Judäa.) Paris, Plon et Nourrit. 4^o. 338 S. 147 Illustrationen.

Unter den vielen Prachtwerken, welche letztes Jahr für den Weihnachtsmarkt erschienen sind, nimmt das von Guérin unstreitig einen hervorragenden Platz ein. Wohl Wenige haben Palästina mit solcher Genauigkeit, Gewissenhaftigkeit und Sachkenntnis bis ins Einzelnste untersucht wie Guérin. Nicht minderes Lob verdient die würdevolle lebendige Darstellungsweise. Da der Verfasser auch tief religiös ist, hat das Werk in dreifacher Beziehung großen Wert, nämlich in wissenschaftlicher, in künstlerischer und in religiöser. — Wer sich um Philosophie kümmert, den möchten wir auf folgende neue Erscheinungen aufmerksam machen. Auf eine nähere Besprechung derselben können wir begreiflich hier nicht eingehen.

Dubot (A. Th.) Psychologia. Paris, Retaux. 1. Bd. 8°. 321 S.

Le Dantec (F.). L' Individualité et l'erreur individualiste. (Die Individualität und der Irrthum des Individualisten.) Paris, Alcan. 8°. 175 S.

Piat (A. c.) La personne humaine. (Die menschliche Person.) Paris, Alcan. 8°. 404 S.

Malapert (Lucien). Les éléments du caractère et leurs lois de combinaison. (Die Elemente des Charakters und ihre Combinations-Gesetze.) Paris, Alcan. 8°. XVI. 303 S.

Blanc de Saint-Bonnet (A.) L'amour et la chute: (Die Liebe und der Fall.) Paris, Lecoffre 8°. 379 S.

Boutroux (E.) Etudes d'histoire de la philosophie. (Studien über die Geschichte der Philosophie.) Paris, Alcan. 8°. 444 S.

Maillet (E.) La création et la providence devant la science moderne. (Die Schöpfung und die Vorsehung, ihr Verhältnis zur modernen Wissenschaft.) Paris, Hachette. 8°. XII. 466 S.

Der verdienstvolle Verfasser dieses vorzüglichen Werkes ist leider vor dessen Veröffentlichung gestorben. Dasselbe nimmt unter den Schriften ähnlichen Inhaltes eine der ersten Stellen ein. Das Buch zerfällt in drei Theile: 1. der gegenwärtige Stand der Frage zu den Fragen der Theodicee, 2. respective Revue über die verschiedenen Systeme, 3. Skizze einer Religions-Philosophie. Am dritten Theile ist das Abnehmen der Geisteskräfte des kranken Verfassers durchaus bemerkbar. Dessenungeachtet erklären die französischen Recensenten die Arbeit im Ganzen als eine eminente Leistung.

Cours de philosophie par F. J. (Philosophischer Cursus von F. J.) Tours, Mame. 8°. 900 S.

Der Verfasser dieses vortrefflichen Handbuches ist ein christlicher Schulbruder (Frère des Ecoles chrétiennes). Dasselbe zeichnet sich aus durch vorzügliche, systematische Ordnung, Klarheit und Präcision des Ausdrucks, durch treffliche übersichtliche Tabellen. Bei einem Schulbuch handelt es sich nicht sowohl darum, neue Thesen und Hypothesen aufzustellen, als vielmehr darum, unter den bereits aufgestellten eine gute Auswahl zu treffen. Das dürfte dem Verfasser vollkommen gelungen sein.

Beauchet (L.) Histoire du droit privé de la république athénienne. (Geschichte des Privatrechts der Republik Athen.) Paris, Chevalier-Maresq. 8°. 4 Bde. 541, 552, 747 und 575 Seiten.

Da vorliegendes Werk in Hinsicht auf Gründlichkeit und erschöpfende Behandlung ein Quellenwerk erster Classe ist, muß schon der Vollständigkeit halber darauf aufmerksam gemacht werden.

Jeannet (Claudio). Les grandes époques de l'histoire économique jusqu' à la fin du XVI. siècle. Die großen Epochen der Geschichte der Oekonomie bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Paris et Lyon, Delhomme et Brigueot. 8°. VI. 407 S.

Es ist dies die letzte Arbeit des leider zu früh verstorbenen, berühmten Socialpolitikers Cl. Jeannet. Die Vorrede schrieb er noch auf dem Todtbette; die Herausgabe des Werkes besorgte sein Sohn. Jeannet hatte sich das Studium der Verhältnisse und des Loses der arbeitenden Classen zur Lebensaufgabe gemacht. In diesem Werke schildert er die Lage der Arbeiter während des Mittel-

alters, die allmähliche Besserung derselben durch den Einfluß der Kirche (nach einem Ueberblicke über die ersten christlichen Jahrhunderte). Das interessanteste Capitel dürfte wohl das sechste sein, welches von der Krisis im 16. Jahrhundert handelt. Schon die Entdeckung Amerikas hatte eine erschütternde Wirkung auf alle socialen Verhältnisse. Von großem, unheilvollem Einfluß war in den meisten Ländern Europas die sogenannte Reformation. Das letzte Capitel ist dem Volkrecredit und den Bankinstituten Italiens im 16. Jahrhundert gewidmet. Die ersten öffentlichen Banken waren in den Hansestädten. In Italien und Spanien erscheinen sie im 15. und 16. Jahrhundert. Die erste Leihanstalt (*mons pietatis*) hatte England (im Jahre 1361). Der Versuch mißglückte jedoch, und erst im folgenden Jahrhundert entstanden solche Anstalten, angeregt von den Franciscanern, protegirt (gegenüber den Dominicanern) von den Päpsten.

Soderini (Edouard). *Socialisme et Catholicisme* (*Socialismus und Katholicismus*). Bruxelles, Société St. Augustin. 8°. 363 S.

Unter diesem Titel (*Socialismus und Katholicismus*) bespricht Graf Soderini die wichtigsten Fragen der Socialpolitik, vom katholischen Standpunkte aus. Die Theorien der Socialisten werden analysirt, einer gründlichen Kritik unterzogen, die geschichtliche Entwicklung derselben auseinandergesetzt, so die Fragen des Eigenthums, der Erbschaft, der Besoldungen, des Capitals, des freien Austausches, der Concurrenz, der Maschinen, der sogenannten Streiks, der Steuern, des Luxus, der Bevölkerung, der Schiedsgerichte, der Corporationen. Das Wirken der Kirche wird überall gehörig gewürdigt und gegen alle Angriffe siegreich vertheidigt.

Castelein (A.) S. J. *Le socialisme et le droit de propriété*. (Der Socialismus und das Eigenthumsrecht). Paris, Retaux. 8°. 584 S.

Auch in Frankreich erscheinen viele kleinere und größere Schriften, welche die sociale Frage im allgemeinen oder einzelne Punkte derselben behandeln. Leider ist die Zahl derjenigen, welche nicht auf christlichem Standpunkte stehen, eine nicht geringe. Unter den empfehlenswerthen Publicationen ist diejenige des Jesuiten P. Castelein die bedeutendste. Das Werk zerfällt in drei Theile: 1. Charakter und Macht des Socialismus, 2. Argumente des Socialismus, 3. das Recht auf Eigenthum. Besondere Beachtung verdient der zweite Theil. Nach dem Verfasser gibt es vier socialistische Systeme, das des Plato, das sich auf die Omnipotenz des Staates stützt, das aber dafür dem Staat die Pflicht auferlegt, das Glück aller zu sichern, — das System von J. J. Rousseau; aufgebaut auf die natürliche Gleichheit der Menschen, — das System von Louis Blanc, der vom Recht zur Arbeit ausgeht, — endlich das System von Karl Marx, welcher auf einer (falschen) Auffassung des Wertes der Gegenstände und dessen Beziehungen zur Arbeit sein System aufbaut. Es steht dem Verfasser ein überraschend großes statistisches Material zugebote. Seine Beweisführung ist schlagend, überzeugend. Wohl am stärksten ist der Verfasser in der Refutation. Unerbittlich wird jeder Gegner für immer in den Sand gestreckt. Dabei ist die Sprache immer würdevoll, nie verlegend. Es ist ihm eben nur um den Irrthum zu thun.

Fagniez. *L'économie sociale de la France sous Henri IV.* (Die sociale Oekonomie Frankreichs unter Heinrich IV.) Paris, Hachette. 8°. 450 S.

Herr Fagniez hat sich durch sein Werk über die Industrie von Paris im Mittelalter, welches er im Jahre 1877 veröffentlichte, in der Geschichte der Oekonomie einen Namen erworben. Es war dies ein Specialwerk. Wie bei jeder Geschichte Specialwerke die Bausteine liefern müssen, um dann ein großes Gebäude aufzuführen zu können, so sind auch in der Socialökonomie Specialwerke von großer Bedeutung; sie müssen die Grundlage bilden. Ein solcher kostbarer Stein war das erwähnte Werk; ein solcher ist auch vorliegendes Werk. Eine

Geduld und ein Forschergeist, wie sie nur selten vorkommen, waren erforderlich, um all die zerstreuten Körner hervorzuluchen, zu ordnen und zu verwerten. Die Zeit unter Heinrich IV. (1589—1610) ist in jeder Beziehung eine höchst interessante, so auch in social-ökonomischer. Die Forschungen des Verfassers erstrecken sich auf Landwirtschaft, Gewerbe, Industrie, Handel, — sodann auf die Bemühungen, dieselben zu heben, zu verbessern, die Hindernisse zu beseitigen oder zu mildern.

Constant (R. P.). Les Juifs devant l'Eglise et devant l'histoire. (Die Juden, ihr Verhältniß zur Kirche, ihre Stellung in der Geschichte). Paris, Gaume. 8°. X. 371 S.

„Die Weisheit und Billigkeit der Kirche in ihrer Gesetzgebung rücksichtlich der Juden zu zeigen“, ist, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, die gewiß lobenswerte Absicht dieser Schrift. Zu diesem Zwecke wird in drei Capiteln eine allgemeine Charakteristik der Juden gegeben. Dieselbe ist sehr maßvoll und gerecht. Von besonderem Interesse mag für viele das achte Capitel der Abhandlung sein; es handelt „vom rituellen Mord“. Der Verfasser unterscheidet mit Recht zwischen dem Verbrechen des Mordes selbst und dem rituellen Charakter desselben. Es ist unbestreitbare Thatsache, wie an verschiedenen Beispielen aus gerichtlichen Actenstücken nachgewiesen wird, daß im Verlauf der Jahrhunderte wiederholt Christen von Juden um die Osterzeit umgebracht wurden. Waren aber diese Morde rituell, das heißt waren sie in der Religion vorgeschrieben und geschahen sie unter von der Religion bestimmten Ceremonien? Diese Frage verneint Constant entschieden. Weder im Talmud noch sonst irgendwo finde sich auch nicht der geringste Anhaltspunkt, um diesen Mordthaten einen rituellen Charakter zu geben.

Salzburg.

J. R ä f, emer. Professor.

Christliche Charitas auf socialem Gebiete.

Von Professor Dr. Johann Gsöllner in Ursahr-Einz.

1. Ueber Gründung katholischer Pädnerinnen-Vereine.

Bei der stetigen Steigerung des Großbetriebs und der Großstädte ist auch die Zahl der weiblichen Lehrlinge, Pädengehilfinnen und Lehrlädchen in beständigem Wachsthum begriffen.

Gerade diesen Mädchen aber drohen besondere sittliche Gefahren, wie allermärs die Erfahrung und die vielfältigen Klagen aus Klein- und Großstädten zeigen. Ein weites, lohnendes Feld öffnet sich hier für die christliche Wohlthätigkeit und sociale Charitas; darum wurde auch mit vollem Rechte auf dem zweiten Charitastag zu Köln (10. November 1897) von Hochw. Herrn Professor Dr. Meyer in Trier über eines der jüngst geborenen Kinder der christlichen Charitas, über die Gründung von Vereinen für katholische kaufmännische Pädengehilfinnen und Lehrlädchen ein reiches Material diesbezüglicher praktischer Winke zur Vorlage gebracht.

Zunächst ist ein Central-Stellenvermittlungs-Bureau geradezu unerlässlich zur Vermittlung von geeigneten Kost- und Logishäusern; eine Krankencasse gewährt bei verhältnismäßig geringen Beiträgen große Vortheile; zu den nothwendigen Einrichtungen eines solchen Vereines gehört dann auch die Anlegung von Sparcassen.

Mag die Gründung solcher Vereine immerhin nicht das erste Interesse beanspruchen in den großen Fragen der christlichen Charitas, so bildet er gewiß eine Perle in der Krone derselben; je mehr sie glänzt, desto größer wird der Ruhm und der Lohn derjenigen sein, die sie durch Gründung und Förderung katholischer Adnerinnen-Vereine in diese Ehrenkrone eingereicht haben.

Bereits hat man auch in Köln unter Leitung des hochwürdigsten Herrn Weihbischöfes Dr. Schmitz den organischen Zusammenschluß der Adnerinnen sehr energisch in die Hand genommen. Um zunächst diesen Adnerinnen Schutz gegen die besonderen Gefahren ihres Standes und einen Halt im geistigen Leben zu gewähren, hat der hochwürdigste Herr Bischof eine Marianische Congregation für die Adengehilfsinnen im sogenannten Agnesstift in Münster i. W. ins Leben gerufen. An der Spitze steht ein vom Bischof ernannter Präses und Vicepräses, dem auch die Aufsicht über das Agnesstift obliegt. Die Congregation zählt etwa 150 Mitglieder, die theils im Internat Kost und Logis haben, über Tag aber zu den Geschäften gehen, theils als externe Congreganistinnen jederzeit, besonders an den freien Abenden und an Sonn- und Feiertag-Nachmittagen freien Zutritt haben. Es wird ihnen Erholung und Erheiterung geboten durch gemeinsame kleine Ausflüge oder Gesellschaftsspiele; um den gemüthvollen Familiensinn zu erhalten, werden auch andere sich anbietende Gelegenheiten (Christfest, Nikolausabend) benützt.

Der positiven Förderung des christlich-frommen Lebens dient die Marianische Congregation mit ihrer praktischen, für das jugendliche Alter besonders berechneten, innigen Verehrung und kindlichen Liebe der seligsten Jungfrau; die Abhaltung jährlicher Exercitien, die Theilnahme in corpore an Processionen, die Abhaltung einer gemeinsamen Betstunde beim „ewigen Gebet“ im Agnesstift u. dgl.

Für die Weiterbildung im kaufmännischen Berufe, Musik, Französisch, geeignete Lectüre ist gleichfalls bestens gesorgt, wie auch den vom Lande kommenden Gelegenheit in den Arbeiten des Haushaltes geboten wird.

2. Gedanken über die seelsorgliche Behandlung der Gefangenen.

P. Sebastian Fouillot S. J., langjähriger Instructor tertii anni in Pesse und Yaon, gibt diesbezüglich folgende praktische Winke:

1. Man rüste sich aus mit Klugheit, Vorsicht und Misträuen. Liebe zu ihnen wird durch diese Eigenschaften keineswegs ausgeschlossen.

2. Mit verhärteten, trotigen, spottsjüchtigen Gefangenen rede man nicht sogleich von Bekehrung und Beichte. Man bringe solche erst dazu, etwa eine geweihte Medaille zu tragen, den Namen Jesus und Maria auszusprechen — das ist vorläufig genug. Auch die Zweifler, welche am Rande der Ewigkeit stehen, sind zur Andacht zur Gottesmutter zu bewegen.

3. Man lasse viel für die Verurtheilten beten. Man rede diesen zu, daß sie auch selber für sich beten. Vor allen aber nähere man sich diesen Leuten mit großer Güte.

4. Man halte aus seiner Unterredung mit den Gefangenen politische Parteifragen ferne. Man lenke sofort ab, wenn das Gespräch auf Republikanismus, Jesuitismus, Carbonarismus und vor allem auf Freimaurerei fällt.

5. Man gebe keinem Gefangenen Anlaß zum Verdacht, als handle man als Werkzeug der Polizei und sei nur geschickt, ihm das Geständnis herauszulocken. Man sage vielmehr: „Es steht Ihnen frei, mir den Grund Ihrer Hinrichtung zu erklären oder nicht. Klagen Sie sich an über Ihre anderen Sünden und Vergehen.“ Solche Menschen wissen eben nichts von der Unverletzlichkeit des Beichtgeheimnisses; sie hegen bis zum Ende den Verdacht, der Priester sei als Zwischenträger oder Spion in die Zelle geschickt, um sich in ihr Vertrauen einzuschleichen.

Diese Bemerkungen wurden von dem ehemaligen Schüler P. Rouillots, P. Grant S. J., niedergeschrieben, der selbst langjähriger Gefängnisgeistlicher in H. M. Prison, Harfield, Bristol, England war. Derselbe begleitet die Aufzeichnungen mit einer kleinen historischen Notiz, die gleichfalls für viele von Interesse sein könnte. Es war im Jahre 1861 am Feste des hl. Thomas von Villanuova, als in der alten Jesuitenresidenz Nr. 35, rue de Sèvres zu Paris, der bekannte Gefängnisgeistliche von La Roquette (Paris), Abbé Crozes († 1888), sich dem P. Grant S. J. vorstellte mit den Worten: „Sehen Sie hier Herr Pater einen Menschen, der für immer an das Gefängnis gekettet ist. Welch ein Beruf! Im Gefängnis der zum Tode Verurtheilten von La Roquette! Ich gehe ganz in meinem Amte auf; zwar bietet es mir keine besonders frohen Aussichten, hat aber vor anderen Stellen, welche der Herr Generalvicar M. l'Ingénieur mir hätte anweisen können, diesen Vortheil, daß keiner mich darum beneidet. Ich werde keine Feinde oder sogenannte „Freunde“ haben, welche mich zu verdrängen suchten. Unser größter Feind ist eben unsere Stelle. Nicht wahr?“ Das waren prophetische Worte; denn in diesen Zellen von 51 verurtheilten Meuchelmördern und andern Pariser Verbrechern der gemeinsten Sorte verblieb dieser gute, ehrwürdige Priester, während die Regierungen wechselten, Dynastien stürzten, die Commune sich erhob und wieder verschwand. Abbé Crozes fuhr fort: „Können mir Euer Hochwürden vielleicht einige Bücher anrathen oder einige Winke geben für die Art und Weise, wie man diese Classe von Pfarrkindern behandeln muß, welche Gottes Vorkehrung mir anvertraut hat?“ Der Pater antwortete: „Herr Abbé, ich bin noch jung und habe in diesem Zweige der Seelsorge keine Erfahrung, da ich erst 1852 geweiht wurde. Wenn Ihnen aber die Winke dienen können, welche uns unser alter Instructor P. Rouillot ertheilte, so wird derselbe sicherlich über Ihre Verwertung für eine so gute Sache sehr erfreut sein. Hier sind sie.“

Erlässe römischer Congregationen.

Zusammengestellt von P. Bruno Albers O. S. B. in Monte Cassino (Italien).

(Rubriken des Brevier.) Im Anschluß an die im letzten Hefte dieser Zeitschrift (S. 694 ff.) gebrachten Mittheilungen über die Neuordnung der Rubriken des Missale fügen wir noch nachstehendes aus den neuen Rubriken für das Brevier an:

(28. December. Fest der Unschuldigen Kinder.) Wenn das Fest des heil. Thomas auf den Sonntag fällt, so geschieht in der II. Vesper der Unschuldigen Kinder die Commemoration des heil. Thomas, dann des Sonntages, (Ant., V und Oration siehe unten) und darauf die Commemorationen der Octavtage. — Am Sonntage ist die 9. Lektion die Homilie vom Sonntage und in den Laudes geschieht die Commemoration des Sonntages vor denen der Octavtage. In der II. Vesper des heil. Thomas sind die Psalmen und Antiphonen vom Weihnachtstage, Capitel und das übrige vom heil. Thomas, mit der Commemoration des Sonntages und der Octavtage.

(Sonntag innerhalb der Weihnachtsoctav.) In der II. Vesper des heil. Thomas alles wie oben, dann Commemoration des Sonntages und der vier Octavtage.

(Erscheinung des Herrn.) Innerhalb der Octav von Epiphanie werden nur die occurrierenden Festa dupl. I. cl. gefeiert. Andere Feste von 9 Lektionen für immer auf den ersten freien Tag nach der Octav verlegt; Feste von 3 Lektionen werden nur commemoriert.

Fällt der Octavtag der Erscheinung des Herrn auf den Samstag, so sind die II. Vespere vom Namen Jesu, mit der Commemoration des Octavtages und des zweiten Sonntags nach Epiphanie.

(Octavtag von Frohnleichnam.) Am Octavtag von Frohnleichnam kann nur ein Fest dupl. I. cl. gefeiert werden, jedoch mit der Commemoration des Octavtages; in der II. Vesper findet keine Commemoration statt.

(8. März. Fest des heil. Johannes von Gott.) Fällt das Fest vor Aschermittwoch, oder wird es nach Ostern gefeiert und hat nicht zugleich die Commemoration eines Fest. simplex mit eigener Lektion stattzufinden, so ist die neunte Lektion „Si ergo diligere“ wie am 17. Sonntag nach Pfingsten.

(19. März. Fest des heil. Josef.) Fällt das Fest des heil. Josef auf den Passionssonntag, so ist es auf den gleich folgenden Montag zu verlegen; fällt es in die Charwoche, so ist sein Tag (sedes propria) Mittwoch nach weißen Sonntag.

(25. März. Maria Verkündigung.) Fällt das Fest Maria Verkündigung auf Charfreitag oder Charsamstag, so ist es stets auf den Montag nach weißen Sonntag (sedes propria) zu verlegen. Es behält seine Solemnität bei und ist Feiertag, wird aber ohne Octav mit Osterritus gefeiert. Fällt es auf den Passionssonntag, so ist es am gleich folgenden Montag zu feiern; fällt es in die Char- oder Osterwoche, so ist es auf den Montag nach weißen Sonntag zu verlegen und kann nur von

einem occurrierenden Fest. primar. dupl. I. cl. verdrängt werden. Die Feier hat dann am gleichkommenden Tage stattzufinden.

(Schmerzensfreitag.) Fällt das Fest der sieben Schmerzen (in der Passionswoche) mit einem Feste zusammen, dem es wegen des höheren Fest-ranges weichen muß, so ist es auf den kommenden Samstag zu verlegen. Kann es an diesem nicht gefeiert werden, so fällt es ganz aus. Die Ephem. liturg. fügen bezugnehmend auf Ungarn aus, daß bei großem Concurs des Volkes am Schmerzensfreitag die Botivmesse der Muttergottes von den sieben Schmerzen gefeiert werden kann, da das Fest des heiligen Erzengel Gabriel diese nicht ausschließe. (Eph. lit. 1898 f. 309).

(17. Mai. Fest des heil. Paschalis Baylon.) Nach den Worten in der VI. respective VIII. Lektion Alexander autem octavus sanctorum catalogo adscripsit ist hinzuzufügen: tandem Leo XIII. peculiarem coetuum eucharisticorum, item societatum omnium, sive quae haecenus institutae, sive quae in posterum futurae sunt Patronum coelestem declaravit et instituit.

(18. Mai. Fest des heil. Venantius). Wird das Fest des heil. Venantius in beiden Vespere nur commemoriert, so wird der Hymnus der I. Vesper mit dem Hymnus der Matutin verbunden und ist die Schlusfstrophe „Sit laus Patri“. Hat es die II. Vesper, so ist der Hymnus für die Matutin „Martyr Dei“ für die Laudes „Athleta Christi“ und „Dum nocte“ für die II. Vesper.

(16. September. Fest der heil. Cornelius und Ciprianus.) Fällt das Fest der heil. Cornelius und Ciprian auf den Sonntag, so wird an diesem das Fest der sieben Schmerzen Mariä gefeiert. Die neunte Lektion ist die Homilie vom Sonntag. Die Commemoration des Sonntages und der Heiligen findet in beiden Vespere und den Laudes statt, diejenige der heil. Euphemia, Lucia und Geminian nur in der I. Vesper und den Laudes.

(Rosenkranzfest.) Hat das Rosenkranzfest aus irgend einem Grunde keine erste Vesper, so wird der Hymnus „Coelestis aulae“ mit dem Hymnus der Matutin „In monte olivis“ vereinigt.

(Aussetzung des Allerheiligsten, Kniebeugung des Ministranten.)

1. Wird am Aussetzungsaltare eine Privatmesse gelesen, so macht der Ministrant beim Uebertragen des Messbuches nur eine Kniebeugung, und zwar in der Mitte des Altares in plano. Steigt er beim Offertorium und bei der heiligen Communion die Altarstufen hinan, respective hinab, so ist vor-, respective nachher je eine Kniebeugung ebenfalls in plano zu machen.

2. Trägt der Priester wegen Mangel des Ministranten das Messbuch selbst um, so braucht er keine Kniebeugung in der Mitte des Altares zu machen.

3. Das Gebet „O sacrum Convivium“ mit Versikeln und Oracion „Deus qui nobis etc.“, welches nach Ausspendung der heiligen Communion gesprochen wird, soll während der Priester die Finger purificiert und abtrocknet gebetet werden; sodann ist eine doppelte Kniebeugung

bei Reponierung des Allerheiligsten zu machen. Die erste bevor der Speisefeld) zugedeckt wird, die zweite bevor der Tabernakel geschlossen wird. (S. Rit. C. d. d. 14. Januarii 1898.)

(Segen mit dem Allerheiligsten) Sind beim feierlichen Segen mit dem Allerheiligsten Leviten am Altare, so soll der Ritus gewahrt bleiben, wie ihn das Caeremoniale Episcoporum lib. II. cap. 52 § 27 vorschreibt, oder aber der Priester vom stehenden Diacon die Monstranz stehend entgegennehmen und nach dem Segen dem stehenden Diacon zurückgeben. (S. Rit. C. d. d. 14. Jan. 1898.)

(Volksgefang bei Austheilung der heiligen Communion oder Procession mit dem Allerheiligsten.) Unter dem gleichen Datum des 14. Januar 1898 gab die Riten-Congregation den Entscheid, daß während der Austheilung der heiligen Communion oder Procession mit dem Allerheiligsten keine Volksgeänge gesungen werden sollten. Im Anschluß an das obige Decret der Riten-Congregation geben die Ephemerides liturgicae (1898. f. 217) folgende Ausführungen, die gewiß manchem hochw. Herrn Confrater willkommen sein werden. Sie werfen nach Besprechung des Decretes die Frage auf: Bezieht sich dieses Verbot nur auf den Clerus, welcher in der Procession einherschreitet, oder auch auf die mitziehenden Gläubigen? Und geben zur Antwort: Soweit wir sehen, nur auf den Clerus, nicht auf das Volk. Wir glauben nämlich, daß das Decret nur die Vorschrift des römischen Rituale wiedergeben will; diese aber hat den Clerus vornehmlich im Auge, nicht die Gläubigen. In der That besagt die Vorschrift: Alle gehen voran (nämlich aus dem Clerus, da das Volk gewöhnlich nachfolgt) baarhaupt, brennende Lichter in den Händen tragend (die Gläubigen tragen in der Regel keine Lichter) und andächtig die folgenden Hymnen singend . . . Kann nun aber jemand, so fragen die Ephemerides weiter, das Volk verpflichten die vorgenaunten Hymnen zu singen, welche kaum einigen aus ihnen bekannt sind, oder müssen wir annehmen, daß die Gläubigen zum Stillschweigen verurtheilt sind? Keineswegs. Also werden die Gläubigen gemeinsam beten, auch Volksgeänge, aber unter Leitung und Abhängigkeit von den Geistlichen, welche Zeit und Dauer bestimmen, singen können. Diese Praxis ist auch in Italien eingebürgert. Diese Praxis widerspricht dem Gesetze durchaus nicht, im Gegentheil, sie fördert die Andacht und ist durch lobenswerte Gewohnheit befestigt. Mit vollem Rechte also glauben wir, daß die Gläubigen in der Volkssprache bei der Procession mit dem Allerheiligsten singen und beten dürfen, wofern sie nur von ihren Geistlichen in allem geleitet werden. (Auf die Frage bezüglich des Singens von Kirchenliedern in der Volkssprache, während Austheilung der heiligen Communion, gehen sie nicht ein; doch dürfte auch diese Praxis in Italien nicht fremd sein.)

(Assistenten in Chorkappen bei der feierlichen Matutin.) Wenn keine legitime Gewohnheit besteht, sollen weder vom Anfang der feierlichen Matutin an Assistenten in Chorkappen da sein, noch sollen bei Lesung der siebenten Lektion (Homilie) dem Lector der Homilie zwei Acolythen mit

Vichtern zur Seite stehen, sondern es soll die Vorschrift des Caeremonial. Episcop. lib. II. cap. VI. § 16 beobachtet werden.

(Altarweihe.) Der Bischof von Belluno hatte die Erlaubnis erhalten, einige Altäre nach einer kürzeren Formel und einem Ritus, wie solcher in der ihm von der Riten-Congregation zugesandten Instruction enthalten war, entweder selbst zu consecrieren oder von einem anderen consecrieren zu lassen. Er frug in Rom an: I. Ob das Wasser, mit welchem der zur Schließung des Sepulcrum der Altarsteine herzustellende Cement verwandt wird, nach der im Rituale Romanum enthaltenen Formel benediciert werden dürfe. II. ob der Cement selbst zu benedicieren sei. III. ob er Kraft des erhaltenen Descriptes auch einen einfachen Priester mit der Vornahme dieser Handlungen betrauen dürfe. Es wurde ihm geantwortet:

Ad I. Negative, für die Benediction des Wassers sei die im Pontificale Romanum angegebene Formel zu verwenden.

Ad II. Der Cement sei zu segnen nach der im Pontificale Romanum angegebenen Formel.

Ad III. Affirmative.

(Imperata.) Sind die Priester einer fremden Diöcese, welche sich in Bezug auf die heilige Messe ganz dem Calendarium der Kirche, in welcher sie celebrieren, anpassen müssen, gehalten, auch die vom Bischof der Diöcese befohlenen „Imperatae“ einzulegen? Die S. Rit. Congr. antwortete unter dem 5. März 1898 mit „Ja“.

(Anniversarien im weiteren Sinne.) Unter Anniversarien im weiteren Sinne (Anniversaria late sumpta) versteht die S. Rit. Congregatio jene Anniversarien, welche weder am Tage des Hinscheidens gehalten werden, noch vom Stifter für einen bestimmten Tag festgesetzt sind; dieselben haben Antheil an den Privilegien der Anniversarien im engeren Sinne und heißen deshalb Anniversaria late sumpta. Dergleichen Anniversarien sind zum Beispiel jene, welche von religiösen Genossenschaften, von Canonicatstiften, Confraternitäten u. s. w. einmal im Jahre für die verstorbenen Mitglieder gehalten werden. Hierhin sind auch jene zu zählen, welche fromme Gläubige in der Allerseelencav abhalten lassen. Derlei Anniversarien sind nach dem Wortlaut der neuesten Decrete an allen Orten, welche duplicia minora sind, erlaubt, ausgenommen bleiben nur jene, an welchen auch die Anniversarien im engeren Sinne verboten sind. Handelt es sich nun um nicht gestiftete Anniversarien, so können diese, um an den Privilegien der Anniversarien im engeren Sinne theilzunehmen, entweder am Jahrtage des Hinscheidens des Verstorbenen, oder der Beisetzung des selben gehalten werden, wie auch der 3., 7. und 30. entweder vom Tage des Hinscheidens oder der Beisetzung an gerechnet werden kann. (Ephem. liturg. 1898. S. 220/1.)

(Altarconsecration.) Die Consecration des Altars, welche von einem auch benedicierten und mitrierten Abte stattfindet, ist ohne apostolisches Indult ungültig. Die gewöhnliche Vollmacht des Abtes erstreckt sich auf solche Handlungen nicht; daher berührt der Fehler die Substanz, was

aber von Anfang an fehlerhaft ist, kann im Laufe der Zeit nicht recht werden. So das Kirchenrecht. (Reg. 29.) (Ephem. lit. 1898 S. 222).

Derselben Zeitschrift entnehmen wir noch folgendes:

(**Verneigung des Celebranten.**) Wenn der Diacon in der Hochmesse „*Sequentia s. Evangelii*“ singt, so bezeichnet der Celebrant Stirn, Mund und Brust mit dem Kreuzeszeichen, verneigt sich aber nicht gegen das Altarkreuz.

(**Altarweihe.**) Hat der Stein, welcher das Sepulcrum im Altare verschließt, sich losgelöst, so hat eine neue Consecration des Altars stattzufinden. (Eph. lit. ebenda S. 224.)

(**Simplificierung eines Festes.**) Wird ein Fest, welchen Rang es auch haben möge, mit Bewilligung der Ritencongregation simplificiert, so hat seine Commemoration nur mehr in der ersten Vesper und in den Landes stattzufinden. (Eph. lit. ebenda S. 225.)

(**Stehen des Clerus beim Singen der Hymnen.**) Beim Singen der Hymnen kann der Clerus stehen; ausgenommen sind z. B. die erste Strophe im Hymnus: „*Ave Maris stella*“ oder die Strophen: „*Tantum ergo in Hymnus Pange lingua*“. O crux ave spes unica im Hymnus vexilla u. s. w. Diese Strophen werden entweder vorher gesungen, wie „*Ave Maris stella*“ oder nachher, damit der Clerus knien kann. (Eph. lit. S. 312.)

(**Mariä Opferung.**) Seite 222 bringen die Ephemerides den Bescheid, daß, wenn Mariä Opferung im Advent zu feiern sei, die Messe „*Rorate coeli*“ zu nehmen sei. Auf S. 313 geben sie dagegen den Bescheid, daß die Messe „*Salve Sancta Parens*“ zu nehmen sei, weil sonst das Evangelium der Messe (*missus est Gabriel Angelus*) und des Officiums (*Loquente Jesu ad turbas*) nicht mehr übereinstimmen würden. Der letzte Versikel im Graduale aber sei zu ändern und aus der Botivmesse B. M. V. in adventu zu nehmen. In dem Officium aber ist die dritte Antiphon der dritten Nocturn „*Angelus Domini*“. Dasselbe gehe auch aus einem Decrete der S. R. C. in Hispalen d. d. 25. August 1818 ad 6 hervor.

(**Schluss der Orationen.**) Für den Schluss der Orationen gelten folgende Regeln: Richtet sich die Oration an Gott Vater, so ist zu schließen: *Per Dominum nostrum*; an Gott Sohn: *Qui vivis et regnas*; wird im Anfang der Oration Gott Sohn erwähnt, so ist der Schluss: *Per eundem Dominum nostrum*. Wird Gott Sohn am Schlusse der Oration erwähnt, so schließt man: *Qui tecum vivit et regnat*. Ist Gott der heilige Geist erwähnt, so ist am Schlusse zu beten: *in unitate ejusdem Spiritus Sancti*. So nach der allgemeinen Rubrik des Missale tit. IX n. 17. Der Schluss der Orationen, falls mehrere unter einem Oremus gebetet werden, hängt von der letzten Oration ab. In den nicht streng liturgischen Functionen ist die kürzere Schlussform anzuwenden (wenn nicht thatsächlich anders angegeben ist) also anstatt: *Per Dominum nostrum* u. s. w. zu beten: *Per Christum Dominum nostrum*. (Eph. lit. 1898 S. 373.)

(Feier der heiligen Messe in einer fremden Kirche.) Will ein Priester die heilige Messe in einer Kirche lesen, wo ein festum semiduplex gefeiert wird, so kann er ganz gut die Messe seines Officiums und zwar more festivo lesen. (Eph. lit. 1898 S. 373.)

Für Oesterreich bringen die Ephemerides liturgicae folgende Bescheide: Sind für ein Fest drei historische Hymnen da, und kann der Hymnus proprius in der ersten Vesper nicht gebetet werden, so ist er mit dem Hymnus der Matutin zu verbinden, falls das Fest auch keine zweite Vesper hat, andernfalls wird der Hymnus der Vesper zur Matutin, von der Matutin zu den Laudes genommen und der Hymnus der Laudes zu der zweiten Vesper. Sind vier Hymnen da, so wird der Hymnus der zweiten Vesper, falls das Vermaß gleich ist und die zweiten Vespere nicht vom Feste sind mit dem Hymnus der Laudes zusammen gebetet. Ist dies nicht möglich, so fällt der vierte Hymnus aus.

(Addenda ad Martyrologium Romanum.)

Die 7 Septembris. (Septimo Idus Septembris).

Nonantulae in Aemilia S. Hadriani Papae III. studio conciliandi Ecclesiae Romanae Orientales insignis. Sanctissime obiit Spini Lamberti ac miraculis claruit.

Die 16 Octobri. (Decimo septimo Kalendas Novembris.)

Cassini, B. Victoris Papae III. qui Gregorii VII. successor. Apostoliam Sedem novo splendore collustravit, insignem de Saracenis triumphum divina ope consecutus. Cultum ab immemorabili tempore eidem exhibitum Leo XIII. P. M. ratum habuit et confirmavit.

Die 8 Julii. (Octavo Idus Julii).

Romae B. Eugenii Papae III. qui postquam coenobium St. Vincentii et Anastasii ad Aquas Salvias magna sanctimoniae ac prudentiae laude rexisset, Pontifex Maximus renunciatus, Ecclesiam universam sanctissime gubernavit. Pius IX. P. M. cultum ei exhibitum zatum habuit et confirmavit.

Die 19 Augusti. (Quartodecimo Kalendas Septembris).

Romae, Beati Urbani Papae II. qui Sancti Gregorii VII. vestigia secutus doctrinae et religionis studio enituit et fideles cruce signatos ad Sacra Palaestinae loca ab infidelium potestate redimenda excitavit. Cultum ab immemorabili tempore eidem exhibitum Leo XIII. P. M. ratum habuit et confirmavit.

Die 22 Junii. (Decimo Kalendas Julii).

Romae, B. Innocentii Papae V., qui ad tuendam Ecclesiae libertatem et Christianorum concordiam suavi prudentia adlaboravit. Cultum ei exhibitum Leo XIII. P. M. ratum habuit et confirmavit.

Die 19 Decembris (Quartodecimo Kalendas Januarii).

Avenione B. Urbani Papae V., qui Sed Apostolica Romae restituta, Grecorum cum Latinis conjunctione perfecta, infidelibus

coercitis de Ecclesia optime meritis est. Ejus cultum pervetustum Pius IX. P. M. ratum habuit et confirmavit.

Die 17 Junii. (Sextodecimo Kalendas Julii).

Apud villam Regalem in regno Valentino S. Paschalis Ordinis Minorum, mirae innocentiae et poenitentiae viri, quem Leo XIII. coetuum eucharisticorum et societatum a SSma. Eucharistia Patronum coelestem declaravit.

Die 5 Julii. (Tertio Nonas Julii).

Cremonae in Insubria S. Antonii Mariae Zaccaria Confessoris, Clericorum Regularium Sancti Pauli et Angelicarum Virginum Institutoris quem virtutibus omnibus et miraculis insignem Leo XIII. inter Sanctos adscripsit. Eius corpus Mediolani in Ecclesia S. Barnabae colitur.

Die 9 Decembris. (Quinto Idus Decembris).

Graji in Burgundia Sancti Petri Fourier Canonici Regularis Salvatoris Nostri Canonissarum Regularium Dominae Nostrae edocendis puellis Institutoris, quem virtutibus ac miraculis clarum Leo XIII. Sanctorum catalogo adjunxit.

Kirchliche Zeitläufe.

Von Professor Dr. Mathias Hiptmair in Linz.

Die Bedrängnis der Kirche in Italien. Der Peterspfennig auf dem deutschen Katholikentag. Die Mischehe in Schweden. Die protestantische Polemik anlässlich der sogenannten Coburger-Ehe. Ist der Protestantismus ein Princip der politischen Macht? Der Amerikanismus. Aus der protestantischen Welt: Keine Glaubenseinheit; kein „Gotteshaus“; Bismarck ein Christ; Orientreise Wilhelms I. Aus der anglikanischen Schule.

In mundo pressuram habebitis. Mit diesen Worten hat der Herr in ebenso wunderbarer Kürze als Deutlichkeit seinen Aposteln und Jüngern ihr Schicksal auf dieser Welt vorausgesagt und zugleich auch das irdische Lebenslos der Kirche gezeichnet. Bedrängnis gab es für die Kirche immer und überall; sie bildet Würze und Prüfstein. In letzter Zeit hat das greise, ehrwürdige Oberhaupt derselben auf so manche Bedrängnis hingewiesen, insbesondere auf die, welche die Kirche Italiens vom italienischen Staate fortwährend zu erleiden hat und die durch einen speciellen Gewaltact in neuester Zeit verschärft worden ist. Die italienische Regierung benützte die im letzten Hefte besprochenen Volksaufstände, um die friedliche, katholische Organisation, die Vereine, Comités u. mit einem Schlage zu vernichten. Wie bekannt, haben Pius IX. und Leo XIII. den Katholiken Italiens die politische Thätigkeit verboten (non expedit), dafür aber das sociale Wirken ans Herz gelegt. Dieses Wirken erwies sich besonders im letzten Decennium sehr segensreich, so dass die politischen Machthaber zur Ueberzeugung gelangten, es werde auf diese Weise ihnen wirklich der Boden unter den Füßen weggezogen. Daher ihr neuester Gewaltstreich. Der heilige Vater nennt in seiner Encyklika vom

5. August l. J. diesen Gewaltstreich einen Widerspruch, den die Regierung sich selbst macht, eine Verletzung der Gerechtigkeit und der bestehenden Geseze, eine Beleidigung Seiner Person, eine Schädigung der Volksinteressen, einen Vorschub des Socialismus und der Anarchie. Die ganze Welt muß dem heiligen Vater Recht geben und wir zweifeln nicht, daß nicht auch die italienische Regierung selbst ihm Recht gibt, aber für sie hat es sich seit 1870 und zuvor noch nie dem Papstthume gegenüber um das Recht gehandelt, sondern um den Besitz des Landes und der Macht. Es würde vorläufig auch nichts helfen, wenn das non expedit aufgehoben und den Katholiken der Eintritt in die politische Action, wie es von einer Partei gewünscht wird, gestattet würde. Die Regierung führt einen Interessentkampf ohne Rücksicht auf Moral und Recht und Religion — wie die heutige Welt zum größten Theile überhaupt — und da gehört der Sieg dem materiell Stärkeren. Das sind aber noch die Italianissimi, wie es soeben die Amerikaner den Spaniern gegenüber waren. Die Katholiken Italiens können daher nichts besseres thun, als nach dem Wunsche ihres weisen Führers ihre sociale Thätigkeit, wenn auch in neuen Formen, fortsetzen. Das ist zugleich die beste Politik und wird sicher einmal zum gewünschten Ziele führen.

Zu dieser kirchlich = politischen Bedrängnis gesellt sich eine finanzielle. Es sollen dem Papste die materiellen Hilfsmittel, deren er zur Regierung der Kirche bedarf, entzogen oder doch vermindert werden. Um dieses Ziel zu erreichen, setzt die feindliche Presse Märchen wie das Folgende in die Welt:

„Kein Papst, der je regiert, hat während seines Pontificates soviel Geschenke erhalten, wie Leo XIII., der es zugleich auch verstanden hat, diese zusammenzuhalten, damit sie nach seinem Tode ein eigenes Museum bilden sollen, das seinen Namen tragen wird. Die Geschenke, die Leo XIII. erhalten, sind: 28 mit den kostbarsten Edelsteinen besetzte Tiaren, 31 mit den kostbarsten Juwelen besetzte goldene Kreuze, 1200 Kelche aus Gold und Silber; 81 Ringe, von denen der vom Sultan gespendete allein schon einen Wert von 500.000 Lire hat. Weiter ein großer Diamant, gespendet vom Präsidenten von Transvaal, Herrn Krüger, der auf 20 Millionen Lire geschätzt wird; 16 Pastorale aus Gold mit kostbaren Edelsteinen besetzt; 884 Ostensorien aus Gold und Silber; 7 Statuen aus Gold und Silber; schließlich noch circa tausend andere Kunstgegenstände. Man geht daher gar nicht irre, wenn man den Wert aller dieser Gegenstände auf 50 Millionen Lire schätzt. Was dann das Bargeld anbelangt, das Leo XIII. für die Kirche erwirtschaftet und in Gold in den verschiedenen Banken deponiert hat, so dürfte es dem von Pius IX. ersparten, das auf 40 Millionen Lire geschätzt wird, nicht nachstehen“.

Leider sind solche Dinge nicht ohne Wirkung und thatsächlich ist der Peterspfennig in den letzten Jahren, die zudem ziemlich bedeutende Mißjahre waren, zurückgegangen. Aus diesem Grunde ist der Hilferuf, den der hochwürdigste Kölner Weihbischof Schmitz auf dem deutschen Katholikentag in Grefeld ergehen ließ, von hoher Bedeutung. Der hochwürdigste Redner sprach:

„Die Frage des Peterspfennigs ist in der That zu einer katholischen Calamität geworden und ist gerade im Augenblicke außerordentlich brennend.“

Die Thatsache, daß derselbe sehr abgenommen hat, steht unbezweifelt fest. Der heilige Vater bedarf zu den nothwendigen Auslagen für die allgemeine Verwaltung der Kirche jährlich 7 Mill. Franken. Von diesen 7 Mill. Franken sind 3 Millionen gesichert von einer Stelle, die ich nicht nennen will. 4 Millionen müssen aufgebracht werden durch den Peterspfennig der Katholiken der ganzen Welt. Bis vor 2 Jahren war der Ertrag des Peterspfennigs so groß, daß mehr als 4 Mill. Mark einkamen und der heilige Vater in der Lage war, Unterstützungen zuzuwenden, wie Sie das ja häufig in den Blättern gelesen haben, zu den verschiedensten Zwecken. Seit 2 Jahren sind die Sammlungen des Peterspfennigs nicht mehr auf 4 Millionen gekommen, sondern kaum auf 2 1/2 Mill. Wenn also dieser Zustand so weiter geht, kommt der heilige Vater mit der kirchlichen Oberleitung, die ihm obliegt, in die äußerste, prekärste Lage von der Welt. Es ist das für die Kirche von der größten Bedeutung und kann möglicherweise sogar verhängnisvoll werden. Die Gründe, warum der Peterspfennig so zurückgegangen ist, liegen in den verschiedenen politischen Ereignissen der letzten Jahre. Aus Amerika und Spanien hören die großen Spenden seit dem spanisch-amerikanischen Kriege auf. Frankreich ist zurückgegangen in seinen Spenden schon seit 5—10 Jahren und, Gott sei es gegnagt, unter allen Ländern spendet kein Land so wenig zum Peterspfennig, wie das katholische Oesterreich“.

Das ist ein ernster Hilferuf und wir halten es für unsere Pflicht, ihn zu verbreiten, wenn wir auch gestehen müssen, daß er in zweifacher Hinsicht uns sehr wehe thut. Es thut uns wehe, daß ein solcher Ruf überhaupt nothwendig geworden und die Katholiken erst auf die Noth des heiligen Vaters aufmerksam gemacht werden müssen, wenngleich auch das erklärlich und entschuldbar ist. Der hochwürdigste Redner deutet ja auf die Hauptgründe des Rückganges hin und diese können den Katholiken nicht zur Last gelegt werden. Dann aber thut es uns sehr wehe, daß wir Oesterreicher vor einer so großen Versammlung in solcher Weise an den Pranger gestellt worden sind. Wir haben das entweder verdient oder nicht. Haben wir es verdient, so wollen wir die schmerzliche Demüthigung hinnehmen und unverzüglich die Scharte ausweken; es soll uns niemand an werththätiger Liebe zum heiligen Vater übertreffen. Haben wir es aber nicht verdient, wie wir glauben, dann wird man wissen, was man uns von Gerechtigkeitswegen schuldig ist. Da wir keinen statistischen Ausweis besitzen, sind wir über unsere Schuld oder Unschuld mindestens im Ungewissen, und darum glauben wir erwarten zu dürfen, ja erwarten zu müssen, daß wir darüber volle Gewissheit erhalten. Nachdem wir öffentlich und vor aller Welt angeklagt worden sind, dürfen wir auch eine öffentliche Beweisführung verlangen, mag sie nun von was immer für einer Seite gegeben werden. Wir glauben das insbesondere auch deshalb verlangen zu müssen, weil der Ausdruck „das katholische Oesterreich“ darauf hindeutet, daß man unsere kirchlichen und politischen Verhältnisse nicht vom heutigen Standpunkt, sondern vom altösterreichischen betrachtet, was eben nicht recht wäre und zu unrichtigen Folgerungen führen müßte. Um also ganz klar zu reden: wir bitten, daß die Leistungen der Katholiken der Oesterreichisch-ungarischen Monarchie zum Peterspfennig nach den einzelnen Königreichen und Ländern festgestellt werden, und dann der Beweis erbracht werde, daß wir diesbezüglich unter allen Ländern die letzten sind.

Eine Bedrängnis anderer Art meldet man aus dem Norden.

„Seit einiger Zeit hat man in Schweden begonnen, schreiben protestantische Blätter, sich über die Fortschritte der römisch-katholischen Propaganda zu beunruhigen, und die Regierung hat sich veranlaßt gesehen, dem Reichstag einen Gesetzentwurf zu unterbreiten, der folgende Bestimmung enthält: „Versucht ein katholischer Priester, wenn er einen Ehebund zu schließen hat, die eine Hälfte zu zwingen oder zu überreden, mit der anderen Ehehälfte eine Uebereinkunft zu treffen bezüglich der Erziehung ihrer zu erwartenden Kinder in einer fremden Glaubenslehre, oder tauft er Kinder, die nach dem geltenden Gesetz nicht in einer fremden Glaubenslehre erzogen werden dürfen, so wird er mit Gefängnis bis zu sechs Monaten oder mit einer Geldbuße bis 1000 Kronen bestraft“. Ueber diesen Gesetzentwurf wurde neulich in der ersten Kammer des Reichstages verhandelt. Nur wenige Stimmen erhoben sich zugunsten der katholischen Geistlichkeit; der Gesetzentwurf wurde ohne Abstimmung angenommen.

Aus diesem Gesetze spricht die protestantische Intoleranz und dringt ein kulturkämpferischer Ton. Wann und wo ist es denn vorgekommen, daß ein katholischer Priester Zwang auf die Contrahenten ausgeübt? Wenn er aber dem katholischen Theil die Gewissenspflicht, für den wahren Glauben seiner Kinder Sorge zu tragen, ans Herz legt, so ist das kein Zwang, so hat er dazu das natürliche und göttliche Recht, es ist das seine heilige Pflicht. Ungemein eigenthümlich aber berührt es, Protestanten von katholischer Propaganda bei Eheschließungen reden zu hören. Ist es denn nicht gerade die Mischehe, die sie als Propaganda für den Protestantismus gebrauchen? Die sogenannte Coburger-Ehe in Wien, die ungewöhnlich viel Staub aufgewirbelt hat, ist ein neuer Beleg dafür. Der Fall beleuchtete überhaupt die Kampfmethode der Gegner aufs schönste. Solange die kirchliche Behörde nicht gesprochen, redete man mit Entrüstung über das zweierlei Maß, das die katholische Kirche für Hohe und Niedrige habe. An Luther und Melanchthon, die dem Philipp von Hessen die Bigamie erlaubten, gegen das Evangelium, dachten die Herren nicht. Das ist etwas anderes. Als aber Rom und der Cardinal Erzbischof das kirchliche Princip gewahrt, da brach der Entrüstungssturm aus einer anderen Ecke los und wurde der Pfarrer als ein Mann von Herz gepriesen.

Eine Bedrängnis eigenthümlicher Art und in ziemlich großem Stile will man uns bereiten durch den sonderbaren und auch schon langweiligen Hinweis auf die thatsächlichen Machtverhältnisse der einzelnen Staaten. Die protestantischen Staaten, sagt man, werden stark und die katholischen verfallen, und daraus schmiedet man für eine gedankenlose Welt ein Argument zugunsten des Protestantismus und zu ungunsten des Katholicismus und Roms. Man ist auf katholischer Seite die Antwort darauf nicht schuldig geblieben. Unter anderen nahm auch unser verehrter Mitarbeiter A. M. Weiß im fünften Bande seiner Apologie entsprechende Rücksicht auf diesen wohlfeilen Irrthum. Wir erlauben uns hier nur zu bemerken, daß es heute im formalen Sinne weder einen katholischen, noch einen protestantischen Staat gibt. Der erste Artikel des Gesetzes: Die Re-

ligion des Staates ist die katholische Religion — besteht nirgends mehr. Von einer protestantischen Staatsreligion aber zu reden ist widersinnig, da die Einheit fehlt. Es gibt protestantische Religionen, aber keine protestantische Religion. Anders ist sie in England, anders in Rußland, anders in Deutschland, anders in Amerika und in den einzelnen Ländern stehen sich wiederum unzählige Secten gegenüber. Was die modernen Staaten als Staaten betrifft, so haben sie das Princip der Confessionslosigkeit oder das der Interconfessionalität zu ihrer Grundlage, und das treibende Element ihrer Politik ist das materielle Interesse ohne Rücksicht auf Religion und Offenbarung. Auf diesem Wege sind sie zur Macht gelangt, die sie heute besitzen, morgen aber wieder verlieren können. Auch katholische Staatsmänner haben schon weltbeherrschende Staaten geschaffen oder gelenkt, und auch katholische Feldherren haben Siege errungen. Es gab eben auch vor Bismarck schon Staatsmänner und vor Moltke Strategen, und wenn die Schöpfungen jener dem Wechsel und Wandel alles Irdischen unterlegen sind, so können auch die Werke dieser auf unerschütterlichen Bestand kaum rechnen. Die Religion bezweckt direct und unmittelbar das ewige Heil des Einzelnen und das Reich, das Christus gegründet hat, ist seine Kirche, aber nicht eine Civilmacht, nicht ein Staat. Beide sind nach Ursprung und Ziel, nach Mittel, Ausdehnung und Dauer verschieden und die Protestanten mögen zusehen, wie sie ihre Folgerungen aus der heutigen politischen Weltlage mit dem Evangelium in Einklang bringen. Gerade da, wo sie die Reformatoren an die wahre Kirche Christi angeblich anknüpfen lassen, zur vorconstantinischen Zeit, gab es keine politische christliche Weltmacht, und da wo es eine gab, im ost- und weströmischen Reich, zur Zeit der Karolinger, zur Zeit der spanischen Weltmacht u., da war doch nach ihrem historischen Dogma gar keine Kirche mehr, oder doch nur eine sehr verderbte.

Wie verhängnisvoll also ist es, äußere Macht, Herrschaft, Reichthum und dergleichen als Kennzeichen der wahren Religion und Kirche hinstellen zu wollen! Wenn der Protestantismus das Geheimnis der Macht besitzt: warum wirkt er nicht in Holland, in Schweden und Norwegen? Und wenn Rom und der Katholicismus an sich das Princip der Ohnmacht und Schwäche sein sollen, wie kommt es denn, daß die Protestanten beides so sehr hassen und fürchten? Ein Blick in ihre Literatur zeigt, daß sie sich tausendmal mehr mit uns beschäftigen, als wir mit ihnen, und daß sie unablässig zum Kampfe blasen gegen Rom. Die „Evangelische Kirchenzeitung“ (Hengstenberg) Nr. 33 handelt unser obiges Thema gleichfalls ab und sagt dann: „Es ist Sache gerade der gläubigen Evangelischen, den Kampf gegen das Römerthum zu organisieren, nicht bloß um der Kirche des Evangeliums willen, sondern auch um der Zukunft des deutschen Volkes willen.“ Und als Bestätigung unserer obigen Behauptung von der Zerfahrenheit des Protestantismus fügt sie un-

mittelbar bei: „Aber bei dieser Zerrissenheit zwischen den evangelischen Landeskirchen, die es nicht einmal zu einer Conföderation kommen läßt, ist auf absehbare Zeit an eine Action mit vereinten Kräften nicht zu denken. Im Gegentheil, auch dem Zusammenschluß der Gläubigen in den verschiedenen Kirchengemeinschaften geschieht immer mehr Abbruch, und zwar namentlich durch die nach amerikanischer und englischer Manier zunehmende Tendenz zur Absonderung sectiererischer Art. Unsere größte Calamität aber besteht in dem lauen Glaubensstande evangelisch sein Wollender und in der Caricatur von Protestantismus insolge einer Theologie, welche das Blut Christi entleert, das Wort Gottes bricht und die Wunder leugnet“. Wir fragen: wenn im Protestantismus das Princip der Stärke und im Katholicismus das der Schwäche liegen soll, wie kommt es denn, daß einerseits die Socialdemokratie in Deutschland gerade in den protestantischen Bezirken wächst, und andererseits das katholische Centrum nicht hinfällig wird? Das citierte Blatt schreibt diesfalls im nämlichen Artikel:

„Der Ernst der Lage, wie er sich aus der Ausbreitung der Socialdemokratie ergibt, wird dadurch noch gesteigert, daß der römisch-katholische Geist insolge der Geschlossenheit der römisch-katholischen Wählerschaft und der römisch-katholischen Centrumspartei des Reichstages zu einer ganz unverhältnismäßigen Macht in unsern politischen Angelegenheiten gelangt ist. Auch diesmal ist die Centrumspartei wieder in vermehrter Stärke aus dem Wahlkampfe hervorgegangen. Und sie wird die so abermals für sie günstiger gewordene Constellation auszunützen wissen. Rom regiert im Mutterlande der Reformation mit, und zwar in der völlig legalen Weise des parlamentarischen Einflusses.“

Wir geben einen theilweisen Verfall in den sogenannten katholischen Staaten zu, aber nicht wegen des Katholicismus, sondern weil man daselbst nicht mehr wahrhaft katholisch sein und regieren wollte. Heute der herrschenden Ideen haben Regierungen und Fürstenthümer die Principien der Religion preisgegeben, ihre eigene Kirche im Stiche gelassen, ihre Wirksamkeit gehemmt und gelähmt, ihren katholischen Beruf ganz oder theilweise verkannt und den indifferenten oder atheistischen Staat gegründet oder gründen lassen. Sie sind untreu geworden. Untreue aber schlägt den eigenen Herrn. Daher der Rückgang, der stattfindet, der Unsegen, der auf allen Unternehmungen wie Mehlihu liegt, und die Mißerfolge, die sie in den Augen der Welt um alles Ansehen und allen Credit bringen. Aber wir glauben an eine Auferstehung der sogenannten katholischen Welt. Und wenn Gottes Gnade dieses Ereignis herbeiführt, dann wird es auch da wieder besser werden.

Die Frage des Amerikanismus steht noch immer auf der Tagesordnung. Wer sie näher kennen lernen will, der nehme die Schrift von Delattre S. J. zur Hand, welche sich gegen die sechste Auflage der Hecker'schen Biographie wendet und auch die Schreiben des Erzbischofs Ireland und des Cardinals Gibbons beleuchtet. Ebenso gibt Aufschluß ein Buch, von dem ein Amerikaner schreibt, daß es den schwersten Schlag bildet, den der Amerikanismus bis jezt erlitten

hat; wodurch er ins Herz getroffen: das Buch „Le P. Hecker: est-il un Saint?“ Ist P. Hecker ein Heiliger? von P. Maignen von den Brüdern des hl. Vincenz von Paul. Maignen schrieb zuerst eine Reihe von Artikeln in der strammen katholischen Pariser *Verité*¹⁾, die Aufsehen machten, und dann gab er sie in Buchform unter obigem Titel heraus. Da er als correct katholischer Theolog das erzbischöfliche Imprimatur dafür nachsuchte, wurde es auf Anordnung des Pariser Metropolitens von unparteiischen Theologen geprüft und approbiert; der Metropolit wollte jedoch die begonnene Controverse lieber beendet sehen und verweigerte aus Opportunitätsgründen die Druckerlaubnis. So wandte sich der Autor nach Rom, um vom Magister s. Palatii dieselbe zu erhalten und er erhielt sie auch, nachdem sämtliche Consultoren dafür gestimmt und noch überdies die ausdrückliche Zustimmung des heiligen Vaters dazugekommen war. Unser amerikanischer Gewährsmann, von dem wir einen Artikel hofften, aber leider vergebens, da er beruflich verhindert war, denselben in der angegebenen Frist zu liefern, verweist namentlich auf dieses Buch. Wir heben kurz einige Punkte heraus. In der Vorrede von Ireland und Felix Klein heißt es:

„Seit 50 Jahren hat kein Buch ein klareres Licht geworfen auf den gegenwärtigen Zustand der Menschheit oder die religiöse Entwicklung der Welt; auf die innigen Beziehungen zwischen Gott und der modernen Seele, oder auf die für den Fortschritt der Kirche nothwendigen Bedingungen.“ Hierzu bemerkt Maignen: „Was soll das heißen? Sind die Beziehungen Gottes zu den Menschen andere geworden Unterscheidet sich die „moderne Seele“ von der menschlichen, von der christlichen Seele?“ (pg. 2 und 3.)

Isaac Hecker wird von Professor Klein genannt: „ein großer Pionnier der Kirche, ein Pionnier der Zukunft, ein Pionnier nach außen und auch nach innen.“ (S. 5 und 6); „ein Ideal des Priesters für die neue Zukunft der Kirche.“ (S. 4).

Das Leben Heckers läßt sich in drei Abschnitte theilen: von seiner Geburt und seinem Leben in verschiedenen Secten Amerikas (1819—1844). Von seiner Conversion, seinem Eintritt in die Redemptoristen-Congregation, bis zu seinem Austritt aus dieser (1845—1857), von seinem Austritt aus der Redemptoristen-Congregation und der Stiftung der Congregation der Paulisten bis zu seinem Tode (1857—1888).

Charakteristik des P. Hecker:

Der Novizenmeister P. Ortmann empfahl ihm beim Austritt aus dem Noviziat, darnach zu streben, „ein heiliger Narr zu werden“ (S. 8).

„Unsere Meinung hierüber“, sagt Maignen, „ist, daß er weder das eine noch das andere war: in ihm fand sich eine Mischung von Tugenden und Täuschungen, von außerordentlichen Gnaden und Ausschreitungen, die ihn mehr oder weniger das eine und das andere erscheinen ließen.“

Sein Biograph versichert, daß Hecker niemals die Taufschuld verloren habe; wagt aber nicht zu behaupten, daß er gültig getauft worden sei. (S. 10).

Ein Beispiel von Täuschung: „Ich bin beinahe daran zu glauben“, schreibt Hecker am 24. September 1843, „daß die guten Werke ein Hindernis seien für das Seelenheil.“

Mit Studien gab sich Hecker nicht viel ab; diese mußten durch die „inneren Erleuchtungen“ ersetzt werden. Mehrere Wochen bedurfte er, um das lateinische „Vaterunser“ zu erlernen. „Das Gedächtnis hat mich dermaßen ver-

¹⁾ Rome Desclée etc. Paris, Retaux.

lassen, daß ich alle meine Bücher in die Bibliothek zurücktrug und dem Studienpräfecten sagte, ich könne aus den Büchern keinen Nutzen ziehen. In diesem Zustand der Unfähigkeit blieb ich zwei Jahre in Holland und ein Jahr in England; ich machte während dieser Zeit keinen einzigen Schulcurs durch. — Als aber die Zeit der Ordination kam, wußte ich genug, und ich wurde allso gleich im heiligen Dienste verwendet.“ (S. 27).

Auf unmittelbare Eingebung des heiligen Geistes schrieb er über die „grandes lumières“ ein Werk, dem aber der Magister s. Palatii die Druck-erlaubnis verweigerte. (S. 29).

Hecker wurde wegen Ungehorsam aus der Congregation entlassen (Seite 54).

Aus der protestantischen Welt. Wie wenig die Protestanten auf die Einheit des Glaubens geben, wenn er nur nicht katholisch ist, hat der Berliner Oberkirchenrath wieder einmal recht hübsch beleuchtet. Ein Prediger Dr. Scipio aus Stettin hielt in der Dorotheenstädtischen Kirche zu Berlin seine Probepredigt, in welcher er die Wunder des Neuen Testaments nur für „Gleichnisse“ ausgab und die Heilung des Taubstummen abwies. Des weiteren tadelte er das „Anklammern an den Buchstaben der Schrift“ und stellte das Apostolicum auf eine Linie mit dem römischen Dogma von der sündlosen Geburt Marias. Auf das hin protestierte ein Theil der Gemeinde gegen seine Anstellung und der Oberkirchenrath versagte demzufolge auch die Bestätigung. Nun wurde auf der Friedrichs-Werder'schen Kreissynode gegen diese Maßnahme des Oberkirchenrathes protestiert und D.-Conf.-Rath Köhler rechtfertigte das Kirchenregiment also: „Man habe durchaus nicht die Absicht gehabt, den Glaubensstandpunkt des Predigers Scipio anzufechten, man habe ihm die Freiheit seiner Meinungsäußerung durchaus gelassen.“ Nur „Eines“ sei maßgebend gewesen, daß nämlich die Gemeinde vorher schon in Parteien gespalten gewesen und der Prediger den positiven Theil verlegt habe. Damit ist also als Princip anerkannt der Glaube und der Unglaube, die Freidenkerei und die s. g. Orthodogie. Diese Widersprüche liegen freilich im Princip des Protestantismus.

Ein anderer Principienwiderstreit offenbart sich gegenwärtig in der protestantischen Literatur über das Wort „Gotteshaus“. Die Protestanten haben keinen eigenen Kirchenbaustil und nehmen daher die katholischen Bauarten, ebenso haben sie keine eigene Bezeichnung für das, was wir Gotteshaus, Kirche nennen. Der in Stuttgart 1893 verstorbene protestantische Prälat Heinrich von Merz bekämpft in seinen nachgelassenen Schriften diese Bezeichnungen, weil sie katholisch sind. Er nennt die Kirche „das evangelische Gemeinde- und Versammlungshaus“. „Wir bauen nicht Gott ein „Haus“, wir zeigen nicht Gott einen „Dienst“, wir bringen nicht Gott ein „Opfer“, wir „weihen“ nicht Gott etwas, wir schmücken nicht Gott einen „Altar“, sintemal er des keines bedarf und nicht in Tempeln oder auf Altären oder in Behältern und Gehäusen wohnt, von Menschenhänden gemacht“. Ganz richtig nach protestantischen Grundsätzen! Sie haben kein Gotteshaus und keinen Gottesdienst. Aber dann bleibe

man doch auf halbem Wege nicht stehen und ziehe die Konsequenzen bis zum Ende, bis zur Beseitigung jedes Cultus, jeder rituellen Handlung. Gott bedarf ja dessen nicht. Der abgefallene Graf Hoensbroech berührt die Kirchenbaufrage gleichfalls und ist damit unzufrieden. Die protestantische Inconsequenz behagt auch ihm nicht. Er schreibt in seiner „Täglichen Rundschau“ in einem Artikel über den evangelischen Kirchenbauverein zu Berlin unter anderm:

„Weniger wäre mehr gewesen. Der Geldeaufwand für einzelne Kirchen ist viel zu hoch. Und zwar nicht nur deshalb, weil sparsameres Bauen die Herstellung einer noch größeren Zahl von Kirchen ermöglicht hätte, sondern vor allem, weil die übergroße Pracht einzelner Kirchen mit dem Geiste des evangelischen Christenthums im Widerspruch steht. Nehmen wir die bedeutendste Leistung des Kirchenbauvereines, die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche. Sie ist eine evangelische Kirche. Damit ist von vornherein alles ausgeschlossen, was unevangelisch ist. Gibt es aber etwas Unevangelischeres, als unbiblische Heiligenbilder? Die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche weist eine ganze Reihe katholischer Heiligen auf; sie sind „künstlerisch“ dargestellt, mit Heiligenschein und Strahlenkrone. Das ist, weil in einer evangelischen Kirche, offener und schwerer Mißbrauch der Kunst. Die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche weist ferner in verschiedenen ihrer „künstlerisch“ schönen Glasfenster ultramontan-katholische Symbolik und ultramontan-katholische Schriftauslegung auf. Das ist abermals schwerer Mißbrauch der Kunst. Darüber, daß der Geldeaufwand für solche Dinge unangebracht ist, kann keine Meinungsverschiedenheit bestehen; denn diese Kunst verstößt gegen die elementarsten evangelischen Grundsätze. Gewiß sind die Verstöße nicht absichtlich begangen worden, aber sie zeugen deutlich, wie sehr über dem Streben, künstlerisch Vollendetes zu bieten, der Kirchenbauverein seinen Daseinszweck, evangelische Kirchen zu bauen, außeracht gelassen hat. Die Reformation hat die Kirchenkunst von der katholischen Religion übernommen; eine evangelische Kirchenkunst gibt es leider noch nicht. Und doch sollte der Unterschied zwischen einem katholischen und einem evangelischen Kirchenbau gerade so groß sein, wie zwischen der Lehre vom Papstthume und der Rechtfertigung allein durch den Glauben. Evangelischer und ultramontan-katholischer Gottesdienst sind und bleiben Gegensätze, so stark, daß auch der äußere Rahmen, in den sie hineingehören, die Kirche, die Gegenständlichkeit zum Ausdruck bringen muß. Und nun sehe man sich die künstlerische Ausschmückung der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche an. Der ganze ultramontane Cultus und Ritus kann heute in sie einziehen, ohne daß auch nur die geringste Veränderung vorzunehmen wäre. In dieser Thatfache liegt ihre schärfste Verurtheilung als evangelisches Gotteshaus. Die Kirchenpracht ist römisches Erbtheil; sie gehört wesentlich zum ultramontanen Gottesdienst; mit der evangelischen Religion, und also auch mit dem evangelischen Gottesdienst ist sie unvereinbar. Noch ist die Aufgabe, den evangelischen Kirchenstil zu erfinden, nicht gelöst; ja ihre Lösung ist kaum jemals ernstlich in Angriff genommen worden. Und doch würde mit ihrer Lösung die Kirchenkunst innerhalb der evangelischen Bekenntnisse erst zur vollen Entfaltung gelangen und in die richtigen Bahnen geleitet werden; als dienende Vermittlerin, als sichtbare Verkörperung des evangelischen Christenthums. Würde der Kirchenbauverein Berlins seine reichlich fließenden Mittel dazu verwenden, dieses Ziel, den evangelischen Kirchenstil, unseren Baukünstlern lohnend zu stecken, und würde er seine Erreichung bewirken, er hätte seinen großen Verdiensten die Krone aufgesetzt.“

Ja, es gibt keine protestantische Kirchenbaukunst und wird auch keine geben, weil der Protestantismus als Negation eben nichts ist, und das, was er noch Positives hat, Eigenthum der katholischen Kirche ist.

Gelegentlich des Todes des Fürsten Bismarck bemühten sich die theologischen Blätter, dessen christliche Gesinnung zu erweisen; es gieng ihnen jedoch herzlich schlecht dabei. Manche waren indes doch so ehrlich, den großen Mangel seines praktischen Christenthums hervorzuheben und wie Stöcker und Holzheuer zu betonen, daß er der christlichen Entwicklung des Volkes keine Hilfe angedeihen ließ und „für die organisierte evangelische Kirche ein besonderes Interesse nicht bekundet habe“. Eine seltsame Ironie entwickelte die „Chronik der christlichen Welt“, die das Hinscheiden des Fürsten mit folgenden Worten anzeigte:

„Am 30. Juli starb der Doctor der Theologie hon. caus. Otto Fürst v. Bismarck im Alter von 83 Jahren“. Hierzu bemerkte das von Decan Römer herausgegebene „Evang. Kirchenblatt f. Württemberg“ Nr. 33: Kann denn der Streich nie vergessen werden, den vor zehn Jahren die Gießener Facultät der evangelischen Kirche gespielt hat, da sie dem Manne, der alles, nur kein evangelischer Theolog war, zu Luthers Geburtstag den Doctorhut aufstülpte?

Im ganzen aber wimmelte es auch in diesen Blättern wie in den politischen von Uebertreibungen und albernen Behauptungen. Für die Katholiken gehört Bismarck in das Buch des Lactantius: De mortibus persecutorum, vielleicht nicht so sehr in Bezug auf seinen physischen Tod, über den Entgegengesetztes verbreitet wurde, als vielmehr wegen seines bürgerlichen, politischen Ablebens. Seine gewaltsame Amtsentsetzung 1890 bildete für den Herrschgewaltigen und Herrschsüchtigen ein sehr schmerzliches Leid, eine achtjährige Qual.

Fragen verschiedenster Art und wahrscheinlich von nicht unbedeutenden Folgen bringt die geplante Palästinareise Kaiser Wilhelms II. hervor. Da zur Theilnahme daran auch die österreichischen Pastoren eingeladen worden sind, empfand man hier das unangenehme Gefühl unberechtigten Eingreifens. Hierauf wurde die Sorge wach, daß ein Protectorat angestrebt werde über österreichische Unterthanen im Orient, dem entgegengetreten werden müsse. Und was bei uns befürchtet wird, das kam auch in Frankreich zum Ausdruck. Cardinal Langenieux rief zum Schutze des bisher bestehenden französischen Protectorates die Hilfe des Papstes an und der heilige Vater soll diese Hilfe auch schon zugesagt haben. Leider ist Frankreich ein arger Feind der Kirche.

Die anglicanischen Schulen. — Das interessanteste aller Studien ist das Studium des menschlichen Geistes und seiner Entwicklung. Die Hauptquelle dafür ist die Schule. Wer die Ebbe und Flut des menschlichen Denkens beobachten will, muß in die Schule dringen. Das Glauben und Wissen der älteren Generation wird dort der jüngeren tropfenweise eingegossen, und dem Beobachter ist es ein Leichtes, die Tropfen zu zählen und zu wägen. Dieser Gedanke soll eine etwas eingehendere Notiz der letzten Schulwahlen in London rechtfertigen. Die englische Regierung nahm die Schulfrage auf im Jahre 1871. Bis dahin war der Unterricht ganz in Privathänden. Um alle Parteien zufriedenzustellen, mußte der religiöse Unterricht

auf „die Principien der Moral und Religion“ beschränkt werden, jedoch so, „daß dieser Unterricht die Kinder an keine bestimmte Confession binde.“ Nun entstand zuerst die Frage: „Die Principien welcher Religion?“ Die Regierung setzte, um den Standpunkt klarer zu machen, das Wort „christlich“ hinzu. Doch das genügte nicht. Es fanden sich Lehrer, die sich Christen nannten und zu gleicher Zeit die Trinität, die Gottheit Christi und die Auferstehung verwarfen. Die Eltern der Schulkinder, und noch mehr der gläubige Clerus verlangten bestimmtere Erklärungen über die „Principien der christlichen Religion“. Die Bewegung fieng in London an im Anfange der neunziger-Jahre. Die dortige Schulbehörde (school-board) theilt sich in progressive und moderierte. Die erstern wollen höchstens das Bibellesen ohne Commentar erlauben; die letztern sprechen für limitierten dogmatischen Unterricht. In 1894 hatten die Moderierten die Oberhand, und ihr Führer Mr. Diggle, erließ ein Circular an alle Lehrer Londons. Darin hieß es, daß die Trinität, die Incarnation und die Auferstehung zu den Principien der christlichen Religion gehören, und daß jeder Lehrer, der diese Dogmen verwerfe, in Zukunft keinen religiösen Unterricht zu geben brauche, ohne daß jedoch dadurch seine Aussichten auf Promotion leiden sollten. Das Resultat des Circulars war höchst merkwürdig. Der erste Lehrer, der sich an die Behörde wandte, um vom Religionsunterricht entbunden zu werden, schrieb folgendermaßen: „Mit Bezugnahme auf Ihr Circular bitte ich um die Freiheit, nicht mehr ausdrücklich lehren zu müssen, daß drei Personen in der Gottheit sind, und daß Christus an unserer Statt gestorben ist, welches letztere mir eine Ungerechtigkeit scheint. Bisher habe ich hauptsächlich auf die moralischen Lehren des Menschen Jesus insistiert, und habe immer die Schönheit und die sittliche Erhabenheit seines Lebens hervorgehoben. Eingedenk des Wortes von Matthew Arnold, „daß gutes Betragen sieben Achtel des Lebens ist“, habe ich den Schreiner von Nazareth als unser großes Muster dargestellt. Jedoch zu lehren, daß er, den ich wie Buddha und Sokrates als einen älteren Bruder betrachte, Gott ist, wäre nicht weise, und ich bitte mit allem Respect, nicht verpflichtet zu werden, solches zu lehren.“ Der dies geschrieben, war bloß ein Unterlehrer. 3127 Lehrer unter dem School board stellten dieselbe Bitte en masse. Herr Diggle antwortete, daß die Lehrer je einzeln um Dispens anhalten sollten.

Doch in England weiß man zu gut, daß Eintracht stark macht. Die Lehrer in ihrer Antwort beklagten sich, daß die Behörden ihnen gegenüber ungerecht seien, und daß sie in Zukunft, wie in der Vergangenheit, die Principien der christlichen Religion lehren würden ohne Rücksicht auf das Circular. Die Antwort hatte 2886 Unterschriften. Diggle und die Moderierten legten das Circular ad acta. Zwei Monate oder so vor den Wahlen, die am 25. November 1897 stattfinden sollten, entbrannte der Kampf um die

Schulen aufs neue. Diggle hatte den Muth verloren und auch das Vertrauen seiner Anhänger. Die Gestaltung der Parteien entnehmen wir einem Manifeste der primitiven Methodisten, welche, wie alle anderen Nonconformisten, zur progressiven Partei gehören.

Die bevorstehenden Wahlen drehen sich um die religiöse Frage. Drei Parteien sind auf dem Wahlselde: die Progressiven, die Moderierten und die Vertheidiger der freien Schulen. Alle drei verlangen, daß täglich eine gewisse Zeit Religionsunterricht gegeben werde. Die Progressiven bestehen darauf, daß die Bibel ohne Commentar (ausgenommen soviel, als zum Verständniß des Textes nöthig ist) das einzige religiöse Schulbuch sei. Die zwei andern Parteien wollen neben der Bibel noch sectorischen Unterricht vermittels Katechismen und Glaubensbekenntnissen erteilen, und bestehen darauf, daß Lehrer, die solchen Unterricht nicht geben wollen, dieses den Schulbehörden anzeigen. Die Anhänger dieser zwei Parteien gehören fast ohne Ausnahme zur Staatskirche. Ihr Zweck ist, — die öffentlichen Schulen auf das Niveau ihrer eigenen armseligen, freiwilligen Schulen herunterzubringen. Sie sind die Inhaber der Lehrerseminare, welche, obschon vom Staate unterstützt, den Nonconformisten keine genügende Gewissensfreiheit geben. . . Die progressive Partei ist an folgende vier Punkte gebunden: 1. Nichtconsessioneller, religiöser Unterricht mit dem alten und neuen Testament allein für Textbücher. 2. Abschaffung aller religiösen Beisügungen (tests) oder Prüfungen für Lehrer. 3. Befreiung der Lehrerseminare von sectorischen Principien, welche für Nonconformisten ungerecht und beleidigend sind. 4. Abschaffung der Veränderungen, welche die gegenwärtige Regierung in den Unterrichtsgesetzen gemacht hat (i. e. des Zuschusses von freiwilligen Schulen) . . .

Die Katholiken hatten bei diesem Streite wenig zu gewinnen oder zu verlieren. In ihren eigenen Schulen erteilen sie katholischen Unterricht nach ihrem Belieben. Nichtsdestoweniger stellten sie zwei katholische Candidaten für London auf. Father Brown verpflichtete sich in seinem Aufruf an die Wähler, die religiöse Frage (in den Staatsschulen) nicht wieder zu eröffnen. Sein Zweck war, im Falle seiner Erwählung, die katholischen Interessen wie- und womöglich zu fördern. Wir brauchen nicht in weitere Einzelheiten einzugehen. Das Resultat der Wahl war ein glänzender Sieg der progressiven Partei. In London wurden gewählt 31 Progressive, 10 Staatskirchliche, 12 Moderierte und 2 Katholiken. Also eine solide Masse von 31 nichtconsessionellen Mitgliedern, gegen 24 unter sich zankenden confessionellen. Die Niederlage ist complet. Die anglikanischen Kirchen-Zeitungen gestehen öffentlich, der Kampf für die Schulen müsse, wenigstens für die nahe Zukunft, gänzlich eingestellt werden. Die traurigen Folgen für die christliche Religion in England lassen sich kaum berechnen.

Linj, 8. September.

Bericht über die Erfolge der katholischen Missionen.

Von Johann G. Huber, Stadtpfarrer zu Schwanenstadt.

Unser Jahrhundert geht zur Neige. So pflegt man jetzt oft zu sagen. Viele stellen sich dieses so vor und äußern sich darüber in einer Weise, wie man es hin und wieder an alten gebrechlichen Leuten macht, die schon lange genug gelebt hätten und Niemanden mehr abgiengen, wenn sie zu den Vätern versammelt würden. Kürzlich war gar in einem krippelhaften Zeitungsartikel von einem „verendenden“ Jahrhunderte die Rede.

Die Schmach, daß Leute, die eine Zeit miterlebt haben, so geringschätzig von ihr sprechen, mag unser Jahrhundert als Buße mitnehmen für seine Fehler und Schwächen; aber im Uebrigen, wenn man schon von einer Neige desselben reden will, so ist dieses am meisten in dem Sinne richtig, wie ein Radfahrer sich vorwärts neigt, je schneller er seinem Ziele sich nähern will. Ein solcher würde es sich kaum gefallen lassen, wenn man dieser Neige wegen von seinem nahen Ende reden wollte.

Ebensowenig darf sich unser Jahrhundert solches sagen lassen; es kommt ja hoch zu Rade daher, und neigt sich nur vor im Wettfahreifer.

Es hat in seinen alten Tagen noch Radfahren gelernt, von dem es in seiner Kindheit und Jugend und selbst in seinem reiferen Alter noch keine Ahnung hatte und vor dem Aufdämmern derselben noch den Kopf geschüttelt hätte, geradeso, wie wir graubemooste Häupter es machen, wenn wir bedächtig unseres Weges gehen und rechts und links das Radfahrervolk vorbeihuscht, wenn sie uns nicht vorher schon über den Haufen geradelt haben.

Wenn die Schlünde der Erzberge, die ruffigen Hallen der Eisenhämmer und Stahlwerke und die Urwälder der Tropen mit der Kautschuk-Lieferung nicht vorzeitig in Obstruction gerathen, so ist alle Hoffnung vorhanden: Bis wir 1901 über unsere Thüren schreiben, wird man für das alte C. M. B. schon die neue Uebersetzung haben: *Currus millies benedictus!* Bis dahin oder ein Halbjahr später wird der Täufling zu Rade zur Kirche befördert und der Pathe ihm sein Rad zum Angebinde geben, wird man die Kindlein nicht mehr mit dem zeitraubenden Gehenlernen plagen, sondern gleich zu Rade heben, wird das Baby schon der Puppe das Radfahren beibringen wollen, wird jede Schule ebenso viele Fahrräder als Armenbücher beistellen müssen, wird der Landmann zu Rade Pflug und Egge nach sich ziehen; bis dahin werden Rosse und Ochsen ein Einsehen haben, daß ihr Dasein ein verfehltes ist, bis ein neuer Erfinder ihnen ein Rad präentiert, welches für ihren Körperbau geeignet ist, — die Vorstudien zum Gebrauche machen sie einstweilen an ihren vorradelnden Besitzern. Bis dahin wird jeder Melkstuhl sein Rad im Gestelle haben, wird der Dampf als Zugkraft in den „Auszug“ gehen, und wird der Zugsführer zu Rade die Bahnwagen an der Leine führen und hohnlachend hinter sich schielen, wenn die schwerfällige Locomotive noch im Nachschiebedienst hinterher pufet; — es sind viele Anzeichen vorhanden, daß auch in das Examen pro cura das Radfahren als obligater Gegenstand müsse eingesetzt werden. — Bis dahin wird Ross und Wagen nur mehr für den homo senex und paralyticus Dienste leisten und wird der armseelige Fußgeher für eine vorsündflutliche Species angesehen werden.

Dieses und noch viel anderes muß und wird geschehen, denn das Jahrhundert fährt zu Rade und neigt sich drängend vorwärts und Alles, was der Zeit folgen muß, ist zu Rade: die Politik und das sociale Leben und die Gemeinbürgschaft der Nationen, alles radelt mit dem Jahr-

hunderte um die Wette, — und wer nicht mitthut, ist das plusquam-perfectum!

Es mag an diesem Gedankengange, der mit unserer Zeit radelt, manches als Spas und Hyperbel angesehen werden, aber der Kern ist doch Wirklichkeit!

Die Welt jagt ihren Zielen entgegen, als könnte sie ihren verhängnisvollen Sturz nicht mehr erwarten.

Die Kirche Gottes geht aber auch, auf sicherem Grunde einher-schreitend, vorwärts. Sie geht mit ihrer Zeit, nicht als ob sie deren Grundsätze zu den ihrigen machen wollte, sondern sie will überall mit kräftigem Arme eingreifen, wo sie sieht, daß das Drängen der Zeit die ihr Unvertrauten in den Sturz mitreißen will.

Nie hat man die Kirche auf allen Gebieten in so angestrenzter Thätigkeit gesehen, wie in unserer Zeit; nie hat sie in so ausgedehntem Maße alle verfügbaren Kräfte aufgeboten zur Ausdehnung ihrer Mission bei allen Völkern der Welt, wie wir es in den letzten Jahrzehnten sehen, dank dem Scharfblicke und der Thatkraft unseres greisen Vaters Leo XIII. So geht die katholische Kirche mit ihrer Zeit; und je mehr die Zeit drängt und hastet, desto unermüdlicher bleibt ihr die Kirche zur Seite. Da wir der Kirche Jesu angehören, ja als ihre Diener an ihrem Werke mitarbeiten, so dürfen wir wahrlich nicht stillestehen, sondern mit geistigem Fahrrade heißt es vorwärts trachten, überall eingreifen, wo unsere Zeit es erheischt.

So gewiß, als wir dieses als unsere Pflicht ansehen und gerne leisten, was in unseren Kräften steht, werden wir auch unserer Kirche zur Seite bleiben wollen in ihrem Vorwärtsgehen auf dem Missionsgebiete. Nichten wir unsere Blicke immer wieder auch auf diesen Theil ihres Wirkens. Dort müssen wir auch Mitarbeiter sein. Seien wir es durch Gebet und Opfer, ziehen wir auch Andere mit zur kräftigen Unterstützung der katholischen Mission in allen Welttheilen.

I. Asien.

Palästina und Syrien werden mehr und mehr der Schauplatz eines gewaltigen Ringens zwischen der katholischen Missionsthätigkeit und den Anstrengungen der gegnerischen Secten. Am meisten zeigt sich dieser Kampf auf dem Gebiete der Schule.

Die Protestanten und Schismatiker, allen voran das Russenthum, haben diese Länder mit Schulen geradezu überschwemmt, um der katholischen Mission gerade dort, wo sie ihre nachhaltigste Wirkung erzielt, Concurrenz zu machen. Die Macht und das Ansehen, welches Rußland bei den schismatischen Orientalen genießt, ebnet seiner Politik überall die Wege und einigt die Gegner zum gemeinsamen Vorgehen. Die Gefahr wird thatsächlich groß. Je mehr diese Gefahr wächst, desto eifriger ist die Mission auf gute Schulen bedacht.

Zum Beispiel haben derzeit die Jesuiten in Syrien allein 140 Knabenschulen und 50 Mädchenschulen, die ersteren zählen 7826 Schüler, die letzteren 4576. Sie wissen kaum mehr genug Lehrer aufzutreiben und wollen zur Ab-

hilfe eine Genossenschaft einheimischer Schulbrüder gründen. Man hofft davon ähnliche Erfolge, wie sie so freudig sich bei den einheimischen Ordensschwestern zeigen.

Derzeit sind 106 Schwestern auf 26 Schulen vertheilt. Würden ihrer 500 sein, so würde es noch nicht ausreichen, um alle Bedürfnisse zu decken. Der Erfolg ihres Wirkens bei den Kindern und beim erwachsenen weiblichen Geschlechte tritt so schön hervor, daß auch die Gegner den auffallenden Unterschied zugeben zwischen Ortschaften mit und ohne Schwestern.

Bor der indien. West-Bengalen. Aus der Mission unter den Nkols in Chota-Nagpore brachten die Freiburger katholischen Missionen wieder eine Nachricht und zwar eine sehr gute.

Die Zahl der Neubefehrten ist auf 12.000 gestiegen. Die Stationen Nighitpur, Kenui, Nagar und Kutlu, die seinerzeit wegen Mangels an Missionskräften mußten aufgegeben werden und für verloren betrachtet wurden, sind wieder besetzt und völlig gewonnen.

Auch dort machen die protestantischen Gegner umso größere Anstrengungen, der katholischen Mission ihre Leute abwendig zu machen. Die Jesuiten-Missionäre halten als Gegenmittel fleißig jährlich Exercitien in den Christen-Gemeinden, und dieses bewährt sich als bestes Mittel zur Stärkung in der Treue.

In der Diöcese Madras haben die St. Josef-Missionäre (Millhill) 12 Stationen, in den Schulen 1373 Kinder, 238 Tausen von Erwachsenen, in Kasiristan und Kachemir haben sie 250 Kinder in den Schulen.

China. Süd-Schantung. In Tschöngchiaen hat P. Weig (aus dem Steyler-Missionshause) seine Arbeit begonnen unter den Menzö, einem Fischervolke auf dem großen See von Tschöngchiaen, der in seiner Mitte eine Insel mit 18 Dörfern hat.

Die Fischer sind der ärmste Theil der Bewohner, sie haben nicht Haus noch Grund, verbringen mit Weib und Kindern ihr Leben auf den Fischerbarken. Der Missionär mußte auch diese Lebensweise annehmen und folgt ihnen überallhin mit seinem Schiffe, welches auch als Kirchlein dient. Die Fischer sammeln sich mit ihren Fahrzeugen um dasselbe, hören Messe und Predigt und zeigen sich empfänglich und dankbar. Der Missionär hofft, sie alle zu gewinnen, und nachdem er den Armen das Evangelium gepredigt, hofft er Gottes Mithilfe, damit er auch bei den Anständigen auf der Insel der Mission Eingang verschaffen könne.

China. Missionär P. Aelen gibt in einem Reiseberichte interessante Hinweise auf die großen Erfolge, welche das „Werk der heiligen Kindheit“ in Rettung der Heidenkinder erreicht.

Es werden jährlich 4—500.000 Heidenkinder getauft. Durch die Almosen der Christenkinder wird die Möglichkeit geboten, jährlich gegen 100.000 Kinder loszukaufen, sie zu nähren, zu unterrichten und zu erziehen.

Zum Beispiel sind in Hongkong zwei Kinder-Misyle unter Leitung von Ordensschwestern; dieselben holen sich theils selbst die an den Straßen und Flußufern ausgelegten Kindlein, viele werden ihnen von den Eltern gebracht und um etliche Kreuzer zum Kaufe angeboten, die Polizei übergibt ihnen jährlich bei 1000 solcher aufgefundenen Kinder.

Diese Hinweise bestätigen die Wichtigkeit dieses Werkes und sollen eine Aufmunterung sein, dasselbe nach Kräften zu fördern.

Auf der Insel Hainan haben die portugiesischen Jesuiten die Mission wieder aufgenommen, welche ihre Vorfahren schon 1635 begonnen und zu großer Entfaltung gebracht haben, bis mit ihrer Vertreibung alles wieder vernichtet ward. Mit Beginn unseres Jahrhunderts waren wieder Versuche

gemacht worden, den Nachkommen der alten Christen zu Hilfe zu kommen. Es wurden Priester dahin geschickt, zuerst chinesische Weltpriester, später 1850—1876 arbeiteten daran die Missionäre des Pariser Seminars. Wieder wuchs die Zahl der Befehten auf 1000. Dann hat die anlässlich des französisch-tongkinesischen Krieges entstandene Christenverfolgung wieder alles gänzlich zerstört.

Bei Wiederaufnahme dieser Mission fanden die Jesuiten noch etwa 300 Christen vor. Es wurden auch barmherzige Schwestern dahin berufen. Die Arbeit geht rüstig voran.

Diese Insel, die sich dem Golfe von Tongking vorlagert, hat eine Größe von 36.000 Quadrat-Kilometer und zählt $2\frac{1}{2}$ Millionen Bewohner, größtentheils Chinesen und neben diesen, in die Gebirge zurückgedrängt, die wilden Stämme der Loi und der halbcivilisierten Tschun, ist also ein großes Arbeitsfeld. Gott segne den neuen Versuch!

Im apostolischen Vicariat Nord-Cochinchina hat die Mission staunenswerte Erfolge. 1895/96 zählte man 4200 Neubefehrte, 1896/97 stieg die Zahl über 9000; im letzten Jahre geht die Befehrung noch rascher vorwärts, man hatte bis 1. Mai schon über 10.000 Heiden getauft.

Beispielsweise ergeben sich in der Mission Hue jährlich 1000—3000 Tausen.

Leider ist die Mission derzeit schwer durch Elementarereignisse heimgesucht. Einem dünnen Sommer, der die Reisernte vernichtete, folgte ein Chelonssturm, der nahezu 2000 Menschen das Leben kostete. Die Missionäre sind mit ihrem Volke in großer Bedrängnis.

Mandschurei. Auch dort geht das Werk der Mission mit Schnelligkeit vorwärts. Innerhalb Jahresfrist wurden 1500 Erwachsene getauft, die Zahl der Katechumenen ist mehr als 12.000.

Birma. P. Wehinger ist von seiner Sammelreise aus Oesterreich wieder nach Mandalay zurückgekehrt und hat in seine Ausfägigen-Anstalt als Hilfskräfte 6 Franciscaner-Ordensschwestern, 13 Postulantinnen und seine eigene Schwester mitgebracht zum größten Jubel seiner 220 Pflinglinge.

Die Schwestern greifen mit Eifer und Geschick ihre Arbeit an, die Arbeit, die ihnen dasselbe Schicksal bringen wird, wie sie es an ihren Pflinglingen sehen, den Ausfag und — den Himmel!

Korea. Trotz der politischen Wirren geht die Mission ruhig ihren Gang. Der apostolische Vicar Bischof Msgr. Mutel wird auf seinen Missionsreisen überall mit Ehrfurcht behandelt, wurde wiederholt bei Hofe empfangen. Die Heranbildung eines einheimischen Clerus entwickelt sich immer besser. Die Kathedrale in Seül, ein herrliches Bauwerk, wird bald vollendet sein.

Die Zahl der Katholiken 33.200 vertheilt sich auf 24 Hauptstationen und sehr viele Nebenstationen, 31 Schulen zählen 330 Schüler, in zwei Waisenhäusern sind 362 Kinder. Es arbeiten 27 europäische und 3 einheimische Priester, 8 europäische und 10 einheimische Schwestern.

Japan. Neuer sind 8 Trappistinnen aus dem Kloster Ubezy in den Vogesen nach Hakodate gekommen und haben dort mit ihrer Aufgabe begonnen: Durch strenges Bußleben und Gebet Gottes Segen für das Gedeihen der Mission zu erlangen und selber daran theilzunehmen durch Leitung eines Waisenhauses.

Apostolisches Vicariat Batavia betrauert den Tod seines Oberhirten Msgr. Staal S. J.

Derselbe hatte 1875 auf der Insel Banka seinen ersten Posten, wo die paar Missionäre Dreivierteltheile des Jahres beständig auf der Wanderschaft sein mußten, und hat dort prächtig gewirkt. 1885 übernahm er die neue Station Singkawang, 1893 wurde er Bischof von Batavia und war als solcher auch fast immer auf Hirtenreisen von Insel zu Insel, wo er überall selbst Missionärsarbeit leistete. Besonders war er darauf bedacht, an Stelle der ärmlichen Kapellen würdige Kirchen zu bauen, deren sechs vollendet, vier noch im Baue begriffen sind. Er starb auf seiner letzten Visitationsreise auf einem Schiffe, begleitet von einem Priester und mit den hl. Sacramenten versehen. R. I. P.

Borneo. In der Station Singhi am Serawak-Flusse ist P. Westerwoudt (Millhill-Congr.) nach einer 12jährigen Wirkksamkeit unter den Dyaken, erst 37 Jahre alt, gestorben.

Er hatte, obwohl die Schwierigkeiten anfangs unüberwindlich schienen, eine ansehnliche Christengemeinde gesammelt, Kirche und Schule gebaut und geleitet, auch noch eine zweite Station für die Land-Dyaken eröffnet.

Ceylon. In der Erzdiocese Colombo hat sich im letzten Jahre die Zahl der Katholiken um 4834 vermehrt. Sehr erfreulich entfaltet sich das religiöse Leben, besonders im eifrigen Empfange der heiligen Sacramente.

Zu guten Hoffnungen berechtigt auch das Waisenhaus in Maggona, der Unterricht in Schulgegenständen und Handwerken wird fleißig benützt, mehrere der fähigsten Zöglinge werden für das Lehrfach ausgebildet, eine neue Schule wird gebaut. Durch sorgsame Pflanzung von Kokos und Zimmet wird vorgearbeitet, daß die Anstalt sich bald selbst erhalten könne.

Philippinen-Inseln. Diesen hat in jüngster Zeit die Kriegesfurie arg zugesetzt. Die Pressfurie humpelt hinterdrein und verabreicht der angeblich dort hausenden Mönchs- und Priesterherrschaft hinterläßt ihre Hiebe.

Der Grund hievon ist leicht zu errathen. Gerade auf diesen Inseln arbeitet die katholische Mission mit einer Kraftentfaltung und mit Erfolgen, die kaum ihresgleichen haben.

Augustiner, Franciscaner, Dominicaner und Jesuiten theilen sich dort in die Missionsarbeit, den Jesuiten ist es gar gelungen, aus den Mohammedanern sovieler für das Christenthum zu gewinnen, daß eigens am Rio Davao drei Ortschaften für sie angelegt wurden, wo sie brave christliche Gemeinden bilden.

Uebrigens hat erst vor ein paar Jahren der Philippinen-Forscher, Professor Blumentritt, in den „Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien“ sich über das Wirken der Missionäre, sowohl über ihren religiösen als culturellen Einfluß und ihre wissenschaftlichen Arbeiten in geographischer und ethnographischer Hinsicht mit großer Anerkennung ausgesprochen.

II. Afrika.

Aegypten. Die Bewegung der Kopten zur Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche ist nicht eine vorübergehende, sondern erweist sich nachhaltig und greift immermehr um sich.

Seit den letzten Meldungen über geschehene Befehrungen aus dem Schisma kamen wieder neue, zum Beispiel in der Diocese Theben aus vielen Orten, darunter in Bahadie von der gesammten Bevölkerung sammt ihrem Pfarrer; in der Diocese Hermopolis ergaben sich Befehrungen, in Menjasis 300, in Beni-Ebeid 150, in Nazlet-Ubu, Gattas und Berbeh ganze Gemeinden u. s. w.

Die Gesamtzahl der Befehrten in beiden Diocesen ist 13.000.

Im Januar 1898 wurde auf Weisung des heiligen Vaters die erste Synode der neuen koptischen Kirche in Kairo gehalten. Möge auch diese ein Werkzeug der Gnade Gottes sein, daß die Hoffnung, welche das Oberhaupt der Kirche auf dieses Werk setzt, auch vollends verwirklicht werde.

In Unterägypten haben die italienischen Franciscaner folgende genügend eingerichtete Stationen: Kairo, Fajum, Beni-Suef, Assuit, Kene, Luxor, Nag-Hamladi, (letztere noch ohne Kirche); Arment und Magago sind in Gründung begriffen. Es bestehen 6 Knabenschulen und 4 Mädchenschulen mit 530 Schülern. Die Franciscaner ertragen für sich die ordnungsgemäße Armut ganz wohl, für die Herhaltung der Gebäude, für die armen Kinder bitten sie jedoch inständig um Almosen.

Abessinien. Die Lazaristen-Missionäre haben bei ihrem Eintreffen in Duala von dem dortigen Ras bei der Audienz eine Auskunft erhalten, die einen Ehrenplatz in der Missionsgeschichte verdient:

Er habe den katholischen Abessiniern in seinem Gebiete die Wahl gelassen: entweder ihren Austritt aus der katholischen Kirche zu vollziehen oder Haus und Habe im Stiche zu lassen und auszuwandern! Sammt und sonders haben alle das letztere gewählt und sind in Verbannung gegangen! — Weil nun aber der Negus volle Religionsfreiheit in seinem Reiche wolle, so werde der Ras die Verbannten zurückrufen, wozu er auch in Gegenwart der Missionäre den Auftrag gab. — Bravo solchen wackeren Katholiken!

In der Gallas-Mission konnten die Kapuziner auch in der Kriegszeit ihre Thätigkeit ungehindert fortsetzen, auch die neue Station Minne eröffnen und in Laffo ein Knabenseminar gründen. Der Missionsobere Bischof Msgr. Taurin O. Cap. steht in großer Gunst bei Negus Menelik.

Madagascar. Die katholische Mission zählt in Nord-Madagascar 1113 Christengemeinden mit 320.400 Katholiken. Sehr gut muß es mit den Schulen stehen, sie zählen 147.590 Kinder unter 2239 Lehrkräften.

Deutsch-Ostafrika. Die Missionäre der St. Benedictus-Gesellschaft haben am Jahrestage der Hinmordung ihrer Genossen in Pugu in weihervoller Erinnerung ihr neues Missionshaus auf dem Tosamaganga im Uhehe-Lande eingeweiht und bezogen. Sie arbeiten dort eifrig vorwärts und bringen ihre Neubekehrten sachte, aber sicher zu christlichem Leben und regelmäßiger Landarbeit.

Leider ist die äußere Lage ähnlich jener, die einst in Pugu zur Katastrophe geführt hat. Seit sieben Jahren ist beständig Krieg. Unter den Wahehe ist ein Führer namens Quawa aufgetreten, der einen großen Einfluß ausübt, so daß seine Landsleute ihn für einen unbefiegbaren Halbgott halten. Allerdings sind ihm die deutschen Schutztruppen scharf an den Fersen, — aber für die Mission bleibt doch immer große Gefahr.

Apostolisches Vicariat Ober-Nil. Die St. Josef-Missionäre (Millhill) melden mit Schluß des Jahres 1897 folgenden Stand: 3 Stationen mit 1200 Katholiken und 6300 Katechumenen, 588 Tausen Erwachsener, 3 Schulen mit 105 Kindern.

Sambesi. In Quelimane starb P. Desmaroux S. J., der dort innerhalb eines Jahres 600 Neger bekehrt hatte. Er war zum Nachfolger des † P. Memhart auf dessen Posten bestimmt und wurde

dafür dessen Nachfolger in den Tod. Es sind in fünf Monaten wieder fünf Missionäre dort gestorben.

Die Mission arbeitet am meisten im Schulwesen. Bei den Erwachsenen gibt es immerzu üble Erfahrung, theils durch Verkehr mit verdoebenen Christen, theils durch das ständige Andrängen der Mohamedaner.

In der St. Peter Claver-Station in Mozambue gibt es eine große Zahl losgekaufter Sklavenfinder, die Christengemeinde wächst zusehends, aber ebenso auch der Groll einiger Häuptlinge, denen der wachsende Einfluß der Missionäre wider den Strich geht.

Die im Baue begriffene Kirche, ein mächtiger Steinbau, erregt den Zulauf der Neger aus Entfernungen über 100 Kilometer und ihre Bewunderung.

Die jüngste Station Chipanga am Fuße des Morumbala-Berges hat schon eine ansehnliche Christengemeinde.

Diese Station erhielt von einer portugiesischen Geschäfts-Compagnie ein Grundstück von 200 Hektar zum Geschenke, dazu eine monatliche Unterstützung.

In Boroma ist die Kirche mit einem Fassungsraum für 2000 Menschen vollendet. Die dortige Schule zählt 300, die in Sambo 100 Kinder.

Apostolisches Vicariat Natal. In Durban feierte der Missionsobere P. Monginoux O. M. J. sein 25jähriges Priesterjubiläum. Die Katholiken brachten freudig ihren Dank zum Ausdruck. Dieser war wohlverdient.

Bei seiner Ankunft auf diesem Posten (anfangs der Siebziger-Jahre) waren nur etliche Katholiken vorhanden, jetzt sind es 3000, sie haben eine schöne Kirche, Ordensschwestern haben 700 Kinder in den Schulen und leiten ein Hospital und ein Waisenhaus.

Die apostolische Präfectur Transvaal hat einen Verlust erlitten, der um so schmerzlicher ist, als er ganz unerwartet kam.

Der apostolische Präfect P. Schoch O. M. J. ist auf einer Reise, die er frisch und gesund angetreten hatte, auf dem Schiffe plötzlich erkrankt und in ein paar Stunden gestorben. Seine Leiche wurde nach Schiffsvorschrift ins Meer gesenkt.

In Suez erwarteten ihn einige Ordensschwestern, um ihn zu einem schwerkranken Priester seiner Genossenschaft zu führen. Statt des sehnlichst Erwarteten kam die Nachricht von seinem Tode, die in seinem Missionsgebiete ansgliches Leid verursachte. R. I. P.

Deutsch-Südwest-Afrika. Die Station Windhoek hat in den zwei Jahren ihres Bestehens die Anfangsschwierigkeiten ausgekostet. Die größte liegt in der fabelhaften Theuerung. Die aus Holzgebälk und Segeltuch errichteten Missionsbauten halten der Regenzeit nicht stand. Es muß an einen Ziegelbau gegangen werden. Hierzu kosten 1000 Ziegel 80 Mark, der Maurertaglohn ist 20—25 Mark, Alles übrige muß an der Küste mit ungeheurem Geldaufwande herbeigeschafft werden.

Die Missionsarbeit bringt schon Erntlingsfrüchte. Um den vielfachen Bitten zu entsprechen, wurde die Bewilligung zu einer zweiten Station ertheilt in der Hafenstadt Swakopmund.

Das Gebiet ist ungefähr so groß wie ganz Frankreich, hiefür sind aber erst 3 Patres und 3 Brüder O. M. J. verfügbar!

Kongo. Laut Decret der Propaganda vom 11. Mai d. J. wurde dem Prämonstratenserliste Tongerlo in Belgien eine neue apostolische Präfectur im Kongostaate anvertraut. Dieselbe trägt den Namen Nello

und liegt ihr Gebiet zwischen dem Sudan und dem apostolischen Vicariate Victoria-Nyanza und dem Flusse Uellé.

6. Juni sind aus dem genannten Stifte die ersten Missionäre, unter Führung ihres neuen Abtes P. Adrian Deckers zur Uebernahme dieser Mission abgereist, und wird vorerst dort die Abtei Neu-Tongerloo errichtet. Gott segne ihr Unternehmen!

In der Station Landana arbeiten die Väter vom heil. Geiste unter großen klimatischen Beschwerden aber mit immer zunehmenden Erfolgen.

Die Zöglinge des Missions-Seminars zeigen sich sehr brav. Die Bevölkerung der Christendörfer ist um 12 Familien vermehrt worden, die Schule füllt sich immer mehr, auch das Krankenhaus brachte viele Befehrungen.

Auch an Heimsuchungen fehlt es nicht: Für die neue Station Lukula wurde das Baumaterialie und alle Einrichtung zu Schiffe befördert. Durch Schiffbruch ist alles zugrunde gegangen. — P. Meyer, der im December 1897 an das „Salzburger-Echo“ aus Afrika ausführlich Bericht erstattete, ist nach einer reichlich gegneten Wirksamkeit dort gestorben. R. I. P.

Kamerun. Der apostolische Präfect P. Vieter arbeitet mit Eifer und Geschick an der Leitung der nöthigen Missionsbauten und schreitet auch die Mission überall vor.

In Kribi ist von 7, mit denen die Mission begonnen hat, nun die Zahl der Befehrten auf 600 gestiegen; in der Schule sind über 100 Kinder, die nebst den Schulgegenständen auch die deutsche Sprache sich aneignen.

Die Kirchenmusik ist prächtig bestellt, bei Aemtern singen die Kinder mit lateinischem Texte, bei heiligen Messen singen sie und die Erwachsenen deutsche Kirchenlieder, wie in einem deutschen Dorfe. Der Rosenkranz ist beliebt und wird von vielen täglich gebetet, jeden Sonntag kommen 30 und mehr zu Beicht und Communion.

Engelberg. Der Missions Curort ist stets besetzt mit Erholungsbedürftigen, die meist neugekräftigt wieder auf ihre Posten zurückkehren können.

In Marienberg zählt die Christengemeinde schon 1200.

In Buambe und Edea werden geräumige Kirchen gebaut.

In Mavanja kämpft man noch mit den Anfangsschwierigkeiten.

Es herrscht noch Mangel an allem Nöthigen; aber in der Schule, einem Weßblechbaue, der beim Gottesdienste als Schiff der Kirche dienen muß, geht es schon lebhaft her. Neben den Kleinen sitzen auch Erwachsene und bemühen sich um die Anfangsgründe der Bildung, Lesen und Schreiben, dazwischen trafen und jucken und jammern sie im Kampfe mit den Sandflöhen, den gefährdeten Quälgeistern, die ihren nackten Füßen zusetzen. — Die Schwestern haben genug Gelegenheit zur Selbstüberwindung unter diesem beispiellos schmutzigen Volke, und warten mit Sehnsucht auf die Zeit, wo es ihnen gelingen wird, eine große Anzahl Kinder ganz in Pflege und Obhut bringen zu können.

Aus der Kamerun-Mission mußten Bruder Mahler und Schwester Dominica im April dieses Jahres in die deutsche Heimat geschickt werden, um nach schwerem Fieberfiechthum noch Erholung zu suchen. Beide waren schon vor der Abreise mit den heiligen Sacramenten versehen worden.

Je mehr das Schiff nach Norden kam, desto mehr verstimmete sich der Zustand beider: dem Tode nahe, erreichten sie den deutschen Boden. Br. Mahler, der noch sein Missionshaus Limburg erreichen wollte, starb in kurzer Entfernung davor in Gießen, 36 Jahre alt, bisher vier Jahre in Kamerun.

Goldküste. Der apostolische Präfect meldet in einem Briefe an den Berichterstatter Einiges über die bedrängte Lage seiner Mission, besonders der Station Saltpond.

Diese war schon vor fünf Jahren mit Missionären besetzt, mußte nach deren Erkrankung und Tod aufgegeben werden und blieb nur ein eingebornen Katechist dort, der seither die Christengemeinde leitete, die schon 350 bekehrte Erwachsene und eine Schule mit 200 Knaben hat. Da dessen Kraft nicht mehr standhält, so wurden wieder zwei Missionäre dahingestellt.

In Cape-Coast, dem Sitze des apostolischen Präfecten, mußte bisher ein ungenügender Raum im Missionshause an Sonntagen als Kirche, an Wochentagen als Schule dienen. Die Zunahme der Bekehrungen zwingt zum Baue einer Kirche. Der apostolische Präfect Msgr. Albert bemühte sich in Europa dafür Mittel zu sammeln. Das Ergebnis war viel zu gering, und spricht derselbe nun schriftlich seine Bitte aus. — Ich bitte für ihn um Almosen.

Senegambien. Die Väter vom heiligen Geiste haben, von der Station Thiès ausgehend, eine neue Station gegründet, in etlichen Monaten die nöthigen Bauten durchgeführt, darin auch Schwestern untergebracht zum Unterrichte der Kinder und zur Krankenpflege. Das Volk zeigt sich sehr empfänglich.

Apostolische Präfectur Dahomey. Dieses seit der Besiegung des Menschenschlägters Behanzin freigewordene Gebiet steht nun der Mission offen und wird fleißig gepflegt.

In Dahomey, Porto novo, Quidah, Agoney, Grand-Popo, Athieney und Zagnando bestehen blühende Stationen, über deren Erfolge die Regierungs-Beamten und Ansiedler nicht genug staunen können. Es arbeiten 22 Missionäre und 16 Schwestern.

Freilich sind auch die Mohammedaner eifrig in der Ausnützung der jetzt günstigen Verhältnisse. Es ist daher für die katholische Mission besonders wichtig, daß sie ausreichende Unterstützung finde. Die Gegner haben auch dort den Reichtum, die Missionäre die Armut.

Kabylie. In der Niederlassung Quad-Hias haben 5 weiße Ordensschwestern in ihrer Schulthätigkeit gute Erfolge. Sie haben 150 Mädchen beim täglichen Unterrichte. Dazu auch ein Internat mit losgekauften Mädchen, deren einige vollständig ausgebildet und zu künftigen Mitarbeiterinnen herangezogen werden.

III. Amerika.

Vereinigte Staaten. Eine in das Missionsfach einschlägige Arbeit leistet dort der katholische Missionsverein. Derselbe steht unter dem Protectorate der Bischöfe. Sein Zweck ist, den kathol. Glauben auch unter den Andersgläubigen bekanntzumachen, die Vorurtheile der Gegner zu beheben.

Eine Reihe von Priestern und Laien übernahmen es, in den Landstrichen mit vorwiegend protestantischer Bevölkerung in größeren Orten öffentliche Vorträge zu halten meist über die Unterscheidungslehren, Gebräuche und Einrichtungen der katholischen Kirche. Diese Vorträge üben eine auffallende Anziehungskraft aus. Das System der Fragekästen fördert die Wißbegierde, die Beantwortung ist für Katholiken und Gegner berechnet.

Der Verein wirkt ausgezeichnet; eine große Zahl von Bekehrungen war der bisherige Erfolg dieser neuen Missionsarbeit.

Apostolisches Vicariat Athabaska-Mackenzie. Aus der Station La Providence veröffentlicht die Zeitschrift „Maria Immaculata“ eine

Schilderung von P. Lecorre O. M. J. über die letzten Wintererlebnisse der Missionäre.

Den Lebensunterhalt der Missionäre bilden fast einzig die Fische. Der letzte Winter war um zwei Monate früher als sonst eingetreten. Da erst kaum ein Drittel des Vorrathes gesammelt war, mußte das Uebrige unter dem Eise gefischt werden. Dazu mußten die Brüder zwei Tagereisen von der Mission entfernt auf einer kahlen Insel mehrere Monate zubringen, in deren Umgebung täglich Löcher durch das 4 bis 6 Fuß dicke Eis hauen, Netze einlegen und ausnehmen, die Beute durch den tiefen Schnee auf Hundeschlitten nachhause bringen, und mußte man herzlich froh sein, daß es für das Missionspersonal und die hungrigen Indianer ausreichte.

Die Priester sammt dem Bischöfe mußten neben der Missionsarbeit auch schweres Handwerk üben, zum Beispiel Holzfällen, behauen oder spalten. Dabei ist es zum Beispiel dem Bischöfe Msgr. Grouard passiert, daß er sich den Fuß wundete, und auf der weiten Strecke vom Walde bis zur Station mit blutigen Fußspuren den Weg bezeichnete.

Doch fühlen sie bei all dieser Mühe sich glücklich, wenn sie beim Gottesdienste ihr Volk um sich versammelt sehen und an dessen Heile arbeiten können.

Britisch-Columbia. Die Mission auf Vancouver-Insel hat ihren Bischof Msgr. Lemmens verloren.

Derjelbe war 1876 als junger Priester dorthin gekommen und erzielte schon in den ersten zwei Jahren unter den Indianern Erfolge, die alle in Erstaunen setzten. 1886 wurde er Bischof dieses Gebietes, arbeitete auch als solcher, wie jeder Missionär, führte die Befehrung der Indianer fast vollständig durch, machte, um die nöthigen Mittel aufzubringen, große Sammlungsreisen in Mexiko und Guatemala, ist auch den Strapazen dieser Reisen auf dem Wege erlegen.

Er hinterließ wohlgeordnete Verhältnisse, 26 Stationen mit Kirchen, 7 Pfarrschulen mit 400 Kindern, einige höhere Schulen und Pensionate mit 380 Zöglingen, 14 Priester und 60 Ordensschwestern.

Texas. Die Oblaten M. J. arbeiten rüthig in diesem weitgedehnten Gebiete, besorgen die Stationen, deren 400 den Rio grande entlang und 40 am Golfe von Mexiko liegen. Von den Stationen aus müssen noch 400 Einzelgehöfte besucht werden.

Süd Amerika. B. St. von Brasilien. Im Juni sind aus dem Prämonstratenser-Stifte Parc bei Löwen (Belgien) Missionäre zur Gründung einer Niederlassung in Brasilien eingetroffen und wollen dort die Missionsarbeit übernehmen nach dem Beispiele ihrer Ordensgenossen aus den Stiften Averbode (Belgien), die nach Brasilien und Berne-Huiswijt (Holland), die mit Gründung einer Niederlassung in Kosiere-Kewanee (Nord-Amerika) vorangegangen sind.

Das ungeheure Gebiet am Maranhon-Strome, welches einst ein reichgeegnetes Arbeitsfeld der Jesuiten gewesen ist, bis sie vor 140 Jahren daraus durch Pomhal vertrieben wurden, haben 1896 die Väter vom heiligen Geiste übernommen. Zur Gründung einer Station haben sie Tefé gewählt, gegenüber der Einmündung des Rio-Japura, in sehr gesunder und zweckmäßiger Lage.

Die Bauten sind begonnen, zunächst für die Schule ein Blockhaus fertiggestellt. Das nächste Arbeitsziel ist der Stamm der Miranbas, ein sehr armes aber gutmüthiges Volk, aus welchem Sklavenhändler und Sklavenjäger sich häufig ihre Beute holen und alljährlich trotz aller Belege viele Hunderte hienichtleppen.

Gott gebe diesem schwierigen Vorhaben gutes Gelingen!

In die südamerikanischen Missionen sind im letzten Jahre wieder 60 Salesianer und 50 Mariahilf-Schwestern nachgerückt.

IV. Australien und Ozeanien.

Neuseeland. Die wilden Maori, unter welchen jetzt die St. Josef-Missionäre (Millhill) segensreich wirken, gehören zu einer Religion, welche sie Han=han nennen. Was über deren Entstehen die Missionszeitschrift „St. Josefs-Bote“ berichtet, ist so seltsam und bezeichnend dafür, welche teuflische Einflüsse sich dem Missionswerke entgegenstellen, daß es hier auch angeführt werden soll.

Im Kriege der Engländer gegen die Maori 1864 wurde der englische Hauptmann Lloyd von den Maori überfallen und erschlagen. Die Wilden zerrissen die Leiche und tranken das noch warme Herzblut. Die dieses gethan hatten, erzählten am folgenden Morgen, es sei ihnen in der Nacht ein Engel erschienen und habe befohlen, sie müssen den Kopf des Erschlagenen trocknen und räuchern und dann werde der Geist des Todten aus dem Kopfe reden und werde der Dolmetsch des großen Wesens sein. — Sie thaten dieses und, wie bis heute behauptet wird, habe der Kopf sofort zu sprechen angefangen und ihnen verkündet: jetzt müßten sie einen neuen Glauben annehmen. Er bezeichnete zugleich drei Oberpriester für diese Religion, die ein Gemisch von heidnischen, jüdischen und christlichen Anschauungen ist.

Merkwürdigerweise verbreitete sich dieselbe rasch unter den Maori und anderen Heidenstämmen. Sie setzten dadurch aufgestachelt noch lange ihre Kämpfe fort, bei denen dieser Kopf als Feldzeichen vorangetragen wurde. Auch nachdem sie völlig besiegt waren, behielten sie dieses Teufelswerk Han=han bei und kostet es harte Mühe, gerade dieses aus ihren Köpfen herauszubringen. Auch da wird Gottes Macht über den Teufel Herr werden.

Neu-Pommern. P. Dick, von dessen mühseliger Arbeit unter den Kanachen im letzten Hefte berichtet wurde, konnte seither an die Monatshefte vom heiligsten Herzen schon bessere Meldung machen:

In Buna Pope, wo bisher nur Kinder getauft worden waren, konnte er im December v. J. 39 Männer und 7 Frauen zur heiligen Taufe bringen; mehrere Katechumenen, die noch nicht genügend vorbereitet waren, stehen der Taufe nahe. Die Einladung an die zu dieser Feier erschienenen Heiden, diesem Beispiele zu folgen, ist nicht vergeblich geblieben. Es sind seither über 100 Männer und Weiber regelmäßig zum Unterrichte erschienen; es geht entschieden vorwärts.

Aus der vor einem Jahre gegründeten Station Namandu im Baining-Gebiete berichtet P. van der Ma an die obgenannten Monatshefte:

Es ist ihm auch so ergangen, wie seinem Collegen P. Dick. Anfangs großer Zudrang, dann Wegbleiben! Nur dreißig hielten aus und sind rechtschaffene Katechumenen, denen bald das Glück der heiligen Taufe zutheil werden wird.

Das Volk ist übel genug, aller Arbeit abhold, aber stets bei Appetit nach Menschenfleisch. Der Missionär kam bald darauf, welche wichtige Geschäfte sie von seinem Unterrichte abzogen: Sie machten mehrmals Ueberfälle in das Gebiet der Baining-Bergbewohner, tödteten, deren sie habhaft werden konnten, und verSpeisten sie zum Festgelage.

Der Laienbruder hat das Missionshaus fertiggestellt, die Kirche ward von den Kanachen selbst gebaut nach ihrer Bauart aus Bambusstäben und Schlinggewächs, das Dach aus großen Baumblättern. Das Markkreuz hat sich der Missionär selbst geschnitten, sein Kreuz bereiten ihm seine Insulaner, bis auch sie einmal dem Kreuze folgen werden.

Gilbert-Inseln. Dem im letzten Hefte gebrachten Berichte über die Mission auf Tarawa möge sich nun ein anderer anschließen, welchen die Monatshefte bringen von P. Richard de Wouwer auf Tapituea.

Er schildert manch' schweres Ungemach, das er in den letzten drei Jahren durchgemacht hat, zum Beispiel einen Brand, der sämmtliche Missionsbauten sammt Einrichtung, Wäsche und Kleidung, Bücher u. s. w. vernichtete, dann den Verlust eines Laienbruders, der in Ausübung seiner Missionsthätigkeit auf einer Meerfahrt untergieng; er beschreibt die Anstrengungen seiner Missionsarbeit.

Die Insel zählt 4000 Bewohner, die aber nirgends in Ortschaften vereinigt, sondern auf 60 Quadrat-Kilometer verstreut sind, wodurch der Missionär beständig auf dem Wege sein muß zu Wasser und zu Lande und gezwungen ist, zum Beispiel an Sonntagen, in Entfernung bis zu drei Stunden die heilige Messe zu feiern und zu predigen, dann an etlichen anderen Stationen mit den Leuten zu beten und sie zu lehren, dann gegen Mittag in der Hauptstation das zweitemal die heilige Messe darzubringen u. s. w.

Die Bevölkerung beschreibt er als einen kräftigen Menschengeschlecht, geschickt und fleißig bei der Arbeit, muthig in den mannigfachen Gefahren zur See und, was die Hauptsache ist, im ganzen brav und nicht mit der Lasten anderer Stämme behaftet und sehr empfänglich für den Unterricht.

Er ist der einzige Priester. Vor einem Jahre kamen doch zwei Ordensschwestern dahin. Zum Ueberflusse sind auch protestantische Prediger dort und die Haltung der Regierung ist der katholischen Mission nicht günstig; aber der Missionär fühlt sich glücklich und ist voll freudiger Hoffnung auf reiche Seelenernte.

Apostolisches Vicariat Melanesien. Auf Britisch-Neuguinea hat der Bezirk Waima, in welchem 20 stark bevölkerte Dörfer sind mit 2000 Bewohnern, endlich einen eigenen Missionär erhalten.

Seit zehn Jahren bemühten sich drei protestantische Prediger, jetzt gar sechs, das Volk für sich zu gewinnen. Der Erfolg war armselig, sie zählten kaum 30 Anhänger, das Volk will nichts von ihnen und verlangt mit Zähigkeit katholische Missionäre. Wegen Priester mangels konnte nie ihren Bitten willfahrt werden. Endlich schickten sie 30 Häuptlinge zum apostolischen Vicar Monsignore Navarre und diese giengen nicht mehr von der Stelle, bis er ihnen den Vater Güilbaut, dessen Hilfeleistung er selbst nothwendig bedurfte, als Missionär mitgab und dazu einen Laienbruder, der in der Krankenpflege gut bewandert ist. Trotz der grimmigen Drohungen vonseite der Protestanten wurden die Missionäre mit größter Feierlichkeit empfangen und gleich installiert. Das Missionshaus ist schon fertiggestellt, alles ist glücklich, einen Priester zu haben, auch vom benachbarten Nevori-Stamme kommen viele zum Unterrichte, sehr gute Erfolge sind zu erwarten.

V. Europa.

Einiges von den Missions-Genossenschaften.

Das Missionshaus der Pallottiner in Limburg wurde im Februar d. J. eingeweiht, ist großartig angelegt, schön ausgeführt, zweckmäßig eingerichtet zur Heranbildung von Missionspriestern und Brüdern, die in allen Handwerken ausgebildet werden. Es wurde auch ein Nebengebäude eingerichtet zur Aufnahme und Ausbildung einer größeren Anzahl Ordensschwestern.

Neuer hat diese Anstalt aus seiner Zöglingsschait die ersten Missionsträte nach Kamerun geschickt: P. Schöller und die Brüder Büning, Müller und Freienstein.

Rom. Der 1198 gegründete Orden der Trinitarier will zur Feier seines 700jährigen Jubiläums seine ursprüngliche Aufgabe, Christensclaven aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, dahin erweitern, daß er sich nun den Looskauf von Negerclaven und die Missionsarbeit unter denselben zum Ziele setzt. Der Eintritt dieser neuen Schar von Mitkämpfern auf dem Felde der Mission wird freudig begrüßt.

Die vom seligen P. Libermann gegründete Congregation vom heiligsten Herzen Mariä, welche 1848 sich mit der Congregation vom heiligen Geiste vereinigte und nun beide Bezeichnungen gemeinsam trägt, kann in Ehren auf ihre mehr als 50jährige Missionsthätigkeit zurückblicken. Sie hat aus winzigen Anfängen zu einem großartigen Werke sich entwickelt.

Der Beginn ihrer Thätigkeit war auf den Inseln St. Mauritius, Reunion und San Domingo. Später verlegte sie ihr Hauptfeld nach Afrika, wo sie jetzt 2 Missionen besetzt hält und mit jedem Jahrzehnt größere Erfolge erzielt. Zwei Seminarien in Senegambien und Landana, ein Noviziat für schwarze Laienbrüder in Loango, eine Congregation für afrikanische Schwestern, eine große Zahl von Missionsschulen, Looskauf von mehr als 6000 Sklaven, die in Christendörfern gesammelt sind, die Bekehrung vieler Tausende . . . sind die Früchte ihrer gesegneten Thätigkeit. Eine herrliche Pflanzung für die Zukunft wächst ihr heran in den Missionshäusern und Unterrichts=Anstalten, deren 16 in Frankreich, 1 in Italien, 3 in Irland, 7 in Portugal und 1 in Deutschland (Anechtsteden) bestehen.

Die St. Josef=Missions=Gesellschaft hat derzeit folgende Missionshäuser: Das Colleg Millhill bei London mit 60 Zöglingen, St. Peter in Freshfield bei Liverpool mit 26, Rozendaal in Holland mit 39, St. Josef in Brixen in Südtirol mit 12 Zöglingen.

Ueber das Wirken der Resurrectionisten unter den Bulgaren brachten die Freiburger katholischen Missionen einen sehr ansprechenden Bericht.

Sie arbeiten seit 1863, zuerst in Thracien, später auch in Rumelien, besonders in Adrianopel, wo sie im Unterrichte der Kinder, sowie in Gymnasial-, philosophischen und theologischen Studien unter den jungen Leuten wirkten.

Die aus diesen Anstalten hervorgegangenen Laien, in den verschiedensten Stellungen im Lande verstreut, machen ihrer Vorbildung alle Ehre und beheben mehr und mehr die Vorurtheile der Schismatiker gegenüber den Katholiken.

Ein großer Theil des Clerus, voran der Bischof Msgr. Pettkoff, ist aus ihren Seminarien hervorgegangen und wirkt vorzüglich, seine streng kirchliche Haltung gewinnt ihm allgemeine Hochachtung, auch bei den Schismatikern.

So sehen wir unsere heilige Kirche, während sie neben dem stürmischen Vordrängen unserer Zeit rüstig einherschreitet, achtsam auf alles, was in derselben vorgeht, auch allweg in reger Thätigkeit auf dem Felde ihrer Missionen. Gott ist mit ihr.

Sammelstelle:

Gaben=Verzeichniß:

Bisher ausgewiesen: 5770 fl. Neu eingelaufen: Vom Pfarrramt Ottmang 10 fl. 20 kr. für Mission in Dacca, Bengalen; vom Pfarrramt Ohlstorf 5 fl. für Mission Empaunden; von Friemair, Lizing 4 fl. 10 kr. für Ausläugungs-Anstalt Molosai; Hochw. Dr. E. in L. 3 fl. für Sambesi; J. v. G., Post Friedland 10 fl. für den heiligen Vater, 10 fl. für Mission, zugetheilt Chota-

Nagpore; Hochw. J. Kobylansky, Lemberg 1 fl. 50 fr. für Sambesi: Un-
genannt 100 fl., zugetheilt: Süd-Schantung 10, Ausfägigen-Anstalt Man-
dalay, Birma 10, Deutsch-Ostafrika 10, Kamerun 10, Cape-Coast,
Goldküste 20, Sambesi 10, Athabasca-Madenzie 10, Neuseeland 10,
Neupommern und Gilbert-Inseln 10; der Berichterstatter 10 fl. für
Dänemark und Norwegen. Summe der neuen Einläufe: 153 fl. 80 fr.
Gesamtsumme der bisherigen Spenden: 5923 fl. 80 fr.

Kurze Fragen und Mittheilungen.

I. (In welchen Kirchen und Kapellen darf das Allerheiligste aufbewahrt werden?) Dr. Josef Pfluger be-
antwortet diese Frage im Wiener Diöcesanblatte (Nr. 9, I. 3g.) in folgender
Weise: Nach dem Wortlaute der kirchlichen Bestimmungen über die Auf-
bewahrung des allerheiligsten Sacramentes ist der Hauptzweck derselben die
Spendung des Viaticums. Die beiden anderen Zwecke, nämlich die Spendung
der Communion auch außerhalb der Messe an Gesunde, und die Anbetung
und Verehrung der Eucharistie treten vor diesem Hauptzwecke ganz zurück.

Da nun die Aus spendung des Viaticums bei geordneten Seelsorgs-
verhältnissen Sache des Pfarrers ist, so haben vor allem die Pfarrkirchen
nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, das Allerheiligste jederzeit auf-
zubewahren.

Auch den Kathedralkirchen, selbst wenn sie nicht Pfarrkirchen (was
wohl selten der Fall sein dürfte) wären, wird dieses Recht allgemein zu-
erkannt, da dieselben ja die ersten Seelsorgskirchen der Diöcesen sind.

Aus dem gleichen Grunde der activen Ausübung der Seelsorge sind
den Pfarrkirchen gleichzuachten jene Kirchen und Kapellen öffentlicher
Krankenhäuser, Irrenanstalten, Versorgungshäuser, Seminarien u. s. w.,
bei welchen vom Bischöfe bestellte Curaten oder Spirituale unabhängig vom
Ortspfarrer die cura animarum über die Pflinglinge ausüben.

Was die dem Pfarrer unterstehenden Filialkirchen betrifft, so ist die
Aufbewahrung des Allerheiligsten in denselben nur insoweit gestattet, als
dies nach dem Urtheile des Ordinarius für die Seelsorge nöthig oder er-
spriesslich ist. Das Wiener Provincial-Concil bestimmt hierüber: Tolerari
non potest, ut in ecclesiis filialibus ss. Sacramentum asservetur,
nisi sacerdotem beneficiarium apud eas residentem habeant, vel
quotidie in eis sacrificium Missae celebretur, et ab ecclesia pa-
rochiali vel quadam virorum regularium domo non ita distent,
ut incendio vel inundatione superveniente sacerdos ad ss. Eucha-
ristiam transferendam tempestive accurrere nequeat.

Ein Recht zur Aufbewahrung des Allerheiligsten haben ferner alle
öffentlichen Kirchen und Kapellen der Ordenshäuser, und zwar sowohl der
männlichen, wie auch der weiblichen Orden mit feierlichen Gelübden. Dieses
Recht kommt ihnen, wie Cardinal Petra sagt, darum zu, quia vere in
ipsis consideratur necessitas ministrandi illud infirmis. Siquidem
Ecclesiae hujusmodi censentur parochiales respectu Regularium
in monasterio degentium et sic vel ex ip-a fundatione id tri-

butum censetur, vel ex generali permissione retinent omnes conventus. Dies gilt jedoch nicht von den Kapellen der ferne vom Ordenshaufe liegenden Oekonomiehöfe, auch wenn bei denselben ein Ordensmitglied als Verwalter exponiert wäre. Auch dürfen die Klosterfrauen das Allerheiligste nur in ihrer öffentlichen Kirche oder Kapelle, nicht innerhalb des Chores oder der Clausur aufbewahren. Alle anderen Kirchen und Kapellen, mögen sie öffentlich oder bloße Privatkapellen, consecrirt oder bloß benedicirt, mögen es Collegiat- oder Bruderschafts-, oder Kirchen einer Congregation mit nur einfachen Gelübden, oder Vereinshauskapellen sein, haben kein Recht, das Allerheiligste beständig aufzubewahren. Das Indult hiezu kann ihnen nur der apostolische Stuhl, nicht der Ordinarius ertheilen, wie dies Benedict XIV. in der Constitutio „Quamvis justo“ vom 30. April 1749 § 24 klar ausspricht: . . . Episcopum Augustanum jam quoque illis (den Englischen Fräulein in Mindelheim) indulsisse accepimus, ut in earum Ecclesia Missae celebrentur, et ss. Eucharistiae Sacramentum retineatur. Quoniam vero alterius hujusmodi gratiae concedendae jus ad Nos et Apostolicam Sedem privative pertinet, quod . . . canonica docet disciplina, juxta quam ss. Eucharistia in Ecclesiis, quae parochiales non sunt, retineri non potest absque praesidio Apostolici Indulti . . . Nos iisdem Virginibus Anglicanis Conservatorii Mindelheimensis . . . auctoritate Apostolica tenore praesentium concedimus et indulgemus, ut ss. Sacramentum in earum Conservatorii ecclesia sine praedjudicio tamen jurium ecclesiae parochialis asservari ac retineri possit et valeat. Ebenso hat die heilige Concils-Congregation auf die Anfrage: 1. An Episcopus possit concedere ecclesiae non parochiali, ut in ea retineatur ss. Sacramentum Eucharistiae solum pro adoratione, vel requiratur auctoritas Papae? 2. Praesupposito quod Episcopus concesserit licentiam hujusmodi, an Episcopus successor dictam licentiam revocare possit? erflärt: Hujusmodi licentiam fuisse nullam, ac propterea ei non esse deferendum, nec esse necessariam revocationem. Und die heilige Riten-Congregation hat auf die Frage: Potestne Episcopus jure proprio concedere facultatem asservandi ss. Sacramentum 1. in ecclesiis seu capellis publicis, quae tamen titulo parochiali non gaudent, etsi utilitatibus parochiae serviant; 2. in capellis piarum communitatum publicis, id est quarum porta pateat in via publica, vel in area cum via publica communicante, et quae habitantibus omnibus aperiuntur; 3. in capellis seu oratoriis interioribus piarum communitatum. quando non habent capellam seu oratorium publicum in sensu exposito, ut evenit. e. g. in seminariis? geantwortet: Implorandum est Indultum a Sancta Sede quoad omnia postulata.

Dieses Indult erhalten die vom apostolischen Stuhle approbierten Orden und Congregationen mit nur einfachen Gelübden häufig zugleich mit der Approbation. Ein solches haben zum Beispiel wie oben angeführt)

die Englischen Fräulein, auch die Barmherzigen Schwestern vom heiligen Vincenz von Paul und andere. Doch sind die in der Verleihungsurkunde angegebenen Clauseln genau einzuhalten. Das den Barmherzigen Schwestern durch Breve Gregors XVI. vom 14. Mai 1833 verliehene Indult besagt: *Concedimus et indulgemus, ut in aedibus Filiarum Charitatis ubique positis, dummodo inibi saltem numero quinque sint contubernales, vel secus plures puellae institutionis causa penes eas degant, sacellum possit haberi decenter tamen ornatum et ab omnibus domesticis usibus liberum, atque ab Episcopo prius de more visitandum; ibique super ara, quae necessaria supellectili pro dignitate sit instructa, libere liciteque ss. Eucharistiae Sacramentum possit asservari cum lege quidem, ut ante tabernaculum, quo divina hostia continetur, diu noctuque lampas alatur, utque ejus tabernaculi clavis maneat penes sacristram sive aedituum, qui fida illam custodia tueatur.*

Ähnliche Indulte erhalten durch die heilige Concils- oder Riten-Congregation sehr leicht Collegiat- oder Congregationskirchen, auch wenn die betreffende Congregation nur bischöfliche Approbation besitzt, weniger leicht Bruderschafts- oder Vereinskapellen, kaum je Privatoratorien. In jedem Falle muß vorher Gewähr geleistet sein, daß alle Vorschriften bezüglich der decenten Aufbewahrung des Allerheiligsten (sowie sie oben im Indult für die Barmherzigen Schwestern ausgedrückt sind) erfüllt, und ein Priester ständig als Rector der Kirche oder Kapelle bestellt werde, der bei derselben auch die Wohnung hat und täglich dort die heilige Messe celebriert.

Da über all diese Vorbedingungen der Ordinarius zu urtheilen hat, auch von seiner Befürwortung des Gesuches die leichtere Gewährung desselben abhängt, so ist es am besten, die Bitte an den apostolischen Stuhl durch das Ordinariat einzureichen.

Das Vorgesagte gilt von der beständigen Aufbewahrung des Allerheiligsten. Die zeitweilige Aufbewahrung desselben (natürlich unter genauer Beobachtung aller Vorschriften) in einer oder der anderen Kirche oder Kapelle, welcher sonst dieses Recht nicht zukommt, kann aus einem triftigen Grunde, zum Beispiel während einer Epidemie zur leichteren Vernehmung der Sterbenden, oder während in einer solchen Kirche oder Kapelle Exercitien gehalten werden, oder besondere Feierlichkeiten stattfinden, der Ordinarius gestatten, wie es die heilige Concils-Congregation in Cassanen. 12. Augusti 1747 ad 4 auf die Anfrage: *An in eadem confratrum ecclesia de sola Episcopi licentia et per tempora ab ipso praefinita liceat publicae venerationi exponere ss. Sacramentum, illudque tamdiu in tabernaculo retinere?* erklärt hat: *Affirmative, et Episcopus prudenter concordat.*

II. (Praktische Winke für die Consecration der Kirchen und Altäre.) I. Die Angehörigen der Pfarrei, deren Pfarrkirche consecrirt wird, sind auf Folgendes aufmerksam zu machen. 1. Es ist Pflicht der ganzen Pfarrgemeinde, beziehungsweise der zur einzuweihenden Kirche gehörigen Gläubigen, den Tag vor der Con-

secration einer Kirche (nicht eines Altars) zugleich mit dem consecrierenden Bischof als Fast- und Abstinenztag zu halten. 2. Mit der Theilnahme an der Feier ist ein Ablass von einem Jahre, mit dem Besuch der Kirche am Jahrestage der Consecration der Kirche oder des Altars ein Ablass von 40 Tagen verbunden. 3. Vor den Reliquien ist Nachtwache zu halten. 4. Bei der Kirchweihe dürfen die Gläubigen erst nach der Uebertragung der Reliquien in die Kirche eintreten; bis dahin mögen sie vor derselben den Rosenkranz beten.

II. Die Reliquien. 1. Die Reliquien nebst dem Reliquienbehälter bringt der Hochwürdigste Herr Consecrator mit. Die in unserer Erzdiocese zur Verwendung kommenden Kapseln sind 10 Centimeter lang, 7 Centimeter breit und 3 Centimeter hoch. 2. Die Reliquien werden am Vorabende ausgesetzt — und zwar, wenn die Altarweihe ohne Kirchweihe ist, auf einem andern Altare, womöglich im untern Theile der Kirche. Ist aber Kirchweihe, so findet die Aussetzung an einem passenden, entsprechend geschmückten Orte (alte Kirche, Schule) in der Nähe der Kirche statt. An diesem Orte steht ein weißgedeckter Tisch mit wenigstens zwei Kerzen, auf welchem die Reliquien bis zu ihrer Uebertragung Platz finden. Sie ruhen auf einem Kissen und sind umrahmt von einem Kranze aus frischem Grün. 3. Nach der Aussetzung wird vor den Reliquien das Matutinum cum Laudibus de Communi plurimorum Martyrum (Lectiones I. Nocturni: Fratres Debitores; oratio de festo S. Callisti die 14. Octobris) ritu semiduplici unter Hinzufügung der üblichen suffragia von wenigstens zwei Clerikern recitiert.

III. Vorbereitungen außerhalb der Kirche. (Fallen bei einer bloßen Altarweihe fort.) 1. An dem Orte, wo die hochheiligen Reliquien ausgesetzt sind, werden auf einem weiß gedeckten Tische bereitgelegt a) die Paramente für den Bischof (Humeral, Albe, Cingulum, Stola und Chormantel von weißer Farbe), b) die Tragbahre, c) eine genügende Anzahl von Kerzen zum Gebrauche bei der Uebertragung der Reliquien zur Kirche. 2. Vor dem geschlossenen Eingang der Kirche steht ein Betstuhl, welcher jedoch vor dem zweiten Einzuge durch einen Sessel zu ersetzen ist, daneben ein Tisch, auf welchem sich ein größeres Gefäß mit reinem Wasser, ein kleiner Teller mit Salz, sowie ein Weihwedel aus Buchsbaum befinden. 3. An jedem der beiden äußeren Thürpfosten sei in der Höhe von 2 Meter ein Kreuz in der Größe der Consecrationskreuze auf der Altarplatte eingemeißelt. 4. Um die Kirche muß ein freier Umgang sein.

IV. Vorbereitungen innerhalb der Kirche. (Bei einer bloßen Altarweihe fallen die folgenden Punkte 1 bis 4 fort.) 1. Die Bänke müssen aus der Kirche entfernt sein. 2. In der Nähe des Einganges stehe ein Eimer mit gesiebter Asche nebst einem großen Löffel. 3. In der Mitte des Hauptganges stehe ein Betstuhl auf einem kleinen Teppich. 4. An den Wänden der Kirche (nicht an den freistehenden Pfeilern, seien in der Höhe von 2 Meter die 12 Consecrationskreuze angebracht, davon die beiden ersten auf der Wand zu beiden Seiten des Hochaltars,

die beiden letzten hingegen auf der inneren Kirchenwand zu beiden Seiten des Haupteinganges. Ueber einem jeden der 12 Kreuze befindet sich ein Wandleuchter mit einer Kerze, die vor Beginn der Feier angezündet wird, und den Tag hindurch brennen bleibt, bis sie verzehrt ist. 5. Im Chore der Kirche (vor dem Altare, jedoch in einiger Entfernung von ihm) stehen zwei weißgedeckte Tische. Auf dem einen zur Epistelseite hin befinden sich: a) ein Weiskessel mit reinem Wasser und einem Weihwedel aus Buchsbaum; b) ein kleiner Teller mit etwas Salz; c) ein kleiner Teller mit etwas Asche; d) ein Gefäß mit Wein. Derselbe ist in der Flasche zu verlassen und erst vor der Segnung in ein bereitstehendes Glas zu gießen; e) ein Teller mit 25 größeren Weihrauchkörnern und fünf aus dünnem Wachsdracht gebildeten Kreuzchen, für jeden zu weihenden Altar; f) ein Teller mit gewöhnlichem Weihrauch; g) zwei Stücke Wachsdracht; h) zwei hölzerne Messer und mehrere Tücher, um den Altar nach der Consecration zu reinigen; i) ein Gefäß mit Cement, ein anderes mit Sand und ein leeres Gefäß zum Anmengen der beiden; k) ein Waschgefäß mit Kleien; l) mehrere Handtücher zum Abtrocknen der Hände; m) ein Pfund Baumwolle; n) zwei leere Pollen für die hochheiligen Oele. Auf dem andern Tische zur Evangelienseite hin befinden sich: a) die Altarkreuze der zu weihenden Altäre; b) die zugehörigen Leuchter (für die Nebenaltdäre wenigstens je zwei); c) sämmtliche Altartücher (für jeden Altar drei); d) das sogenannte Chrismale, ein Leintuch, dessen untere Seite mit Wachs bestrichen ist. Es wird nach vollzogener Consecration unter die Altartücher gelegt, um diese gegen das Eindringen der hochheiligen Oele zu schützen. Es muß deshalb so groß sein, daß es die ganze Fläche der mensa genau bedeckt. 6. Ferner ist ein kleinerer Tisch mit zwei Kerzen zu bereiten zur zeitweiligen Aufnahme der Reliquien nach der Uebertragung in die Kirche. Die Kerzen werden erst kurz vor der Uebertragung angezündet. Der Tisch muß so gestellt werden, daß er den freien Umgang um den Altar nicht hindert. 7. Die Weihwasserbecken müssen leer und wohl gereinigt sein. Erst beim Beginne des Hochamtes werden dieselben wieder gefüllt. 8. Nöthigenfalls sei eine Treppe zur Hand, um die zwölf Consecrationskreuze erreichen und salben zu können. 9. Da nach beendigter Consecration in der Regel feierliches Hochamt ist, so wird, falls der Hochwürdigste Herr Consecrator dasselbe celebriert, auf der Evangelienseite ein Sessel (beziehungsweise mit einem Thronhimmel darüber) für Hochdenselben aufgestellt nebst drei Sitzen (für den Presbyter assistens und die beiden Diaconi assistentes) — gegenüber auf der Epistelseite zwei Sedilien für den Diaconus und Subdiaconus Missae. Assistiert der Hochwürdigste Bischof bloß dem Hochamte, so sind neben dem Sitze Hochdesselben nur zwei Sitze aufzustellen für die Assistenten, gegenüber aber auf der Epistelseite drei Sedilien für den Celebranten und die beiden Leviten.

V. Vorbereitungen in der Sacristei. 1. In der Sacristei müssen die für das Hochamt erforderlichen Paramente, sowie Kelch, Schultervelum, Messkännchen, Messbuch, Evangelienbuch, Messbuchpult, ein Altarteppich, die Altarschellen bereit liegen. Ferner drei Alben nebst Humerales

und Cingulum und zwei weißen Stolen (ohne Manipel) für zwei Diacone und einen Subdiacon. 2. Ein Tragkreuz und zwei Leuchter mit Kerzen (bei regnerischem oder stürmischem Wetter zwei Laternen), welche während der heiligen Handlung, besonders bei den Umzügen um die Kirche und innerhalb derselben u. s. w. stets dem Bischöfe vorangetragen werden. 3. Ein Pfund Weihrauch — zwei Weihrauchfässer mit Schiffschen — ein Gefäß mit Holzkohlen. (NB. Bei der Uebertragung der Reliquien wird zuerst Incens gebraucht. Daher muß der Thuriferar mit Rauchfaß die Procession zur Abholung der Reliquien begleiten.) 4. Für die beiden Priester, welche die Reliquien der hochheiligen Martyrer tragen, sind bereitzulegen: Schultertuch, Albe, Cingulum und rothe Casel. Dieselben werden erst kurz vor der Uebertragung der hochheiligen Reliquien angelegt.

VI. Der Altar. 1. Vom Altare sollen die Teppiche, Altartücher, Kreuz, Leuchter, Canontafeln und jeder Schmuck entfernt sein; das Sanctissimum ist vor Beginn der Consecration in die Sacristei zu überbringen, falls die Kirche bereits in Gebrauch genommen ist. Sonst wird dasselbe nach vollendeter Consecration aus der alten Kirche in die neue übertragen. 2. Er muß ein altare fixum sein; die Altarplatte (mensa) und die vier Eckpfosten des Unterbaues (stipes) müssen aus natürlichem Stein hergestellt sein. Die Altarplatte (aus einem Stein) soll mindestens 12 Centimeter stark und so breit sein, daß vor dem Altaraufsatz (auch vor dem Tabernakel) 65 Centimeter freibleiben. Die Höhe des Altars vom Suppedaneum bis zur oberen Kante der Mensa betrage einen Meter. 3. In der Altarplatte sind fünf Kreuze in der Größe von ungefähr 5 Centimeter einzumeißeln, in den vier Ecken je eins, und das fünfte etwa im Durchschnittspunkte der Diagonalen (nicht aber auf dem Deckstein). 4. Vor dem letztgenannten Kreuze werde, wie es heutzutage meistens üblich ist, das Sepulchrum angebracht in einer Größe von 12 Centimeter Länge, 9 Centimeter Breite und 4 Centimeter Tiefe. 5. Der Deck- oder Schlussstein (sigillum) sei 18 Centimeter lang, 15 Centimeter breit und 3 Centimeter dick. Vor Beginn der Feier stehe er schon auf dem Altare.

VII. Besondere Weisungen. 1. Die bei der Feier theilhaftigen Herren (mindestens neun) sollen sich mit dem Verlauf der Consecration vertraut machen. In Ermangelung eines Pontificale empfiehlt sich das Büchlein: Ritus Consecrationis Ecclesiae et Altarium (Verlag von Pustet, Regensburg); dasselbe enthält auch den Notensatz für die Sänger. 2. Die Psalmen und Antiphonen sind mindestens von zwei Herren abwechselnd zu recitieren. 3. Dem Bischof assistieren ein Diacon und ein Subdiacon; sie tragen den Amict und die Albe mit Cingulum, der Diacon auch die weiße Stola; sie werden mit dem übrigen Clerus den Hochwürdigsten Herrn für die Feier abholen und zwar schon parati. 4. Ein zweiter Diacon in Albe und Stola soll, während der Bischof die Umgänge außen um die Kirche macht, in derselben verbleiben, um das Quis est iste etc. zu singen. 5. Pro baculo, mitra, libro et candela ist je ein Cleriker erforderlich; für das Tragen des Kreuzes, des Lichtes, der Rauchfässer mehrere (sechs) Knaben. 6. Nachdem die Reliquien in den

Altar eingeschlossen sind, nimmt ein Priester vom Bischof das Rauchfass entgegen und geht bis gegen Ende der Consecration räuchernd um den Altar. Er nimmt dabei die Richtung, welche der Bischof beim Räuchern eingeschlagen hatte, und übergibt diesem das Rauchfass, so oft derselbe dessen bedarf.

VIII. Messe und Officium. 1. Nach der Consecration wird an dem geweihten Altare ein feierliches Hochamt nach dem Formular In Anniversario Dedicationis Ecclesiae mit der Oration Deus qui invisibiliter, beziehungsweise mit der Oration Deus qui ex omni coaptatione (in Dedicatione altaris) mit Gloria und Credo und solchen Commemorationen, welche ein Duplex 1. classis zulässt, gehalten. 2. Für den Clerus der neugeweihten Kirche ist nach der Consecration das Officium de Dedicatione mit Octav obligatorisch. Das Tagesofficium wird bis zur Prim einschließlicly so gebetet, wie es im Directorium angegeben ist; das Officium de Dedicatione beginnt mit der Terz. Das Directorium ist darum für diese Octav besonders zu ordnen. Während derselben ist in der heiligen Messe das Credo auch dann einzulegen, wenn ein Fest die Commemoration der Octav nicht zulässt. 3. An mehreren Tagen jedoch ist weder das Officium noch die Missa Dedicationis Ecclesiae zulässig; es sind die Sonntage 1 classis, die Tage der Charwoche, die drei ersten Oster- und Pfingsttage, Weihnachten, Epiphanie, Aschermittwoch, Christi Himmelfahrt und Trohnleibnam. An diesen Tagen wird das Hochamt de die mit commemoratio Dedicationis sub una conclusione mit der Tagesoration gehalten. 4. Wird die Kirchweihe an einem der obgenannten Tage gehalten, so ist das Officium de Dedicatione auf den nächsten freien Tag zu verlegen und mit der ersten Vesper zu beginnen. Der Octavtag aber ist stets am achten Tage nach der Consecration (cum Officio duplici). 5. Das Anniversarium Dedicationis wird nicht an dem wirklichen Jahrestage der Consecration begangen, sondern an dem allgemeinen Kirchweihfeste, welches in unserer Erzdiocese für alle Kirchen, mit Ausnahme der hohen Domkirche, auf den Sonntag nach dem Feste des heiligen Bischofs Martinus verlegt ist. 6. Da an diesem Tage während des Hochamtes und der Vesper die Kerzen vor den zwölf gefalteten Wandkreuzen brennen sollen, so ist auf die Erhaltung dieser Kreuze pflichtmäßige Sorge zu verwenden. (Utr. Kirchlicher Anzeiger 1895, Seite 4.) 7. Die Altarweihe hat keinen Einfluss auf das Officium. (Aus dem Kölner Pastoralblatt Nr. 9, 1898.)

III. (Schmälerung der Provisoren-Congrua. — **Dotationsmessen sind keine Stiftmessen!**) Nach dem Gesetze vom 19. April 1885 gebührt den Provisoren erledigter Pfarrpfünden ohne Hilfspriester eine Minimalcongrua von monatlichen 40 fl. ö. W. Man möchte meinen, daß es in der Intention des Gesetzes gelegen sei, diesen ohnehin sehr geringen Betrag nicht noch weiter zu verkürzen oder mit Verpflichtungen zu belasten, die in bestimmten Fällen eine Schmälerung des Minimaleinkommens mit sich führen. Sebastian Schallhamer stiftete im Jahre 1732 ein Vicariat mit einem Dotationscapital von 3400 fl.

Reichswährung, dessen Zinsen nebst anderem zur Congrua des Seelsorgers bestimmt sein sollten. Hiefür bedang sich der Stifter jedoch zwei Wochenmessen aus. Der auf eine Messe entfallende Betrag wurde vom Stifter nicht specificiert, wohl darum, weil man sich denselben aus dem Zinsenertragnis nöthigenfalls selbst leicht ausrechnen konnte. Während der Intercalarperiode macht nun der Staat im Namen des Religionsfondes Anspruch auf die Zinsen des Dotationscapitals und man möchte glauben, daß er mit diesem Rechte auch die daran haftende Pflicht der Persolvierung der Wochenmesse übernehmen sollte. Doch bei den Pflichten hat es gewöhnlich seine Schwierigkeiten und so erklärte die Regierung, der Provisor müsse diese Dotationsmessen gratis persolvieren, denn dieselben seien Obligationen gleichwie die applicatio pro populo. Obwohl nun das Ordinariat klar darlegte, daß denn doch ein großer Unterschied sei zwischen der dem seelsorglichen Amte als solchem inhärierenden Pflicht zur Application und einer gestifteten Dotationsmesse, so wurde der Recurs des Pfarrprovisors dennoch abschlägig beschieden und das Ministerium für Cultus und Unterricht erklärte mit Erlass vom 23. December 1896, Z. 20394, daß diese Messen keine Stiftmessen im Sinne des Congruagesetzes seien, weil für dieselben keine bestimmte Persolvierungsgebühr festgesetzt sei, wie es der § 14 der Durchführungsverordnung vom 20. Jänner 1890 (R.-G.-Bl. Nr. 7) voraussetzt,¹⁾ sondern es liege eine Beneficiumsstiftung sub modo vor, deren Verpflichtungen der Administrator für seinen gesetzlichen Gehalt zu erfüllen hat. Demnach durfte der Provisor für diese Wochenmessen das diöcesanübliche Stipendium in der Intercalarrechnung nicht in Ausgabe stellen. Der gesunde Menschenverstand möchte zwar meinen, daß auch der Nutznießer eines Beneficium sub modo nicht nur das Recht zum Einheimen der Vortheile, sondern auch die Pflicht zur Uebernahme der Lasten habe; die fadenscheinige Sophistik des Staates hingegen findet es für gerechter, einem Provisor mehr Lasten aufzubürden als anderen Provisoren mit gleichem Gehalte, obwohl das Congruagesetz hiefür keinen Anlaß bietet. Da auf diese Weise ein Pfarrprovisor in seinem Einkommen bedeutend verkürzt werden kann, so bleibt in einem solchen Falle kein anderer Ausweg, als solche Dotationsmessen einfach vorderhand unpersolvirt zu lassen. Weder das Gewissen noch das canonische Recht legen einem Provisor eine solche Verpflichtung auf. Mag der Staat sehen, wie er mit seinem Gewissen ins Reine kommt. In der Intercalarrechnung wird sich kein Anstand ergeben, da der Religionsfond die Zinsen des Stiftungscapitals einnimmt und keine Ausgabe gutläßt. — Auf den monatlichen Minimalgehalt von 40 fl. hat jeder Provisor in gleicher Weise berechtigten Anspruch.

¹⁾ Bei den „Einnahmen“ wird diese Distinction nicht so scharf gehandhabt und da wendet der Staat nichts ein, wenn auch Stiftungscapitalien ohne bestimmte Persolvierungsgebühr in Einnahme gestellt werden! Es ist richtig, daß in den Fassionen Einnahmen an „Dotationen“ eingestellt werden sollen, aber eine Dotation „sub modo“ ist eben keine reine Dotation, sondern eine Art Betrag, und kann in der Fassion aus Gerechtigkeitsgründen nicht auf eine Stufe mit der unbelasteten Dotation gestellt werden.

Deputatmessen sind auch keine Stiftmessen. In den meisten Pfarreien, wo Bruderschaften bestehen, bezieht der Seelsorger von denselben ein fixes Deputat in Geld und zwar nicht für die gestifteten Bruderschaftsgottesdienste, sondern für die statutengemäßen und herkömmlichen gottesdienstlichen Bruderschafts-Functionen (Quatembermessen, Processionen, Hauptfeste, Rosenkränze 2c.). Das Ministerium für Cultus und Unterricht hat in Entscheidung eines Recurses unterm 25. September 1896, B. 22964, erklärt, solche Deputatmessen können in der Fassion nicht in Ausgabe gestellt werden, weil sie nicht als Stiftmessen im Sinne des Congruagesetzes gelten können, indem die Deputate nicht ausschließlich für Messen entrichtet werden, sondern vielmehr eine fixe Dotation in Geld darstellen. Hier ist also derselbe Fall, eine „Dotation sub modo“. Nachdem sich aber mit Zuhilfenahme der älteren Bruderschaftsrechnungen in der Regel leicht nachweisen läßt, daß diese Deputate keine Dotation, sondern die ursprünglich vereinbarte Entlohnung für bestimmte gottesdienstliche Verrichtungen sind, und nachdem diese Deputatmessen nicht den Stiftmessen gleichgehalten werden, so müssen sie als Currentmessen beziehungsweise Currentverrichtungen angesehen und die hiefür bestimmten Deputate als durchlaufende Posten weder in Einnahme noch in Ausgabe verrechnet werden. Am besten wäre es, die oft veralteten Stipendienbezüge für jährlich wiederkehrende Bruderschaftsgottesdienste den jetzigen Verhältnissen gemäß zu regulieren und sie nicht mehr unter dem Namen fixer Deputate in die Fassionen aufzunehmen. Dies wird um so leichter gehen, als derartige Bruderschaftsandachten thatsächlich vielfach nicht gestiftet sind.

IV. (Sprache der Natur.) Der Grund für so viele verderbliche Irrthümer unserer Zeit liegt im Preisgeben der natürlichen Ordnung. Weder Philosophie, noch Kunst, noch praktische Wissenschaften nehmen gebührend Rücksicht auf die selbständige Stimme der Natur. Man macht sich ein Zerrbild der Natur und nach diesem werden die Grundsätze eingerichtet. Jeder hört zuerst auf die Erfindungen seines Geistes und sucht dann diesen die natürlichen Bedürfnisse anzupassen. In erster Linie aber muß die Richtschnur gelten, welche die Natur der Dinge und zumal der Bestand der menschlichen Natur ausdrücklich zieht. Denn, wie das Sprichwort sagt, dauert das Naturwidrige, das Gewaltsame nicht. Die Natur bildete für die Staaten des Mittelalters den ersten festen Halt. Darum waren sie so dauerhaft und darum kannten sie nicht sociales Elend und die heutigen socialen Fragen. Bei der Sorge für Erhaltung und Wohlstand der einzelnen Stände blieb die Gesetzgebung stets der Natur treu und konnte eben deshalb so vieles der persönlichen Initiative überlassen. Heutzutage sucht man die Natur durch Phrasen zu ersetzen. Ist die eine abgenutzt, so kommt eine andere an die Reihe. Auf das sogenannte freie Ringen der Kräfte des Manchesterthums folgte die Phrase vom socialen Königthum, vom Angebot und Nachfrage, von Versöhnung der Classen u. a. Am wenigsten werden die Classen der menschlichen Gesellschaft versöhnt, wenn sie verwischt werden. Sie sind in der menschlichen Natur begründet und treten um so schroffer auf, je mehr man sie zurückdrängen will. Jede menschliche

Gesellschaft hat ihre Aristokratie, das heißt den leitenden Theil, mag er genannt werden wie er will, und ihre Stände je nach der Art der Beschäftigung im Volke. Von Natur ist immer die Vernunft die maßgebende Kraft. Die Stimme der Natur kann nie unterdrückt werden. Wohl aber geht das Werk derer unter, welche diese Stimme nicht beachten.

Gegenwärtig hat Handel und Gewerbe gegen die Stimme der Natur im staatlichen Mechanismus die Oberhand. Die Folgen treten nur zu deutlich auf. Das, wovon das Land so recht eigentlich zehrt, der Ackerbau, geht langsam, aber sicher zu Grunde. Die Massen werden an wenigen Punkten angesammelt. Die Schwierigkeit der Ernährung wächst mit Riesenschritten. Uebergroße Geldansammlungen und nackte Armut rücken sich immer näher auf den Leib. Die einzige Rettung des Staates wird im Militär, das ist in der Gewalt gesehen. Wird aber der Staat nur durch Zwang zusammengehalten, so ist damit festgestellt, daß derselbe den naturgemäßen Erfordernissen nicht entspricht. Denn was von Natur etwas ist, das ist dies von innen heraus nicht unter dem Einflusse des Zwanges. Der Kampf gegen die reinste Capitalherrschaft ist ein durchaus naturgemäßer. Das Uebergewicht des Capitals im Einflusse auf die staatliche Gesetzgebung ist etwas Widernatürliches. Pflicht der staatlichen Gesetzgebung ist es, die eigentlich und von Natur aus bedeutungsvollen Erwerbsquellen unbedingt an erster Stelle zu begünstigen. Dagegen muß vielerorts der Ackerbau durch die ihm auferlegten Lasten vorzugsweise zur Entwicklung des bloßen Handelns beitragen. Die großen Massencentren sind kein Vortheil für einen Staat, wohl aber ein blühender, nicht leicht beweglicher Bauernstand. Interessant ist das Beispiel des Tyrannen Dionysius von Syrakus. Er hielt den „Giftbaum der Börse“, das ist die reine Capitalansammlung für seinen Staat für verderblich und befahl deshalb einem solchen Handelsmanne mit seinem Gelde den Staat zu verlassen. Aristoteles sagt, es ziemte sich für den Staat, bei der Ungleichheit der Jahre zur Ausgleichung der Lebensbedürfnisse gewisse Vorrathskammern, einen Staatschatz zu haben. Die moderne Staatsweisheit will keinen Staatschatz. Dagegen sollen lieber die einzelnen Capitalisten „die Güter der todten Hand“ in ganz unfruchtbarer Weise ansammeln, um stets den Staat zu beherrschen und die Gesetzgebung ihren Geldinteressen gemäß zu beeinflussen.

Die Natur verlangt auch, daß der Besitz Eigenthum sei, aber der Gebrauch solle der Gesamtheit zum Besten gereichen. Damit ist von vornherein der Communismus gerichtet. St. Thomas leitet mit Aristoteles ganz mit Recht die Nothwendigkeit des Privateigenthums aus dem allgemeinen Besten ab. Diesem Besten soll auch die Frucht der Arbeit dienen. Darüber bestimmt die freie Vernunft; und zwar die Vernunft des Gesetzgebers für die Bedürfnisse des Staates, die Vernunft des einzelnen Besitzers für die Bedürfnisse seiner Umgebung. Gerechtigkeit besteht da, wenn der Arme ebenfalls vom Besitze des Reichen Vortheil hat. Grundlage und Maß dieser Gerechtigkeit ist einzig die freie Vernunft im Besitzer. Im Christenthum wird die freie vernünftige Verantwortlichkeit des Einzelnen mit Rücksicht auf das Befolgen der Stimme der Natur durch

den Glauben und die Liebe gestärkt. Es ist ganz verfehlt, die menschliche Natur mit nackten mechanischen Formen abspießen zu wollen. Die menschliche Natur ist nun einmal nicht bloß Stoff. Die Vernunft ist die Wurzel der Freiheit; und so sind die Regeln und Schranken der Freiheit gegeben, damit die höchste Kraft im Menschen nicht sein Verderben werde durch Zügellosigkeit. (Vergl. Schneider, socialistische Staatsidee, Paderborn 1894, S. 55 ff., S. 94 ff.)

Bayern.

P. Josef a Leon. O. Cap.

V. (St. Thomas und die heilige Schrift.) Im päpstlichen Mundschreiben über das Studium der heiligen Schrift heißt es: „Vor allem muß die heilige Schrift auf die ganze theologische Wissenschaft ihren Einfluss ausüben und gleichsam die Seele derselben sein; — ohne beständiges Studium und stete Anwendung der heiligen Bücher kann die Theologie nicht recht und würdig behandelt werden. — Unkenntnis der heiligen Schrift ist Unkenntnis Christi selber“. Ganz besonders des Aquinaten Lehre ist geschöpft aus den reichen Quellen der heiligen Schrift und läßt diese auch verstehen und erklären. Der Papst stellt ihn als Muster auf gerade wegen seiner gründlichen Kenntnis der heiligen Schrift und wegen seines weisen Gebrauches des geschriebenen Wortes Gottes in der theologischen Wissenschaft. Dieser große Lehrer kommt nicht, Gottes Wort zu ersetzen, sondern ihm zu dienen. In den Klöstern seines Ordens war die heilige Schrift das tägliche Brot, ganz nach dem Geiste des heiligen Dominicus. Im Kerker an den Viriufeln fand der junge Aquinate, von seinen Angehörigen aller Freiheit beraubt, großen Trost bei der Erwägung der hochheiligen Schriften. Da er später als Lehrer austrat, schien die ganze Schrift in sein Gedächtnis geschrieben zu sein. Tag und Nacht überdachte er Gottes Wort und flehte demüthig um Licht, die Tiefen der geoffenbarten Weisheit zu erkennen. Er erklärte seinen Zuhörern fast das ganze Neue und einen großen Theil des Alten Testaments. Und noch im Schatten des Todes blieb Gottes Wort ihm ein tröstliches Licht. Denn ausgestreckt auf dem Sterbelager hielt er die tiefstinnigsten Betrachtungen über das Hohelied. Dann schwebte seine Seele empor zum himmlischen Jerusalem.

P. Josef.

VI. (Stellung der Frau.) Die Frau gehört in die Familie. Wie der hl. Thomas von Aquin (Polit. I. 1) sagt, ist das Weib geeignet für das Zeugen und für alles, was damit zusammenhängt. Dafür bestimmt es die Natur. Als der hauptsächlichere Theil hat der Mann die Frau zu leiten; es sei denn, daß Männer weibische Manieren und weibischen Charakter haben, was jedoch nur als Ausnahme betrachtet werden kann. Das Ehegesetz zieht dieser Leitung bestimmte Grenzen. Die Frau ist wohl frei (keine Sclavin) und hat demnach die Stellung des Berathers; aber ihr Berathen ist etwas Schwächliches. Die weichere weibliche Natur bringt es nämlich mit sich, daß die Frau sich schnell ändert aus Furcht oder Zorn oder ähnlicher Leidenschaft. Zu ihrem Schmuck und ihrer Ehrbarkeit gehört es, gerne zu schweigen. Denn dies stammt aus der dem Weibe eigenen Schamhaftigkeit. Die Frau ist vor allem berufen, zuerst des Kindes Geist

und Herz zu bilden und zu erziehen. Sitte der Barbaren ist es, Frauen wie Knechte oder Slaven arbeiten zu lassen und sie diesen gleichzustellen. Die Arbeit in der Haushaltung liegt der Frau von Natur ob; nicht die Arbeit in der Fabrik, im Kohlenbergwerk oder ähnliches. Noch weniger aber entspricht es der Natur, die Frau in allen bürgerlichen oder politischen Angelegenheiten dem Manne gleichstellen zu wollen, als ob kein natürlicher Unterschied zwischen beiden bestände.

P. Josef.

VII. (Sind Schulkinder verpflichtet, der vom Bischofe angeordneten Religionsprüfung in der Kirche beizuwohnen?) Anlässlich der letzten bischöflichen Visitation in der Stadt W. verfügte der radicale Ortschulrath daselbst: 1. Die Schulkinder haben zum Empfange des hochwürdigsten Bischofes aus sanitätspolizeilichen Rücksichten nicht auszugehen und Spalier zu bilden; 2. Die Schulhäuser seien aus diesem Anlasse nicht zu beslaggen; 3. Am Firmungstage sei den Schulkindern der vom Stadtpfarramte angesuchte Ferialtag nicht zu gewähren; am Tage der Religionsprüfung sei nur unter der Bedingung vom Schulunterrichte freizugeben, als weder Schüler noch Lehrer verhalten werden dürfen, der besagten Prüfung beizuwohnen. Etwaige Absenzen der Schulkinder gelegentlich der bischöflichen Prüfung seien von den Schulleitungen nicht zur Anzeige zu bringen oder werden vom Ortschulrath nicht als unberechtigte Versäumnisse behandelt, da an einem vom Ortschulrath gewährten Ferialtag weder Lehrer noch Kinder zu einem Unterrichte gezwungen werden können, und zudem die Abhaltung des Religionsunterrichtes außerhalb der Schulräume gesetzlich nicht statthaft ist.

Entgegen der letztgenannten Verfügung gab nun der k. k. Bezirkschulrath an die betreffenden Schulleitungen die Weisung, die Schüler durch die Lehrer der bischöflichen Religionsprüfung zuzuführen und alle etwaigen Absenzen hiebei zur Anzeige der Schulbehörde zu bringen. Gegen diese Anordnung erhob der Ortschulrath in W. Protest, da der k. k. Bezirkschulrath, ohne sich mit dem Ortschulrath ins Einvernehmen gesetzt zu haben, gegen dessen Bestimmungen verfügt habe, und recurrierte zugleich an den k. k. Landeschulrath. Letzterer wies den Recurs des Ortschulrathes sofort damit zurück, dass diesem in pädagogischen Fragen, wie die vorliegende, keine Competenz zustehe, indem der Wirkungskreis des Ortschulrathes sich nur über wirtschaftliche Angelegenheiten erstrecke. Doch der besagte Ortschulrath gab sich auch mit dieser Erledigung nicht zufrieden, sondern wendete sich ans k. k. Unterrichts-Ministerium, welches die Verfügungen der Bezirks- und Landeschulbehörde bestätigte, und zugleich erklärte: Der hochwürdigste Bischof hat das Recht, Religionsübungen in der Kirche abzuhalten, und die Schulleitungen sind verpflichtet, alle katholischen Schüler diesen Prüfungen unter der Aufsicht ihrer Lehrer zuzuführen.

VIII. (Dürfen akatholische Schüler dem katholischen Religionsunterrichte in der Schule beiwohnen?) Anlässlich eines speciellen Falles, in welchem einer Schülerin israelitischer Confession über Ansuchen der Eltern von der Leitung der betreffenden

Schule im Einvernehmen mit dem Religionslehrer die — wenn auch nur passive — Theilnahme am katholischen Religionsunterrichte gestattet wurde, hat sich der Wiener Bezirkschulrath bestimmt gefunden, anzuordnen, daß dem Religionsunterrichte einer bestimmten Confession Angehörige anderer Confessionen nicht beizuwohnen dürfen. Die Schulleitungen wurden angewiesen, darüber zu wachen, daß die Theilnahme an dem Religionsunterrichte einer bestimmten Confession auf die dieser Confession angehörigen Schulkinder beschränkt werde.

IX. (Ist der Katechet dem Schulleiter coordiniert oder subordiniert?) Die Ministerial-Verordnung vom 14. Jänner 1878, Z. 12.682, sagt: „Die besondere Stellung dieser Religionslehrer (aus dem Seelsorgeclerus) bringt es jedoch mit sich, daß gegen dieselben die schulbehördliche Disciplinargewalt nicht in der Art angewendet werden könne, wie es gegenüber den von den Schulbehörden angestellten Lehrern gesetzlich vorgezeichnet ist . . . Es erscheint vielmehr wegen der besonderen Stellung dieser Religionslehrer geboten, daß die Schulbehörden unmittelbar gegen dieselben erst dann vorgehen, wenn es nicht gelungen ist, von den kirchlichen Behörden, an welche sich in jedem einzelnen Falle zunächst zu wenden ist, die Abstellung wahrgenommener Unzukömmlichkeiten oder den Vollzug der schulbehördlichen Beschlüsse zu erlangen.“ — Die Katecheten unterstehen also zunächst, wie es auch die Natur ihrer Stellung mit sich bringt, der kirchlichen Behörde.

X. (Sind die Marianischen Congregationen an den österreichischen Mittelschulen verboten?) Darüber sagt in einer vor kurzem erschienenen Broschüre der gelehrte P. Peter Wacher S. J., daß vom juridischen Gesichtspunkte, sowie von der Schulgesetzgebung aus entschieden kein Hindernis besteht und daß die Interpretation der ministeriellen Verordnung über die Vereine auf die Marianischen Congregationen ohne jeden Grund und ganz willkürlich ist. Denn die Marianischen Congregationen sind keine Vereine im Sinne des Gesetzes, sie sind auch nirgends ausdrücklich verboten und sind von pädagogisch ausgezeichnetem Werte.

Mit Recht hat der Katholikentag von St. Pölten am 24. October 1895 die Resolution gemacht: „Die Katholikenversammlung verlangt die Einführung der in erziehlicher Hinsicht so wichtigen Marianischen Congregationen, da sie als rein religiöse Vereine nicht unter das Vereinsgesetz fallen.“

Erwähnt sei noch, daß der bayerische Cultusminister von Landsmann trotz allen Widerstrebens der Liberalen den Eintritt der Gymnasiasten zu den Marianischen Congregationen gestattet hat.

XI. (Was gehört stricte zur „lauretanischen Vitanei?“) In den Gebetbüchern sind nicht selten als Anhängsel an die „Lauretanische Vitanei“ mehrere Gebete angeführt und in passender Weise ist kurz angedeutet, daß für alle dieselben 300 Tage Ablass verliehen sei. Darüber ist nun Folgendes zu sagen:

1. Die „Lauretanische Vitanei“ fängt mit dem Kyrie an und endet mit dem dreimaligen Agnes Dei. Für dies Gebet allein ist ein Ablass von 300 Tagen, so oft man es reumüthig und andächtig verrichtet, ver-

liehen. Wenn man es täglich verrichtet, ist unter Einhaltung der üblichen Bedingungen (Beicht, Communion und Kirchenbesuch) für die fünf Hauptfeste der Mutter Gottes: Unbefleckte Empfängnis, Geburt, Verkündigung, Mariä Lichtmeß und Himmelfahrt, ein vollkommener Ablass verliehen (vergleiche Raccolta S. 273—275). Beim öffentlichen Gebrauch darf man außer dem im *Rituale romanum* stehenden Versifel „Ora pro nobis“ und Oration „Concede“ nichts weiter beifügen (S. R. C. 20. Nov. 1891); wenn aber in der ganzen Diöcese oder in einem größeren Theil derselben ein anderer Gebrauch besteht, soll der einzelne Priester demselben sich fügen, bis der Bischof anders verordnen wird (vgl. Priester-Conferenz-Blatt der Diöcese Brixen, Jg. 1893, S. 140—145). Bezüglich des Ablasses bleibt es aber bei dem, was oben gemäß der Raccolta gesagt wurde (vgl. Beringer, die Ablässe, XI. Aufl., S. 181.)

2. Das *Sub tuum praesidium* und das *Salve Regina* haben mit der lauretanischen Vitanei bloß das gemein, daß sie auch Gebete zu Ehren der seligsten Jungfrau Maria sind. Sonst sind sie von ihr getrennt und mit eigenen Ablässen bereichert. Wenn man des Morgens das *Salve Regina* und des Abends das *Sub tuum praesidium* andächtig betet, um so die der allerseiligsten Jungfrau und Mutter Gottes Maria und den Heiligen zugefügten Unbilden irgendwie wieder gut zu machen und die Verehrung ihrer heiligen Bildnisse zu vertheidigen und zu befördern, sind 100 Tage einmal im Tage und 7 Jahre und 7 Quadragenen an jedem Sonntag des Jahres Ablass verliehen. Ueberdies kann man, wenn man das Buß- und Altarsacrament würdig empfängt und eine Zeit lang nach Meinung des Papstes betet, zweimal im Orte, an zwei frei zu wählenden Sonntagen, an allen Festtagen der allerseiligsten Jungfrau und am Feste Aller Heiligen einen vollkommenen Ablass gewinnen. Auch in der Todesstunde kann man ihn gewinnen, wenn man diese Gebete in besagter Weise während des Lebens verrichtet hat, beichtet und communiciert oder doch wenigstens reumüthigen Herzens ist (vgl. Raccolta, S. 209—211). Diese Andachtsübung schreibt Beringer, wurde, wie das eigens hierüber im Jahre 1786 gedruckte Schriftchen „Fromme Übung zur Ehre der allerseiligsten Jungfrau Mutter Gottes Maria und aller Heiligen“ sagt, hervorgerufen durch die damals ganz augenfällige Bemühung der Hölle, die Lehre von der Verehrung der Mutter Gottes und der Heiligen zu untergraben, gegen ihre Person Gleichgiltigkeit und Verachtung, und gegen ihre Reliquien und Bilder Geringschätzung zu verbreiten. Diesem unseligen Streben gegenüber verbanden sich in Deutschland viele katholische Laien, darunter manche aus den höchsten Ständen, gleichsam zum Schutze der heiligen Gottesmutter und der Heiligen gegen die Lasterungen und Beeinträchtigungen ihrer Ehre, und um sowohl ihnen, als Gott selbst, auf den diese Schmach zurückfällt, für diese Unbilden Abbitte und Eühne zu leisten: endlich auch, um von ihm zu erslehen, daß die Anzahl der lauen Scheinkatholiken abnehme, die der wahren und entschiedenen Katholiken dagegen zunehme. Es dürfte wohl nur wenige einfache Andachtsübungen geben, mit denen monatlich zwei vollkommene Ablässe verbunden sind, wie mit

dieser; da an vielen Orten alte Localbruderschaften bestehen, die im Vergleich mit den neueren Vereinen nur ein sehr spärliches Maß von Ablassen haben, so ließe sich, ohne Ausgaben für Erwirkung neuer Verleihungen oder Einverleibungen, der kirchliche Gnadenschatz solcher Ortsbündnisse sehr einfach und ausgiebig dadurch erweitern, daß man den Mitgliedern den Rath erteilte, das so beliebte Begrüßet seist du, Königin u. s. w. bei ihrem Morgengebete von nun an in der eben angegebenen Meinung zu beten, und die wenigen Worte: Würdige mich u. s. w. beizufügen, und ebenso bei ihrem Abendgebete das Unter deinen Schutz u. s. w. in der gleichen Meinung zu sprechen (Beringer, Ablässe, XI. Aufl., S. 180). Leider muß man constatieren, daß im allgemeinen die Gewinnung dieser Ablässe den Gläubigen dadurch unmöglich gemacht wird, weil man in den Gebetbüchern die fraglichen Gebete nicht mit den Versikeln der Maccolta bringt. Nach derselben hat man beide Gebete mit den Worten zu schließen:

V. Dignare me laudare te,
Virgo sacrata;
R. Da mihi virtutem contra
hostes tuos.
V. Benedictus Deus in Sanctis
suis;
R. Amen.

V. Würdige mich, dich zu loben,
o geheiligte Jungfrau;
R. Gibt mir Kraft gegen deine
Feinde.
V. Gebenedeit sei Gott in seinen
Heiligen;
R. Amen.

Diese Versikel wird man kaum in einem deutschen Gebetbuche finden, daher kann das Volk die vielen angeführten Ablässe dieser zwei Gebete nicht gewinnen (vergl. Beringer, Ablässe, XI. Aufl. S. 180).

B. Endlich wird zur „Lauretanischen Litanei“ auch die Oration zu Ehren des hl. Josef: Sanctissimae Genitricis u. s. w. angeführt. Das ist ganz lobenswert, aber sie ist weder ein Theil der lauretanischen Litanei, noch des Sub tuum praesidium.

Außerpitsch (Tirol).

Peter Alverà, Pfarrer.

XII. (Das in utero matris getaupte Kind ist immer wiederum zu taufen.) An die Sacra Poenitentiararia wurde die Anfrage gestellt, ob ein in utero matris getaufttes Kind auch dann wiederum zu taufen sei, wenn man sonst volle Sicherheit habe, daß alles, was zur Gültigkeit nöthig ist, eingehalten wurde; doch die S. Poenitentiararia wies den Fall an die Concilien-Congregation. Diese hat nun am 16. März 1897 geantwortet: „Servetur decretum S. O. Concilii diei 12 Julii 1794“. Dieses Decret lautet: „Si reserato materni uteri ostio, infans cuius corpusculi nulla pars adhuc in lucem prodivit, per siphunculum piaculari lavacro sub conditione fuerit tinctus, postquam ille natus fuerit, Baptismus erit sub conditione iterandus“. —

Alverà.

XIII. (Berrechnung der Kosten für seelsorgliche Nothhilfe während der Intercalarzeit.) Nach einem Hofkanzlei-Decrete vom 29. Juli 1824, Z. 22.211 wäre für einen Nothhilfspriester zum Beispiel für Sonn- und Feiertage eine Remuneration zu

bemessen, welche aber den systemisirten Jahresgehalt von 200 fl. C.-M. pro rata in keinem Falle überschreiten, aber auch demselben fast nie gleichkommen dürfe. Mit Beziehung auf dieses Decret hat nun das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht mit dem Erlasse vom 21. Juni 1898, Z. 31176/97 entschieden, daß die Substituierungskosten für einen Hilfspriester nach Maßgabe der factischen Ausgaben, quittungsmäßig belegt in der Intercalarrechnung zu verausgaben sind, und zwar im Hinblick auf das Gesetz vom 19. April 1885 ad maximum mit jenem Betrage, welcher der auf die fragliche Zeitperiode entfallenden Tangente der Hilfspriester-Sustentation mit jährlichen 350 fl. entspricht. Darin haben sowohl die vom Provisor etwa beanspruchte Remuneration für doppelt geleistete Seelsorgedienste, als auch die Kosten für die beschafften Aushilfen zur Abhaltung herkömmlicher zweiter Gottesdienste die Bedeckung zu finden.

XIV. (Wann fallen die einer weltgeistlichen Körperschaft einverleibten Seelsorgestationen unter das Congruagesetz vom Jahre 1885?) Der Verwaltungs- = Gerichtshof beantwortet diese Frage anlässlich eines speciellen Falles in dem Erkenntnisse vom 13. Mai 1897, Z. 2753 dahin, daß nach § 8 die Anwendbarkeit des Gesetzes vom Jahre 1885 ausgeschlossen sei, wenn durch die competenten Behörden nachgewiesen ist, daß die Pfründe wirklich einer weltgeistlichen Körperschaft einverleibt ist und daß diese Körperschaft genügende Mittel besitzt, um die Congrua des mit der Versehung der incorporierten Pfründe betrauten Geistlichen aus eigenem bestreiten zu können.

XV. (Zur Erlangung des Deficientengehaltes ist der Nachweis der dauernden Leistungsunfähigkeit des Seelsorgers nothwendig.) P. Bernard wurde vom fürstlich-bischöflichen Ordinariate in Wien im Jahre 1894 wegen Kränklichkeit von seiner Stelle als Cooperator in H. enthoben und wurde dann Hausgeistlicher im Kloster du Sacre Coeur. Derselbe beanspruchte nun die Uebernahme in den Ruhestand und die Anweisung des Deficientengehaltes vom Jahre 1894 auf Grund eines bezirksärztlichen Zeugnisses, worin gesagt wird, daß derselbe an chronischem Nachen- und Bronchialkatarrh mit Irritation des Nervensystems leide und daß es daher angezeigt wäre, wenn er durch längere Zeit von der äußeren Seelsorge enthoben und in den zeitlichen Deficientenstand übersezt würde. Dieses Ansuchen wurde aber zuletzt auch vom Verwaltungs-Gerichtshof mit Erkenntnis vom 15. Mai 1897, Zahl 2862 abgewiesen. Denn nach § 6 des Gesetzes vom 19. April 1885 erhalten ohne ihr Verschulden leistungsunfähig gewordene Seelsorger einen Ruhegehalt nach Schema II. Aus diesem Wortlaute erhellt, daß die Leistungsunfähigkeit als eine dauernde zu verstehen ist und bestätigt diese Auffassung auch die Normalverordnung vom 6. Juli 1785, nach welcher die ärztlichen Zeugnisse zur Erlangung der Deficienten-Pension nur dann als hinlänglich anzusehen sind, wenn sie die gänzliche Unfähigkeit zu allen Seelsorgesverrichtungen bezeugen. Nun hat aber der Beschwerdeführer weder selbst seinerzeit seine dauernde Leistungsunfähigkeit behauptet, noch ist dieselbe durch das bezirksärztliche Zeugnis constatirt, welches vielmehr die

Enthebung von den Functionen nur für die Dauer eines Jahres als nothwendig bezeichnet. Die Zuerkennung des Ruhegehaltes mußte daher abgewiesen werden.

XVI. (Taufmatriken sind bei Beurtheilung eines streitigen Heimatsrechtes keine beweiskräftigen Documente.) Die Gemeinde Reichenau wehrte sich gegen die Zuerkennung des Heimatsrechtes an Josefa Duell. Dieselbe beruht auf der Thatbestandsannahme, daß dieselbe die außer der Ehe im Jahre 1876 zu Wien geborne Tochter der im Jahre 1869 mit dem nach Reichenau zuständigen Franz Förbs getrauten Elisabeth gebornen Fischer sei. Die Elisabeth Förbs hat dies selbst zugestanden; andererseits wurden ihr die Rechte der ehelichen Geburt nicht aberkannt; also folgte sie dem Heimatsrechte ihres Vaters. Die Gemeinde Reichenau machte nun geltend, daß nach der allein maßgebenden Eintragung in die Taufmatrif die Heimatswerberin eine uneheliche Tochter einer gewissen Elisabeth Duell sei und daher auch, solange eine Aenderung der Taufmatrif nicht durchgeführt, niemals als Tochter der Elisabeth Förbs behandelt werden könne. Der Verwaltungs-Gerichtshof erklärte aber mit Erkenntnis vom 12. Mai 1897, Z. 2716 diese Folgerung als unrichtig. Denn die Matriken als öffentliche Urkunden vermögen keine anderen Thatfachen zu beweisen, als jene, zu deren Beurkundung sie kraft öffentlichen Rechtes bestimmt sind. Aus dem Hofkanzlei-Decrete vom 13. Jänner 1814 geht aber unzweifelhaft hervor, daß in jenen Fällen, wo ein Kind als unehelich geboren angegeben wird, die Richtigkeit des angegebenen Namens der Mutter nicht zu prüfen ist. Es kann daher ein als angeblich in der Matrif eingetragener Name der Mutter niemals als ein Beweis für die Richtigkeit dieses Namens dienen. Im Falle der Sicherstellung des Heimatsrechtes muß daher die Richtigkeit des Namens erforscht werden, welche Nachforschung obigen Thatbestand ergeben hat.

XVII. (Gemeindeumlagen sind bei jeder Pfründenfassion als Ausgabe einzustellen.) Im Jahre 1895 ordnete die k. k. Statthalterei für Oberösterreich im Auftrage des k. k. Ministeriums an, daß bei jenen Pfründen, welche eine Congrua-Ergänzung erhalten, die Gemeindeumlagen bei der Fassion als Ausgabe post zu entfallen hätten, da ja in Gemäßheit des § 72 des Gesetzes vom 28. April 1864 die gesetzliche Congrua der Seelsorger nicht geschmälert werden dürfe, sohin die Gemeinden von solchen Pfründen keine Umlagen einzuhoben berechtigt wären. Da von vielen Gemeinden gegen diesen Wegfall Protest erhoben wurde, so kam im Wege der Landesgesetzgebung eine Aenderung des § 72 zustande, so daß nun zufolge Gesetzes vom 21. Mai 1898 der bezügliche Passus lautet: Von den Gemeindeumlagen können nicht getroffen werden: Seelsorger bezüglich ihrer gesetzlichen Congrua unbeschadet des Rechtes des Landes und der Gemeinde von den nach § 2 des Gesetzes vom 19. April 1885 zu fätierenden und den directen landesfürstlichen Steuern unterliegenden Einnahmen der Seelsorger Zuschläge und Gemeindeumlagen vorzuschreiben und einzuhoben. Hieraus ergibt sich, daß die Seelsorger vom 21. Mai d. J. eine Befreiung von den Umlagen bei der Gemeinde nicht mehr be-

ansprechen, hingegen aber diese bei der Fassion in Ausgabe stellen können, wodurch sich die Congrua-Ergänzung entsprechend erhöht.

XVIII. (Manual-Stipendien entfallen beim Einkommenbekenntnis zur Bemessung der Personal-Einkommensteuer.) Punkt 10 des Finanzministerial-Erlasses vom 30. December 1897, Z. 64549 lautet wörtlich:

„Aus § 206, Absatz 3 des P.-St.-G. ergibt sich, daß die Einnahmen aus Messstipendien und Stolgebühren mit demselben Betrage für die Einkommensteuer-Berechnung anzusetzen sind, mit welchem sie im Sinne des § 3 des Gesetzes vom 19. April 1885 zur Congrua-Ergänzung in Anrechnung gebracht werden. Auf die Dauer der Wirksamkeit des citirten Gesetzes sind daher Bezüge dieser Art, welche für die Congrua-Ergänzung nicht in Anrechnung kommen, auch bei der Feststellung des steuerpflichtigen Einkommens außer Betracht zu lassen.“

Auf Grund dessen, so folgert die k. k. Finanz-Direction in Linz laut einer an das bischöfliche Ordinariat Linz gerichteten Zuschrift vom 15. Mai 1898, Nr. 8801/II, werden jene Seelsorgsgeistlichen, welche im Genusse einer Congrua-Ergänzung stehen, für die in die Congrua eingerechneten Messstipendien mit dem für die Congrua-Ergänzung angenommenen Betrage zu veranlagen sein; die Manualstipendien haben bei den oben bezeichneten Seelsorgsgeistlichen auf die Dauer des obcitirten Gesetzes für die Personal-Einkommensteuer-Veranlagung außer Betracht zu bleiben, weil sie für die Congrua-Ergänzung nicht anzurechnen sind. Da eine principielle verschiedene Behandlung der nicht im Genusse einer Congrua-Ergänzung stehenden Seelsorgegeistlichen nicht gerechtfertigt wäre, wird auch hinsichtlich der letzteren in analoger Weise vorzugehen sein. Hiernach werden Manualmessien außer Betracht bleiben, Einnahmen aus errichteten Messstipendien (also Stiftungen) hingegen nach dem thatsächlichen Betrage einzubekennen, beziehungsweise in Besteuerung zu ziehen sein.

XIX. (Mit welchem Betrage sind die Stolgebühren bei der Personal-Einkommensteuer einzubekennen?) Hierüber hat sich die k. k. Finanz-Direction Linz unterm 15. Mai 1898 Nr. 8801/II, nach Einvernehmen mit dem k. k. Finanz-Ministerium in folgender Weise ausgesprochen: Hinsichtlich der Stolgebühren gelten für jene Geistlichen, welche im Genusse einer Congrua-Ergänzung stehen, die Bestimmungen des § 202, Abs. 5 und des § 206, Abs. 3 des Personalsteuergesetzes, daß die Stolgebühren in dem für die Congrua-Ergänzung angenommenen Betrage einzubekennen und bei der Einschätzung anzurechnen sind. Jene Geistlichen hingegen, welche keine Congrua-Ergänzung beziehen, haben die thatsächlich bezogenen Stolgebühren einzubekennen.

XX. (Beitragspflicht einer Filialkirche zu Pfarrhofbaulichkeiten.) Zur Bestreitung der Kosten der Bauherstellungen an dem Pfarrhofe in Pehra wurde das Vermögen der Knowitzer Filiale mit 16.440 fl. 44 kr. herangezogen. Dagegen beschwerte sich der Patron dieser Filiale, weil eine solche Heranziehung nach den kirchenrechtlichen Normen überhaupt nicht zulässig sei, die Kirche ihr Geld zur bevorstehenden Erweiterung als Pfarrkirche brauche, der Patron entgegen sei, und weil wenigstens die Verpflichtung zur Rückzahlung hätte ausgesprochen werden

sollen. Der Verwaltungs-Gerichtshof wies aber mit Erkenntnis vom 25. Juni 1897, Z. 3603 diese Beschwerde als unbegründet ab. Denn fürs erste ist die Verpflichtung der Filialkirche, der Mutterkirche auszuhelfen, unzweifelhaft und bezieht sich nach Hofkanzlei-Decret vom 20. November 1786 beziehungsweise 28. October 1791 auf alle Nothfälle und Bedürfnisse der Mutterkirche. Hierzu gehört auch die Beitragspflicht zu Pfarrhofbaukosten. Es ist daher nur consequent, wenn die Filialkirche, die subsidiär für die Nothfälle der Mutterkirche einzutreten hat, auch zu den Pfarrhofbaulichkeiten herangezogen wird. Nach den kirchenrechtlichen Normen gehören Pfarrgebäude zu den kirchlichen Gebäuden und sind ein Accessorium der Kirche, und finden daher auf dieselben auch alle Normen, die sich auf Kirchenherstellungen beziehen, Anwendung. Zur Heranziehung des Kirchenvermögens zu den Pfarrhofbaulichkeiten bedarf es sonach auch keiner Zustimmung des Patronats. Was den eigenen Bedarf der Filiale zu der in Aussicht stehenden Erweiterung zu einer Pfarrkirche betrifft, so kann die Verpflichtung der für den Moment als nothwendig erkannten Beitragsleistung nicht durch die Möglichkeit eines zukünftigen eigenen Bedarfes ausgeschlossen werden. Eine Restitutionspflicht endlich zwischen Mutterkirche und Filialkirche in Bezug auf den Aufwand für nothwendige Bedürfnisse besteht nicht. Bei der subsidiären Unterstützungsspflicht der Filialkirche gegenüber der Mutterkirche kann es sich nicht um die Gewährung eines Darlehens, sondern nur um einen definitiven Beitrag handeln.

Ein

Dompropst Anton Pinzger.

XXI. (Testamentszeugen und ihre Fertigung.)

Es wurde von jeher ernstlich angezweifelt, sowohl ob Priester für andere ein Testament schreiben dürfen, als auch ob die Zeugen wirklich als „Zeugen des letzten Willens“ sich fertigen sollen und zur Sicherheit das letztere empfohlen. Die erste Frage wurde schon mit Urtheil des obersten Gerichtshofes vom 13. November 1895, Z. 13.349 bejaht (vgl. diese Zeitschrift, Jg. 1896, S. 740). Ueber die andere Frage hat dasselbe Gericht in einem speciellen Falle Folgendes entschieden: „Nach § 579 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches ist es nicht erforderlich, daß a) die Testamentszeugen „den Zusatz bei ihrer Fertigung „Zeuge des letzten Willens“ mit eigener Hand beifügen und kann weiters b) die Bestätigung des Testators, daß „das vorgelesene Schriftstück sein letzter Wille sei, nicht bloß ausdrücklich „durch Worte, sondern auch durch concludente Acte erfolgen. (Erkenntnis „des obersten Gerichtshofes vom 13. Juli 1897, Z. 8496).“ Der Zweifel, ob ein Weltpriester und Seelsorger Testamentszeuge sein darf, wenn das Testament Legate für seine Kirche oder Pfründe enthält, ist noch nie entschieden worden. Delama (De justitia et jure n. 92, not. 3) schreibt: „Practerea si Sacerdos partes testis agat in dispositione, in qua „legatum relinquitur Ecclesiae, cuius Fabricae ipse praesit, legatum, ex supra dictis de testibus habilibus, in dubium forte „vocari posset.“ Die Mitglieder eines geistlichen Ordens können nur bei den privilegierten Testamenten, nämlich auf Schifffahrten und in Orten, wo die Pest und ähnliche ansteckende Seuchen herrschen, gültige Zeugen eines Testaments sein.

Alberà.

XXII. (Finderlohn.) N. N. wollte sich nicht herbeilassen, den Finderlohn für sein von ihm verlorenes Einlagsbüchel einer Spar- und Vorschusscasse zu entrichten, da dasselbe auf seinen Namen verschrieben und daher für andere wertlos sei. Der oberste Gerichtshof entschied aber mit Erkenntnis vom 2. Juni 1897, Z. 6544: „Das weniggleich auf einen bestimmten Namen lautende Einlagsbüchel einer Spar- und Vorschusscasse „ist den Inhaberpapieren gleichzuachten. Der Finder desselben ist berechtigt, „den Finderlohn von der ganzen Einlagssumme zu fordern.“ *Alverà.*

XXIII. (Semper orate.) Dieser dringenden Mahnung unseres Heilandes kommt bekanntlich der vollkommene Jünger Christi ganz besonders durch die Stoßgebetlein nach, denn sie sind ihm überall, zu jeder Zeit und bei jeder Beschäftigung möglich und erhalten am besten in ihm den Eifer und das heilige Liebesfeuer, sowie die Vereinigung mit Gott, in welcher ja die ganze Vollkommenheit besteht. Zu diesem Zwecke gibt es aber auch eine Art von Stoßgebeten, welche unseren Geist noch viel leichter, viel inniger und viel anhaltender in gottgefälliger Andacht erhalten, als es vorübergehende, kurze Gebetsformeln vermögen und die sich ganz besonders für unsere freie Musezeit, bei einsamen Spaziergängen, sowie für die harte Prüfungs- oder Versuchszeit eignet: wir meinen das leise, für sich selbst Dahinflüstern bekannter, heiliger Melodien, namentlich unserer üblichen, schönen, liturgischen Gesänge, wie eines Agnus Dei, des Sanctus, Kyrie, Gloria &c. Welch seraphische Gefühle der Anbetung, des Dankes, der innigsten Bitte und des Flehens haben sie nicht im Gotteshause, an feierlichen Tagen in unseren Priesterherzen für uns und für unser Volk hervorgerufen. Dieselben Bedürfnisse hat aber der Seelsorger jeden Tag, jede Stunde; sollte daher das wachgerufene Andenken dieser himmlischen Klänge und erhabensten Gebete nicht dieselben Gefühle bei uns und dieselben Gnadenschenkungen vor Gott hervorrufen? Nichts ist deshalb mehr als dieses einsame, aber freud- und begeisterungsvolle, gesungene Gebet geeignet zu öfterer, innerer Gottesvereinigung, Gottesverehrung, und somit zu steter, freudiger Stimmung und zu himmlischem Herzensfrieden. Diese geheimen Stoßgesänge im Priestermund und Priesterherz, sie klingen wie ein irdisches Echo des ewigen Sanctus der Engel im himmlischen Jerusalem, von dem es ja heißt: *Illa sedes Coelitum — Semper resultat laudibus, — Deumque Trinum et Unicum — Jugi canore praedicat. — Quare: Illi canentes jungimur: — Almae Sionis aemuli.*

Bühl (Ober-Elsaß).

Abbé E. Meyer.

XXIV. (Ein Mittel, das Breviergebet devote zu verrichten.) Um Geistesammlung und Andacht beim heiligen Officium zu erhalten, empfiehlt es sich, vor das Brevier auf dem Tisch oder dem Pult ein anmuthiges Bildchen sich vorzulegen, das man je nach der Feier wechseln kann. Der öftere Anblick des dargestellten heiligen Geheimnisses sammelt wiederum und erhebt den Geist und hält fern die so leicht vor kommenden Zerstreuungen. *Probatum.*

Abbé Meyer.

XXV. (Legitimation eines unehelichen, in Ungarn geborenen Kindes.) Von den katholischen, in Wien getrauten Eheleuten A. J. und R. J. geb. J. war ein in J. in Ungarn im Jahre 1897 gebornes und in der dortigen Civilmatrik und bei Gelegenheit der heiligen Taufe auch in der Pfarre E. eingetragenes uneheliches Kind J. J. beim Trauungs-Pfarramte in Wien zur Legitimation angemeldet worden. Wie war vorzugehen?

Das Trauungs-Pfarramt in Wien nahm mit den beiden Kindeseltern ein Protokoll auf in der hierorts üblichen Form vor zwei Zeugen und sandte dasselbe mit dem Trauungscheine, in welchem in der Anmerkung mit Zahl und Datum das Ehecertificat des königlichen ungarischen Justizministeriums citirt war, an den Civilmatrikel-Führer in J. Auf dem gebührenfreien, mit 50 kr. ungarischer Stempelmarke versehenen Geburtscheine war die Legitimation des Kindes in einer Randglosse ersichtlich gemacht. Mit diesem Civil-Geburtscheine wandte sich der Gefertigte an das katholische Pfarramt in J., welches den Tausschein des Kindes richtigstellte und ein katholisches Taufzeugnis sendete. Der Civil-Geburtschein und der kirchliche Tausschein mußten jetzt ins Deutsche übersetzt und von einem beeideten Dolmetsch beglaubigt werden. Die Porto-, Stempel- und Beglaubigungskosten betrugen für beide Scheine 6 fl. 30 kr.

Wien, Pfarre Altlerchenfeld.

Karl Krasa, Cooperator.

XXVI. (Kirchliches Begräbniß.) Bei einer Priester-Conferenz rühmte sich ein Confrater, daß er den Muth gehabt habe, einem Selbstmörder das kirchliche Begräbniß zu verweigern, und daß er geduldig alle Folgen, wie Ragenmusik zc., getragen habe und tadelte seinen Confrater, der einen Juden, dessen confessionslose, früher katholische Civilehegattin ohne Versehen gestorben war, zum Bischof sendete, und erst dann das Begräbniß verweigerte, als dieser ihn beauftragte. Das neue Wiener Diöcesan-Rituale sagt diesbezüglich: *Parochus vero in omnibus praefatis casibus semper prius recurrit ad Ordinarium* (Rit. Vienn. tom. I. pag. 159.) Sollte sich in einer Pfarre der Fall ereignen, daß bei einem nur protestantisch getrauten Mischehepaare der katholische Theil ohne Versehen stirbt, so ist ihm als *fautor haereseos* das kirchliche Begräbniß nur dann zu versagen, wenn nach erstatteter Anzeige an den Ordinarius dies befohlen wird.

XXVII. (Werden alle Leichen beerdigt?) Abgesehen davon, daß leider manche die Verbrennung ihres Leichnams anordnen, kommen doch auch sonderbare Begräbnißplätze vor. Da bringt der Magistratsdiener eine Anweisung des Todtenbeschreibamtes der Stadt Wien, laut welcher der sechsmonatliche foetus der ledigen Theresia B. zu Unterrichtszwecken der Gerichtsklinik in W. zugewiesen wird. Schreiber dieses kannte ein 58jähriges Fräulein, nicht größer als ein Meter. In ihrer bitteren Noth nahm sie das Angebot des Wiener anatomischen Institutes an. Selbes gab ihr 1000 fl., wenn sie ihren Leichnam testamentarisch zur Aufbewahrung in Spiritus vermacht. *Isti ergo resurgant ex „spiritu“.*

Krasa.

XXVIII. (Der heil. Antonius und der Czar von Rußland.) Der heilige Antonius hat seine Verehrer nicht nur unter den Katholiken, selbst Andersgläubige haben großes Vertrauen auf seine Fürbitte. Der Kaiser von Rußland hegt eine ganz besondere Verehrung gegen den „Heiligen der ganzen Welt“, wie Papst Leo XIII. ihn kürzlich nannte. Ein Officier aus der Leibgarde des Czaren erzählte diesem von den großen Wundern, welche auf die Fürbitte des hl. Antonius täglich geschehen. Daraufhin wählte er den hl. Antonius zu seinem besonderen Schutzpatron und verschaffte sich sobald als möglich eine St. Antonius-Medaille, die er immer trägt. Zum heurigen neuen Jahre schickte der Czar ein Telegramm an den Superior des Antonius-Klosters mit folgendem Inhalt: „Erlauben Sie mir, Ihnen und allen im St. Antonius-Kloster Wohnenden meine herzlichsten Glückwünsche darzubringen. Ich empfehle mich dem Schutze des heiligen Wunderthäters für das beginnende Jahr“. Der Czar schickte bereits früher 1000 Franks zur Restaurierung der Antoniuskirche. Möge der Czar, so wünschen wir mit dem St. Franciscus-Blöcklein, welches obiges nach der Révue franciscaine berichtet, mit seinem Volke den verloren gegangenen katholischen Glauben durch die Fürbitte des Wunderthäters wiederfinden!

Freistadt.

Professor Dr. Kerstgens.

XXIX. (Statistisches über die gemischten Ehen in Preußen.) Ueber die Zahl und das Religionsbekenntnis der daraus hervorgegangenen Kinder wird aus den Ergebnissen der letzten Volkszählung jetzt einiges mitgetheilt. Danach bestanden in Preußen am 2. December 278.434 Mischehen zwischen Katholiken und Protestanten. In 128.069 davon war der Mann evangelisch, in 150.365 katholisch. Von den 597.921 Kindern aus diesen Ehen waren 332.947 evangelisch, 264.648 katholisch, der Rest gehörte aber anderen oder gar keinem Bekenntnisse an. Die Zahlen bestätigen die bekannte Thatsache, daß bei den Mischehen die katholische Kirche im Nachtheile ist. Rund 68.000 Kinder aus solchen Ehen waren mehr evangelisch, als katholisch. Leider sind, fügt das „Freiburger Pastoral-Blatt“, dem wir obige Notizen entnehmen, hinzu, in dem überwiegend katholischen Süddeutschland die Verhältnisse nicht besser. Eine genaue Statistik der übrigen Gebiete Deutschlands würde das trübe Bild nur noch trüber machen.

Dr. Kerstgens.

XXX. (Der Parteizettel des Priesters.) Wenn überhaupt schon unschicklich, so erregt der Parteizettel des Priesters geradezu Aergernis, wenn man folgende zwei Punkte darauf erwähnt findet. 1. Daß der Leib zur ewigen Ruhe bestattet werde — eine indirecte Leugnung der künftigen Auferstehung des Fleisches, denn wo es ewige Ruhe gibt, kann es keine Auferstehung des Fleisches geben. 2. Das noch Beschämendere aber ist häufig die Unterschrift: „Die tieftrauernden Hinterbliebenen.“ Wer hinterbleibt denn bei einem römisch-katholischen Priester? Wäre es nicht vielleicht schöner, meint das „Correspondenz-Blatt“, dem wir das Vorstehende entnehmen, wenn der Decchant des betreffenden Decanates im Namen der Capitularen den Parteizettel, wenn einer üblich ist, ausstellen würde?

Dr. Kerstgens.

XXXI. (Zur ungarischen Civilehe.) Dispensen vom Civil-Eheaufgebote sind entweder bei den Vicegespannen der Comitate oder bei den Bürgermeistern der königlichen Freistädte einzuholen. Es ist also von Wichtigkeit, die Namen der Comitate und deren Residenzen zu wissen. Wir geben nach amtlichen Quellen das Verzeichniß:

Comitat und Sitz des Vicegespan:

1. Abanj Torna, Kaschau (Kassa)
2. Alsó Fehér, Nagy Enyed
3. Arad, Arad
4. Arva, Alsó Kubin
5. Bács Bodrog, Zombor
6. Baranya, Pécs (Fünfkirchen)
7. Bars, Aranyos-Maróth
8. Békés, Gyula
9. Bereg, Beregszász
10. Besztercze Naszód, Besztercze
11. Bihar, Nagyvárád (Grosswardein)
12. Borsod, Miskolcz
13. Brassó, Brassó
14. Csanád, Maco
15. Csik, Csik Szereda
16. Csongrád, Scentes
17. Esztergom, Esztergom (Gran)
18. Fejer Fehér, Székesfehérvár (Stuhlweissenburg)
19. Fogaras, Fogaras
20. Gömör-Kis-Hout, Kimaszombat
21. Győr, Győr (Raab)
22. Hajdu, Debreczen
23. Háromszék, Sepsz Szt György
24. Heves, Eger (Erlau)
25. Hont, Ipolyság
26. Hunyad, Déva
27. Jász-Nagy-Kun-Szolnok, Szolnok
28. Kis Küküllő, Dicső-Szt-Márton
29. Kolozs, Kolozsvár (Klausenburg)
30. Komárom, Komárom (Komorn)
31. Krasso-Szörény, Lugos

Comitat und Sitz des Vicegespan:

32. Liptó, Liptó-Szt-Miklós
33. Mármaros, Mármaros-Sziget
34. Moson, Magyar-Ovár
35. Nagy-Küküllő, Segesvár
36. Nógrád, Balassa-Gyarmat
37. Nyitra, Nyitra (Neutra)
38. Pest-Pilis-Solt-Kis-Kun, Budapest
39. Pozsony, Pozsony (Pressburg)
40. Sáros, Eperjes
41. Somogy, Kaposvár
42. Sopron, Sopron
43. Szaboles, Nyiregyháza
44. Szatmár, Nagy Károly
45. Szeben, Nagy Szeben (Hermannstadt)
46. Szepes, Lőcse (Leutschau)
47. Szilágy, Zilah
48. Szolnok Doboka, Deés
49. Temes, Temesvár
50. Tolna, Szegrad
51. Torda Aranyos, Torda
52. Torontál, Nagy-Becserek
53. Trencsén, Trencsén
54. Turóc, Turóc-Szt-Márton
55. Udvarhely, Székely-Udvarhely
56. Ugocsa, Nagy Szöllös
57. Ung, Ungvárt
58. Vas, Szombathely
59. Veszprém, Veszprém
60. Zala, Zala Eperseg
61. Zemplén, Sátoralja Ujhely
62. Zólyom, Besztercehánya.

Königliche Freistädte:

Arad, Budapest (Haupt- und Residenzstadt), Debreczin, Fiume, Raab, Kassa (Kaschau), Kolozsvár (Klausenburg), Komárom (Komorn), Marosvásárhely, Pécs (Fünfkirchen), Pozsony (Pressburg), Selmec und Bélabánya, Sopron, Szabadka, Szatmár-Németi, Széged, Székesfehérvár (Stuhlweissenburg), Temesvár, Ujvidek (Neusatz), Zombor.

Rraja.

XXXII. (Die katholische Hierarchie im Jahre 1897.)

Nach der neuesten Gerarchia cattolica war der Stand der katholischen Hierarchie Ende December 1897 folgender: 61 Cardinäle, darunter zwei in petto; 9 Patriarchen; 7 der lateinischen und 4 der griechischen Riten. 842 Erzbischöfe und Bischöfe des lateinischen Ritus, wobei die durch die Cardinäle besetzten Stühle mitgezählt sind. 57 Erzbischöfe und Bischöfe der orientalen Riten; 347 Titularbischöfe; 7 Bischöfe ohne Titel; 14 Prälaten des orientalischen Ritus mit bischöflichem Charakter; 14 Prälaten

Nullius Dioeceseos, darunter 1 Cardinal und 4 Bischöfe: Gesamtzahl aller kirchlichen Würdenträger 1298.

Unbesetzt waren: 11 Cardinalstitel, 5 Patriarchate, 66 erzbischöfliche Sitze, 4 Titel Nullius Dioeceseos. Gesamtzahl der vacanten Titel 86.

Der Zuwachs der katholischen Hierarchie unter dem Pontificate Leo's XIII. ist enorm. Neu errichtet wurden 2 Patriarchatsitze, 13 Erzbisthümer, 17 Bisthümer zu Erzbisthümern erhoben, 97 Bisthümer, 2 Abteien Nullius, 2 apostolische Delegationen, 59 apostolische Vicariate, 76 apostolische Praefecturen neu errichtet. Gesamtzuwachs 218.

Dr. H. Kerstgens.

XXXIII. (Die passive Assistenz bei Mischehen und die Wiener Instruction von 1864.) Die betreffende Instruction lautet in ihrer Hauptstelle dahin: „Wenn die Brautleute (verschiedener Confession) ungeachtet aller wiederholten Vorstellungen bei dem Entschlusse verharren, die Erziehung der Kinder in der katholischen Religion nicht zuzusichern, so hat der Pfarrer ihnen mit Ruhe, aber ernstlich zu erklären, daß er eine Trauung ihrer Ehe nicht vornehmen könne, weil dieses gegen sein Gewissen wäre. Sollten sie erwidern, daß sie dessen ungeachtet sich ehelichen wollen, so hat er, wenn alle Urkunden beigebracht sind, wenn sonst kein Ehehindernis im Wege steht und wenn die Braut in der Religion vollständig unterrichtet ist, die Verkündigungen vorzunehmen und ruhig abzuwarten, ob die Brautleute bei ihrem Entschlusse verharren werden. Sollten die Brautleute mit Beziehung zweier Zeugen zu ihm kommen, und von ihm fordern, daß er ihre Erklärung zur Ehe eintrage, so hat er in seinem Zimmer ruhig diese Erklärung anzuhören, der Braut aber nochmals mit Sanftmuth und Ernst zu bedeuten, daß er ihren Schritt sündhaft und vor Gott verantwortlich erklären und daher mißbilligen müsse. Dann hat er den Namen, den Stand und dergleichen der Brautleute einzutragen. Die Rubrik „Copulans“ ist, da keine Trauung vorgenommen wird, leer zu lassen. Der Pfarrer oder dessen Stellvertreter hat sich bloß als Zeuge in der Rubrik der Beistände mit diesen einzuschreiben und in der Anmerkung beizusetzen, daß diese Brautleute am . . . Tage . . . Jahr sich zu ehelichen erklärt haben. Wenn über diese Erklärung ein Matrifchein gefordert wird, so ist dieser nach folgendem Formular auszustellen: Ich Undesgefertigter bestätige, daß N. N. und N. N. nach vorhergegangener . . . Verkündigung am . . . Tag, . . . in Gegenwart des N. N., Pfarrers zu N., und der beiden Zeugen N. N. und N. N. sich zu ehelichen erklärt haben . . .“

Die sogenannte passive Assistenz ist ein trauriges Nothmittel: im Geiste des Erbarmens mit dem Schwachen geht man bis an die äußerste Grenze der Nachsicht und duldet das Schlimme, ohne es zu billigen, um das Schlimmere zu verhüten“.

Hiermit ist von der competenten Auctorität Klarheit in eine Angelegenheit gebracht, bezüglich welcher in jüngster Zeit auch auf katholischer Seite eine merkwürdige Unklarheit zutage getreten ist. Es ist in ge-

wissen Umständen dem katholischen Pfarrer eines Brauttheiles erlaubt, die passive Assistenz zu leisten, der unter dieser Assistenz abgegebene Eheconsens bewirkt eine gültige Ehe und die passive Assistenz ist keineswegs ein Ueberbleibsel des Josophinismus, sondern ein Nothbehelf in allen jenen Ländern, wo das tridentinische Decret „Tametsi“ verkündigt worden ist, die verschiedenen christlichen Bekenntnissen angehörigen Brautleute jedoch die von der Kirche geforderten Cautelen nicht versprechen wollen.

Soviel betreffs der quaestio juris. Die quaestio facti betreffend, mag es allerdings vorkommen, daß der die Consenserklärung entgegennehmende Pfarrer die ihm in vorstehender Instruction gezogenen engen Grenzen überschreitet.

XXXIV. (Einsendung von Messstipendien.) Für die Wiener Diöcese wurde von dem hochwürdigsten Cardinal und Ordinarius angeordnet, daß alle Priester der Diöcese die Messstipendien, welche im Laufe des Jahres nicht persolvirt werden konnten, jährlich im December an das hochw. f. e. Ordinariat einzusenden sind, welches die Persolvierung derselben durch Priester, welche sich dafür gemeldet haben, veranlassen wird.

Kiedling.

XXXV. (Stempelpflicht der Steuer-Recurse.) In den Zahlungsaufträgen bei Steuervorschreibungen wird gewöhnlich bemerkt, daß gegen die Vorschreibung ein Recurs eingebracht werden könne. Solche Recurse gegen die Vorschreibung der Grund-Hausclassen-Hauszinssteuer, dann der fünfpercentigen Erwerb- und Einkommensteuer sind nach Tarifpost 44 q des Gebührengesetzes stempelpflichtig. Wenn es sich um einen Steuerbetrag unter 50 fl. handelt, hat der Recurs einen Stempel von 15 kr. zu tragen, wenn aber der Steuerbetrag 50 fl. überschreitet, so ist der Recurs mit einem 36 kr.=Stempel zu versehen. Die Beilagen zu einem solchen Recurse sind gleichfalls stempelpflichtig und unterliegen nach Tarifpost 20 des Gebührengesetzes einem Stempel von 15 kr. per Bogen.

Kiedling.

Bemerkung der Redaction.

Im vorigen Hefte ist Seite 674 eine kurze Besprechung der Schrift „Die Keuschkeitsideen in ihrer geschichtlichen Entwicklung und praktischen Bedeutung“ von Dr. Josef Müller enthalten, welche dem Werke großes Lob spendet und unbedingt empfiehlt. Nun liegt uns eine andere, sehr eingehende und gründliche Besprechung der nämlichen Schrift vor, welche auf manche, mitunter wesentliche Mängel derselben hinweist und mit den Worten schließt: „Das Buch ist lehrreich, ist recht interessant geschrieben, enthält manche geistreiche und treffende Urtheile und verräth eine bedeutende Literaturkenntnis; aber man kann nicht sagen: es ist die Frucht eines theologisch durchgebildeten, zur vollen Klarheit gereiften Geistes.“ Die Redaction der Quartalschrift fühlt sich verpflichtet, auch dieses letztere Urtheil zur Kenntnis ihrer Leser zu bringen.

Literarischer Anzeiger.

(Unter dieser Rubrik bringen wir, solange der Raumangel andauert, Werke kleineren Umfanges oder wiederholte Auflagen größerer Werke zur Anzeige.)

- 1) **Die Heiligung des Tages.** Gebetbüchlein, enthaltend die wichtigsten Gebete für das tägliche Leben. Zusammengestellt und bearbeitet von Johann Georg Gisebrecht, Pfarrer. Brixen 1898. Verlag der Buchhandlung des katholisch-politischen Pressvereines.
- 2) **Das Buch des Lebens oder Verehrung des göttlichen Herzens Jesu.** Von J. Waldner S. J. Nach der 7. Auflage der Textausgabe vom Jahre 1788 bearbeitet und herausgegeben von Johann Jakob Hauser, Pfarrer. Paderborn 1898. Druck und Verlag der Bonifacius-Druckerei. (J. W. Schröder).
- 3) **Nur Eines ist nothwendig!** Andenken an die heilige Mission von P. Cherubin Wiesner O. F. M. Revelar 1898. Verlag von Wukon Bercker. (Fz. Bercker.)
- 4) **Die christliche Jungfrau in ihrem Gebet und Wandel.** P. Josef Waldner's Lehr- und Gebetbuch für christliche Jungfrauen. Freiburg im Breisgau 1898. Herber'sche Verlagsbuchhandlung.
- 5) **Im Schatten der Kirche.** Christliche Unterhaltungen. Von Em. Fuch. Band IV. Der Erlös ist zum Besten der Missionsthätigkeit der Gesellschaft des Göttlichen Wortes bestimmt. 1898. Druck und Verlag der Missionsdruckerei Stehl, Heiligkreuz bei Neisse.
- 6) **Die gnadenreiche Salbung des heiligen Geistes in der siebenfachen Weihe des Priesters.** Ein Büchlein für Weibecandidaten und Priester. Gott dem heiligen Geiste dankbar geweiht. Herausgegeben von Johann Janssen, Priester der Gesellschaft des Göttlichen Wortes. 1898. Druck und Verlag der Missionsdruckerei Stehl.
- 7) **Leben des heiligen Martinus** nebst Ermägungen und Gebetbuch von Martin Kiem O. S. B., Capitular von Muri-Gries. Brixen 1898. Verlag der Buchhandlung des katholisch-politischen Pressvereines.
- 8) **Der böhmische Streit.** Nachklänge aus dem böhmischen Landtage. Wien 1898. Druck und Verlag der Buchdruckerei Ambros Opitz, Wien und Warnsdorf.
- 9) **Der Schüler des heiligen Geistes.** Verhaltens-Grundsätze nach der Firmung. Ein Firmungsandenken von Fischer, Beneficiat, München 1898. Verlag der Lentner'schen Buchhandlung (E. Stahl jr.).
- 10) **Der Cisterzienser-Orden mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands.** Nach neuern Historikern zur Feier der 800jährigen Gründung von Citaux beschrieben und allen Freunden des Ordens gewidmet. Von P. Tezelin Galusa. Mit 25 Originalillustrationen M. Gladbach 1898. Druck und Verlag von A. Riffarth.
- 11) **Predigten für die Sonntage und Hauptfeste des Herrn nach den Episteln und Evangelien des Kirchenjahres.** Von Dr. J. Körber sen., München, Verlag von Rudolf Abt 1898.
- 12) **Die christlich-socialc Partei und die Lehrerschaft.** Ein Wort zur Aufklärung von Hans Bösbauer und Ferdinand Kennez, städtischen Lehrer in Wien, 1898. Verlag der „Reichspost“. Buchdruckerei Ambros Opitz, Wien.
- 13) **Katechismus des Ordens von der Buße des heiligen Vaters Franciscus.** Eine Erklärung der heiligen Ordensregel nach der am 30. Mai 1883 herausgegebenen Constitution Leo XIII. in Fragen und Antworten. Neueste verbesserte Auflage. Herausgegeben von der Redaction des St. Franciszi-Blättlein. Innsbruck. Druck und Verlag von Felician Rauch.
- 14) **Charitas-Verband für das katholische Deutschland.** 1898. Verlag des Charitas-Verbandes für das katholische Deutschland. Geschäftsstelle Freiburg i. B., Rheinstraße 62. Druck von Johann Bollmer in Freiburg i. B.

- 15) **Sieben Künste der christlichen Frau.** Frauen-Vorträge, gehalten in der Schottenfelderkirche in Wien vom 26. Februar bis 3. März 1898. Von P. Alois Schweikart S. J. Wien 1898. Verlag der Reichspost. Buchdruckerei Ambros Opitz, Wien.
- 16) **Heraus mit dem praktischen Christenthum.** Drei Predigten des hochw. Herrn P. Heinrich Abel S. J., gehalten in der Kirche zu St. Augustin in Wien am 8., 9. und 10. April 1897. Wien. Verlag der „Reichspost“. Buchdruckerei Ambros Opitz, Wien.
- 17) **Ehe und Ehen!** Christliches und modernes Familienleben. Drei Vorträge, gehalten für den Verein der christlichen Mütter in der Altlerchenfelder Pfarrkirche in Wien. 1897. Von P. Heinrich Abel S. J. Wien 1898. Verlag der „Reichspost“, Wien.
- 18) **Jüdische Richter.** Judeueid. Kolnibre! Zeitgemäße Gedanken von Josef Deckert, Pfarrer in Wien. 1898. Verlag der „Reichspost“.
- 19) **Compendium der Biblischen Hermeneutik.** Von Johann Mader, Professor der Theologie in Ehur. Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. 1898.
- 20) **Das Studium und die Privatlectüre.** 17 Conferenzen, den Zöglingen des bischöflichen Convictes zu Luzernburg, gehalten von Bern. Krier, Director. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Freiburg i. B. Herder'sche Buchhandlung, 1898.
- 21) 2. Auflage. **Floriansus.** Erzählung aus den ersten Zeiten des Christenthums. Von Ferdinand Höhrer. Linz-Urfahr, 1898. Druck und Verlag des katholischen Pressvereines.
- 22) Von den hochwürdigen Katecheten dürfte sehr willkommen heißen werden, die demnächst in Fel. Rauchs Buchhandlung in Innsbruck erscheinende **Erklärung** des vom österreichischen Gesamtepiscopat approbierten **kleinen Katechismus** von Leonh. Wiedemayr, Professor an der k. k. Lehrerinnenbildungsanstalt Innsbruck und Redacteur der „Katholischen Volksschule“. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung. Zur Subscription ladet die Verlags-handlung ein; auch die Buchhandlungen nehmen Vorausbestellungen an.
- 23) Im Verlage des kath. Pressvereines in Linz erschien: **Am Mutterherzen oder: Unsere liebe Frau von Lourdes und ihre Gegner.** Von Dr. Johann Ackerl, Chorherr des Stiftes St. Florian. Approbiert vom bischöflichen Ordinariate in Linz. Zweite Auflage. Preis broschirt per Stück fl. 1.60, per Post fl. 1.70; gebunden in Leinwand mit Goldbittel 2 fl., per Post fl. 2.15.

Kalender-Literatur.

Bis jetzt sind der Redaction der Quartalschrift folgende Kalender pro 1899 zugekommen:

Mitöttinger Viebfrauen-Kalender für das katholische Volk. Enthält schöne Erzählungen und hübsche Illustrationen. Preis 40 Pf. = 24 fr., sammt Stempel 31 fr.

Kameruner Missionskalender, herausgegeben von der Mallotiner Congregation, zu beziehen durch das Missionshaus zu Limburg an der Lahn. Reichhaltig in Text und Illustration. Preis 50 Pf. = 35 fr. (incl. Stempel).

Einsiedler Kalender und **Benzigers Marienkalender** beide bei Benziger und Co. in Einsiedeln; alte gute Bekannte.

In der Schmid'schen Verlagsbuchhandlung in Augsburg erscheinen auch dieses Jahr wieder der **Augsburger St. Josefs-Kalender** und der **Hausfreund** (beide incl. Stempel 23 fr.)

Pränumerations-Einladung pro 1899.

Mit dem gegenwärtigen Hefte ist wiederum ein Jahrgang der „Theol.=prakt. Quartalschrift“ vollendet und mit dem nächsten Hefte beginnt ein neuer, der **Zweiundfünfzigste**.

Die Redaction erlaubt sich nun, zum Abonnement auf diesen Jahrgang freundlichst einzuladen. Sie will alle Kraft aufbieten, die Zeitschrift als ein wahrhaft wissenschaftliches und praktisches Organ zum Nutzen des Clerus zu erhalten und hofft, daß ihr dies mit Gottes Hilfe und Segen und der zahlreichen, gelehrten und erfahrenen Mitarbeiter Unterstützung gelingen werde, wie es ihr bisher gelungen ist, gestützt auf diesen starken Doppelpfeiler, sie trotz so mancher Schwierigkeit auf der errungenen Höhe zu erhalten und die Abonnentenzahl zu vermehren. Auch in dem abgelautenen Jahre ist ganz conform der bisherigen Progression diese Zahl wiederum um mehrere Hunderte gestiegen.

Wir sagen für diesen reichen Segen Gott dem Herrn demüthig Dank und unseren bewährten Freunden und Mitarbeitern für ihre Hilfe herzliches Vergelt's Gott! Alle Abonnenten aber bitten wir der Zeitschrift treu zu bleiben und ihr neue Abnehmer zu gewinnen.

Man pränumeriert auf die Quartalschrift am einfachsten mittelst Postanweisung unter der Adresse: **An die Redaction der Quartalschrift in Linz, Stifterstraße Nr. 7.**

Die Redaction ist zugleich Administration und Expedition der Quartalschrift.

Auch die Postämter des Auslandes und alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Der **Preis** für den Jahrgang ist bei directer Zusendung der einzelnen Hefte durch die Post von Seite der Redaction für die Herren Abnehmer **3 fl. 50 kr. ö. W. (7 Kronen)** oder **7 Mark** oder **8 Franken 75 Centimes** oder **1³/₄ Dollar**. Auch im Wege des Buchhandels kostet die Zeitschrift dasselbe.

Ergebenst zeichnet

Die Redaction
der theologisch-praktischen Quartalschrift.

Linz a. d. D., im September 1898.

Redactionschluß 15. Sept. 1898 — ausgegeben 30. Sept. 1898.



Inserate.

Herder'sche Verlags-Handlung, Freiburg, i. Br. — B. Herder, Wien, I., Wollzeile 33.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Biblische Studien. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. W. Fell, Prof. Dr. J. Felten, Prof. Dr. G. Hoberg, Prof. Dr. N. Peters, Prof. Dr. A. Schäfer, Prof. Dr. P. Vetter herausgegeben von Prof. Dr. O. Bardenheuer.

III. Band, 3. Heft: **Die sahidisch-koptische Uebersetzung des Buches Ecclesiasticus** auf ihren wahren Wert für die Textkritik untersucht von Dr. N. Peters. gr. 8^o. (XII u. 70 S.) M. 2.30 = fl. 1.38.

III. Band, 4. Heft: **Der Prophet Amos** nach dem Grundtexte erklärt von Dr. K. Hartung. gr. 8^o. (VIII u. 170 S.) M. 4.60 = fl. 2.76.

III. Band vollständig (4 Hefte.) Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg, (XXXVIII u. 476 S.) M. 12.50 = fl. 7.50.

Brandscheid, Jr., Ethik. Zu Cicero „Von den Pflichten“ und zum Selbststudium für jedermann verfaßt. gr. 8^o. (XIV u. 184 S.) M. 3 = fl. 1.80.

Diese Schrift ist aus dem Verlage von G. Züfel in Wiesbaden in unsern Commissionsverlag übergegangen.

Brugier, G., Kurze liturgische Erklärung der heiligen Messe. Für Schule und Christenlehre. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. Ausgabe mit zwei Weissandachten. Siebzehnte Auflage. Mit einem Titelbild. 32^o. (124 S.) 20 Pf. = 12 fr.; geb. in Leder-Imitation mit Rothschnitt 35 Pf. = 21 fr., in Halbleinwand mit Goldtitel und gedrucktem Umschlag 35 Pf. = 21 fr.

— Dasselbe. Ausgabe ohne Weissandachten. Fünfte Auflage. Mit einem Titelbild. 32^o. (60 S.) 12 Pf. = 7 fr.; geb. in Leder-Imitation mit Rothschnitt 10 Pf. = 12 fr., in Halbleinwand mit gedrucktem Umschlag 20 Pf. = 12 fr.

Coulin, F. X., Die Gotteskraft. Beherzigungen über die Jungfräulichkeit. Uebersetzt und vermehrt durch den Anhang Klosterleben in der Welt von Dr. J. Ecker. Dritte Aufl. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. 12^o. (XXVIII u. 551 S.) M. 3 = fl. 1.80; geb. in Leinwand mit Rothschnitt M. 3.80 = fl. 2.28.

Gehört zu unserer „Mecellen'schen Bibliothek.“

Die Lehre vom Kreuze. Nach dem Französisch-n. Achte, verbesserte Auflage. Mit 12 Stahlstichen. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. 24^o. (32 S. Text.) 75 Pf. = 45 fr.; geb. in Leinwand mit Rothschnitt M. 1. = 60 fr.; in Leinwand mit Goldschnitt M. 1.20 = 72 fr.

Dreher, Dr. Th., Leitfaden der katholischen Religionslehre. Für höhere Lehranstalten. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. 12^o.

II. Sittenlehre. Vierte verbesserte Auflage. (IV u. 52 S.) 50 Pf. = 30 fr.

Krier, J. B., Das Studium und die Privatlectüre. Siebzehn Conferenzen, den Höflingen des bischöflichen Convicts zu Luxemburg gehalten. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. 12^o. (VIII u. 364 S.) M. 2 = fl. 1.20; geb. in Leinwand M. 2.80 = fl. 1.65.

Pesch, Ch., S. J., Praelectiones dogmaticae quas in Collegio Dittion-Hall habebat. Tomus VIII: Tractatus dogmatici. (I. De virtutibus in genere. II. De virtutibus theologicis.) Cum approbatione Rev. Vic. Cap. Friburgensis et Super. Ordinis. gr. 8^o. (X u. 314 S.) M. 4.80 = fl. 2.88, geb. in Halbfanz M. 6.40 = fl. 3.84.

Mit dem in Vorbereitung befindlichen IX. Bande wird das Werk abgeschlossen sein.

Pfaff, M., Das christliche Kirchenjahr. In Fragen und Antworten für die Schule und Christenlehre. Nebst einem Anhange, religiöse Lieder für die Festzeiten enthaltend. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. Neunte Auflage, mit Titelbild. 32^o. (IV u. 118 S.) 25 Pf. = 15 fr.; geb. in Leder-Imitation mit Rothschnitt 40 Pf. = 24 fr., in Halbleinwand mit gedrucktem Umschlag 10 Pf. = 24 fr.

Rundschreiben, erlassen von Unserem Heiligen Vater Leo XIII., durch göttliche Vorsehung Papst, an alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe der katholischen Welt, welche in Gnade und Gemeinschaft mit dem Apostolischen Stuhle stehen. Officielle Ausgabe. Lateinisch und deutsch. gr. 8^o.

Vierte Sammlung: 1891 (22. Sept.) — 1896. (310 S.) M. 3 = fl. 1.80.

Diese Sammlung enthält die Rundschreiben:

Octobri mense vom 22. September 1891. — Magnae Dei matris vom 8. September 1892 — Laetitiae sanctae vom 8. September 1893 (alle drei über den Marianischen Rosenkranz.)

(Separat-Ausgabe 80 Pf. = 48 fr.)

Providentissimus Deus (über das Studium der Heiligen Schrift) vom 18. November 1893.

(Separat-Ausgabe 70 Pf. = 42 fr.)

Fraeclara gratulationis (Rundschreiben an alle Fürsten und Völder der Erde über die Vereingung im Glauben) vom 20. Juni 1894. (Separat-Ausgabe 40 Pf. = 24 fr.)

Jucunda semper expectatione (über den Marianischen Rosenkranz) vom 8. September 1894.

(Separat-Ausgabe 80 Pf. = 48 fr.)

Satis cognitum (über die Einheit der Kirche) vom 29. Juni 1896 (Separat-Ausgabe 60 Pf. = 36 fr.)

Früher sind erschienen:

Erste Sammlung: 1878—1880. (XVI u. 200 S.) M. 2 = fl. 1.20.

Zweite Sammlung: 1881—1885. (VI u. S. 201—390) M. 2 = fl. 1.20.

Dritte Sammlung: 1888—1891 (15. Mai.) (236 S.) M. 2.10 = fl. 1.29.

Herder'sche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. B. — B. Herder, Wien I., Wollzeile 33.

Mundschreiben Seiner Heiligkeit des Papstes Leo XIII. an die Bischöfe, die Geistlichkeit und das Volk Italiens, erlassen am 5. August 1898. Offizielle deutsche Uebersetzung. gr. 8^o. (16 S.) 80 Pf. = 18 kr.

Scheeben, Dr. M. J., Handbuch der katholischen Dogmatik. Viertes Band. Erste Abtheilung. Von Dr. J. Hbberger. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. gr. 8^o. (XII u. 458 S.) M. 6 = fl. 3.60; geb. in Halbfranz M. 7.75 = fl. 4.65.

Mit der in Vorbereitung befindlichen zweiten Abtheilung des vierten Bandes, die nächstes Jahr erscheinen soll, wird das Werk abgeschlossen sein. — Bildet einen Bestandteil unserer „Theologischen Bibliothek.“

Scherer, P. A. (Benedictiner von Fiecht), Bibliothek für Prediger. Herausgegeben im Verein mit mehreren Capitularen desselben Stiftes. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg, sowie der hochw. Ordinariate von Brigen, Bubweis, München-Freising, St. Pölten und Salzburg, und Erlaubnis der Ordensobern. Acht Bände gr. 8^o.

Dritter Band: **Die Sonntage des kirchlichen Jahres.** (III. Des Pfingst-Cyclus erste Hälfte, vom Sonntag vor bis zum zwölften Sonntag nach Pfingsten.) Fünfte Auflage, durchgesehen von P. M. Witschewer, Conventual desselben Stiftes. (748 S.) M. 7 = fl. 4.20; geb. in Halbfranz M. 9 = fl. 5.40.

Strassburger theologische Studien. Herausgegeben von Dr. A. Ehrhard und Dr. E. Müller.

III. Band, 1. Heft: **Kaspar Schatzgeyer, ein Vorkämpfer der katholischen Kirche gegen Luther in Süddeutschland.** Von Dr. N. Paulus Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. gr. 8^o. (X u. 162 S.) M. 2.80 = fl. 1.68.

Colomci, P. M., S. J., Der Verus des heiligen Moses. Schauspiel in drei Aufzügen. Nach dem Italienischen bearbeitet von G. Feil S. J. Nur männliche Rollen. Zweite Auflage. 12^o. (VIII u. 72 S.) M. 1 = 60 kr.

Walchner, P. J., Die christliche Jungfrau in ihrem Gebet und Wandel. Behr- und Gebetbuch für christliche Jungfrauen. Neu herausgegeben und umgearbeitet. Zweite Auflage. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. Mit einem Titelbild. 16^o. (XX u. 128 S.) M. 1.60 = 96 kr.; geb. M. 2 = fl. 1.20 und höher.

Weber, Dr. S., Evangelium und Arbeit. Apologetische Erwägungen über die wirtschaftlichen Segnungen der Lehre Jesu. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. gr. 8^o. (VIII u. 210 S.) M. 2.50 = fl. 1.60.

Weiß, Fr. A. M., O. Pr., Apologie des Christenthums. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg und Gutheißung der Ordensobern. 8^o.

Fünfter (Schluß-) Band: **Die Philosophie der Vollkommenheit, die Lehre von der höchsten sittlichen Aufgabe des Menschen.** Zweite und dritte Auflage. (XX u. 954 S.) M. 6.50 = fl. 3.90; geb. in Halbfranz M. 8.30 = fl. 4.98.

Früher sind erschienen:

I. Band: **Der ganze Mensch.** Handbuch der Ethik. Dritte Auflage. (XVI u. 868 S.) M. 6 = fl. 3.60; geb. 7.80 = fl. 4.68.

II. Band: **Humanität und Humanismus.** Philosophie und Culturgeschichte des Pfaffen. Dritte Auflage. (XVI und 1010 S.) M. 7 = fl. 4.20; geb. M. 8.80 = fl. 5.23.

III. Band (in zwei Theilen): **Natur und Uebernatur. Geist und Leben des Christenthums.** Dritte Auflage. (XXII u. 1284 S.) M. 9 = fl. 5.40; geb. in zwei Halbfranzbänden M. 12.20 = fl. 7.82.

IV. Band (in zwei Theilen): **Soziale Frage und sociale Ordnung oder Handbuch der Gesellschaftslehre.** Dritte Auflage. (XXX u. 1162 S.) M. 8 = fl. 4.80; geb. in zwei Halbfranzbänden M. 11.20 = fl. 6.72.

Band IV zu demselben Preise auch separat u. d. Z.

Soziale Frage und sociale Ordnung oder Handbuch der Gesellschaftslehre.

Verlag von Franz Kirchheim in Mainz.

Siehe oben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Steht die 

Katholische Belletristik

auf der Höhe der Zeit?

Eine literarische Gewissensfrage von Veremundus.

Preis Mk. 1.— = fl. —.60.

Diese Schrift — ein Wendepunkt für die katholische Belletristik — beantwortet, wie schon der Untertitel errathen läßt, die Titelfrage in vernünftigem Sinne. Sie ist von hochactuellem Interesse und kein Autor noch irgend ein Leser belletristischer Zeitschriften und Werke sollte sie ungelesen lassen. Die Kritik der vorhandenen Romane und Novellen ist scharf und einschneidend und Vieles, wie z. B. die Statistik unserer Autoren, geradezu verblüffend. Dieser literarische Reformversuch kann als ein erfreulicher Beweis gelten, daß das literarisch-künstlerische Bewußtsein unter den Katholiken deutscher Bunge nicht erloschen ist.

Neue Bücher des dritten Ordens.

Im Auftrage der Vorstehung der nordtirolischen Kapuziner-Provinz sind bei der Gelehrten erschienen:

Lehr- und Gebetbuch

für die Mitglieder des dritten Ordens

des heiligen Franciscus für Weltleute. Von P. Cassian Thaler, Exprovincial zc. 756 Seiten, 16°, gbb. 80 kr.
Die hochw. Herren Ordensdirectoren geneßten ermäßigte Preise.

Aufnahme- und Lehrbüchlein

für die Mitglieder des dritten Ordens

des heiligen Franciscus für Weltleute von P. Cassian Thaler.
72 Seiten, 12°. Preis 15 fr.

Praktisches Handbuch für die Seelsorgspriester zur Leitung des dritten Ordens

des heiligen Franciscus für Weltleute, nebst 91 Skizzen für die Ordenspredigten. Von P. Cassian Thaler.
Exprovincial zc. XVI und 592 Seiten; 8°. Preis ca. 2 fl. 70 fr.

Ein unentbehrliches Pastoralbuch für alle Priester, die den dritten Orden zu leiten haben. Die Skizzen werden gewiß mit Freuden begrüßt werden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bregenz.

J. N. Teutsch.

Eobben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schule der Frömmigkeit für christliche Mädchen

in kurzen Betrachtungen für alle Tage des Jahres nebst einem Gebetbüchlein von P. Phil. Seeböck, O. S. Fr. Mit fürstlich-bischöflicher Approbation und Erlaubnis der Ordensoberen. 16°. IV und 470 Seiten. Mit 1 Stahlstich und Farbentitel. Preis brochiert 60 fr. — M. 1.20; gebunden in Leinwand Rothschnitt 80 fr. — M. 1.60; Leinwand Goldschnitt 95 fr. — M. 1.75; Leder Rothschnitt fl. 1. — M. 1.90; Leder Goldschnitt fl. 1.15 — M. 2.20; Chagrin Goldschnitt fl. 1.35 — M. 2.40.

Der durch die Herausgabe des weitverbreiteten „Gefleins der gottgeweihten Jungfräulichkeit“ bestbekannte Autor bietet mit diesem neuen Büchlein dem noch schulpflichtigen, jedoch der Reife entgegengehenden Mädchen Belehrungen, „wie seine Taufschuld bewahrt und seine Seele geheiligt werden solle für den Herrn, damit es nicht warte, sondern den Pfad des Heiles finde, wenn es am Scheidewege anlangt“. Den in einer einfachen, dem kindlichen Fassungsvermögen angepaßten Sprache geschriebenen täglichen Betrachtungen ist noch ein vollständiges Gebetbüchlein beigegeben, das den Wert des Büchleins noch erhöht und dasselbe zu Festgeschenken, Schulprämien zc. besonders geeignet macht.

Verlag von Anton Pustet in Salzburg.

**Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G. in Einsiedeln,
Waldshut und Köln a/Rh.**

Religiöse Bücher für Kirche, Schule und Haus.

Grosse illustrierte Biblische Geschichte für das christliche Haus, dem katholischen Volke zur Belehrung und Erbauung dargestellt von **Wendelin Ambrosi**, Priester der Diöcese Brixen. Mit bischöflicher Approbation. Mit 6 Chromolithographien und 250 Illustrationen. 1008 Seiten. 8^o.
Preis: Gebunden: Rücken Schwarzes Leder, Decken Leinwand, mit Blind- und Goldpressung, Rothschnitt Mk. 9.— = fl. 5.40

Katholischer Hauskatechismus das ist gründlicher Unterricht von allem, was der katholische Christ zu glauben, zu hoffen, zu lieben und zu thun hat, um in den Himmel zu kommen. Zugleich ein Christenlehrbuch für Religionslehrer und Seelsorger. Von **Dr. Hermann Rolfus**, Pfarrer. Zweite Auflage. 752 Seiten. 8^o. Mit 4 Farbendruckblättern. 34 Original-Einschaltbildern und andern Illustrationen. Mit Approbationen und Empfehlungen von 6 hochwürdigsten Kirchenfürsten.
Urtheile der Presse: Ein durchaus gediegenes Lehr- und Erbauungsbuch für christliche Familien; abgefasst in edler und doch volksthümlicher Vortragsweise, entgegenkommend dem Bedürfnisse der gebildeten wie der weniger unterrichteten Kreise, eingehend auf die zeitgemässen Einwendungen und Fragen in Glaube, Sitten und Gebräuchen.

Kanzelstimmen, Würzburg.

Gebunden: Rücken Leder, Decken Leinwand, Gold- und Blindpress., Rothschnitt Mk. 5.— = fl. 3.—

Erklärung des heiligen Messopfers von dem ehrwürdigen **P. Martin v. Cochem**. Mit 4 Mess-, Beicht- und Communionandachten. Dritte Auflage. 416 Seiten. 8^o. Mit Titelbild.

Eine gute und zwar eine recht gute Messerklärung, ist die des ehrwürdigen Pater Martin von Cochem, die nicht genug verbreitet werden kann. Die vorliegende Ausgabe ist bester Empfehlung würdig.

„Prediger und Katechet“ in Regensburg.

Gebunden: Schwarz Leinwand mit Gold- und Blindpressung, Rothschnitt

Mk. 1.50 = fl. —.90.

Das Leben der allerseligsten Jungfrau Maria dem katholischen Volke dargestellt von **P. Beat Rohner**, O. S. B. Pfarrer. Mit Approbationen und Empfehlungen von 30 hochwürdigsten Kirchenfürsten Mit 28 Bildern von Josef Ritter von Fährich und fünf Vignetten. Zweite Auflage 512 Seiten. 8^o.

Dieses Werk wird nicht nur bei dem Maria treu ergebenen katholischen Volke Beifall finden, sondern auch den HH. Seelsorgern gute Dienste leisten.

Gebunden: Schwarz Leinwand mit Gold- und Reliefpressung, Rothschnitt

Mk. 2.50 = fl. 1.50.

Leben des heiligen Josef. Nach dem Französischen des P. Champeau, bearbeitet von **Konrad Sickinger**, Pfarrer. Mit einem empfehlenden Schreiben des Hochw. Bischofs von Chur. **Prachtwerk** mit zwei Chromolithographien, 2 Phototypen und 144 Holzschnitten. 320 Seiten in Roth- und Schwarzdruck. Quartformat.

Es ist ein Prachtwerk für Schule und Haus, für kathol. Männer-, Jünglings-, Gesellen-Vereine. Wenn Hochzeits- und Eheleute an diese herrliche Hochzeitsgabe sich anlehnen wollen, werden sie viel gute Kraft, Pflichttreue, Beständigkeit und Trost schöpfen.

Gebunden: Dunkelbraun Leinwand, reiche Goldpressung, Feingoldschnitt

Mk. 6.— = fl. 3.60.

Bonfilia oder gutgemeinte Worte an katholische Töchter von **F. C. Baernreither**. Approbiert und empfohlen vom Hochwürdigsten Bischof von Linz. Dritte Auflage. 230 Seiten in zweifarbigem Druck in kl. 8^o.

In der „Bonfilia“ findet die katholische Tochter eine warme Freundin, eine liebevolle Rathgeberin und Trösterin, eine erfahrene Führerin. Sie will die Lectüre des Mädchens regeln, die schöne Gottesnatur ihm nahebringen, seine Kleidung, sein Reden, sein Benehmen, seine Beschäftigungen, sein ganzes Thun und Denken nach Gottes und der Gesellschaft Ansprüchen ordnen helfen. Sie will ihm behilflich sein bei der Standeswahl und bei der Erfüllung aller Pflichten, die jedes gute, christliche Haus der Jungfrau und Frau auferlegt.

Gebunden: Imitation Leder mit Feingoldschnitt

Mk. 3.— = fl. 1.80.

**Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G. in Einsiedeln,
Waldshut und Köln a/Rh.**

Für den Rosenkranz - Monat

Halte ich nachstehende Bücher meines Verlages bestens empfohlen:

Maria, die Rosenkranzkönigin. Lehr- und Gebetbuch nach dem Sinne unseres Heiligen Vaters Leo XIII. für die Mitglieder der Rosenkranzbruderschaft und alle Gläubigen, nach authentischen Quellen von P. Phil. Seeböck, O. S. Fr. 676 S. mit farbigem Titelsilbe. 2. Aufl. Mit f. c. Approbation. Vermehrt durch das neueste Officium des hl. Rosenkranzes. Preise: geb. Leinw. Rothschn. fl. 1.— = M. 1.80; Leinwand Goldschn. fl. 1.15 = M. 2.20; Leber Rothschn. fl. 1.20 = M. 2.30; Leber Goldschn. fl. 1.40 = M. 2.50; Chagrin Goldschn. fl. 1.55 = M. 2.80.

Das Buch behandelt in zwei Theilen „Maria, die Rosenkranzkönigin und das Reich ihrer Barmherzigkeit“, sowie „Die fünfzehn heil. Rosenkranzgeheimnisse“ und bietet außerdem ein vollständiges Gebetbuch mit besonderer Berücksichtigung der Andachten auf die Marienfeste.

Tagzeiten zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau und Mutter Gottes Maria. Drei Bändchen in 24° Format. Mit großem Druck. Preise: geb. Halbleder 75 fr. = M. 1.40; Leinw. Marmorchn. 90 fr. = M. 1.60; Leber Rothschn. fl. 1.10 = M. 1.90.

Diese, zum leichteren Gebrauche in drei Bändchen getheilte Ausgabe des marianischen Officiums wird nach wie vor als eine bevorzugte gelten; einzelne Theile werden nicht abgegeben.

Die heiligsten Herzen Jesu und Mariä, die Liebe und Barmherzigkeit der heiligen Kirche. Von P. Croiset, S. J. Ein Lehr- und Gebetbuch mit tägl. Betrachtungen für die Monate Mai und Juni. Herausgegeben von P. Philibert Seeböck, O. S. Fr. 18. Auflage. 672 S. mit 2 Stahlstichen. Preise: geb. Leinw. Marmorchnitt 80 fr. = M. 1.50; Leinw. Rothschnitt 90 fr. = M. 1.60; Leinw. Goldschnitt fl. 1.— = M. 1.80; Leber Rothschnitt fl. 1.10 = M. 2.—; Leber Goldschnitt fl. 1.25 = M. 2.20.

Das Buch in zwei Theile getheilt, enthält Betrachtungen für den Monat Juni, dem heiligsten Herzen Jesu geweiht, und Betrachtungen für den Monat Mai, wodurch es ganz besonders praktisch ist, nebst den verschiedensten Gebeten und Andachten. Allen Verehrern der allerheiligsten Jungfrau und des göttlichen Herzens Jesu bestens zu empfehlen.

Rosen und Rosenkränze. Von P. Phil. Seeböck, O. S. Fr. Anmuthsvolle Betrachtungen der fünfzehn Geheimnisse des marianischen Valters, zum Gebrauche bei der hl. Messe und Communion. 132 S. mit den fünfzehn bildlichen Darstellungen der Rosenkranzgeheimnisse und hübschem Farbendrucktitelbild. Preise: geb. Leinw. Rothschnitt 45 fr. = 90 Pf., Leinw. Goldschnitt 55 fr. = M. 1.10.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und vom

Verlag von Anton Pustet in Salzburg.

Buon & Berker, Verlag, Kvelaer (Niederrhein.)

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

P. B. Mercker, S. J.

Der heilige Josef, Gemahl Mariä, Nährvater Jesu. Schrift und Tradition. Theologische, moralische und historische Erwägungen mit einem Entwurf von Betrachtungen und Lehungen. Autorisierte Uebersetzung von G. Plessl. Mit kirchlicher Druckerlaubnis. Mit einem Stahlstich. gr. 8°. XII u. 424 S. Preis brosch. M. 4.— = fl. 2.40, geb. in Calico M. 5.— = fl. 3.—.

Ferner:

Chatel, R., Abbé, **Kleine Abhandlung über die Verstreungen beim Gebet.** Auszug aus der Theologie und Aese. Autorisierte Uebersetzung von G. Plessl. Mit kirchl. Druckerlaubnis. 16°. 64 S. brosch. 30 Pf. = 18 fr.

Biesnern, P. Cherubin, O. Fr. M., **Nur Gines ist notwendig!** Andenken an die heilige Mission. Mit Enthüllung der Treisobern und Approbation des hochw. Generalvicariates zu Münster. 16°. 139 S. und ein Titelbild, gebunden 50 Pf. = 30 fr.

Verlag von Franz Kirchheim in Mainz.

Soeben erschienen in meinem Verlage und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Heinrich, Dr. J. B., Lehrbuch der katholischen Dogmatik. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Philipp Suppert. Erster Halbband. Mit bischöflicher Approbation. Leg. 8°. (XI u. 318 S.) Preis geheftet M. 5. — = fl. 3. —.

Der II. (Schluß-) Band der Vorlesungen des berühmten Dogmatikers, die sich neben der selbstverständlichen Correctheit des Inhaltes durch geistreiche Fassung und kurze Präcision auszeichnen, wird Oftern 1899 ausgegeben werden.

Müller, Dr. Josef, System der Philosophie. Enthaltend: Erkenntnistheorie, Logik und Metaphysik. — Psychologie. — Moral- und Religionsphilosophie. gr. 8°. (VII u. 572 S.) Preis geheftet M. 5 = fl. 3; in eleg. Halbleinenband M. 6 = fl. 3.60.

Münchberger, Dr. Aug. Jos., a. o. Professor an der kgl. Universität zu Breslau, zur Kirchengeschichte des XIX. Jahrhunderts. I. Papstthum und Kirchenstaat. 2. Abtheilung: Reform, Revolution u. Restauration unter Pius IX. (1847—1860). Mit bischöflicher Approbation. gr. 8°. (XII u. 416 S.) Preis geheftet M. 5 = fl. 3. 1897 erschien:

1. Abtheilung: Vom Tode Pius VI. bis zum Regierungsantritt Pius IX. (1800—1846). Mit bischöflicher Approbation. gr. 8°. (X u. 259 S.) Preis geheftet M. 3 = fl. 1.80.

Die Schlußabtheilung des I. Bandes des Gesamtwerkes, die das Wert „Papstthum und Kirchenstaat im 19. Jahrhundert“ abschließt, erscheint Anfangs 1899.

— (Die römische Synode v. J. 743), Synodus Romana habita a S. Zacharia Papa in Basilica S. Petri anno Christi 743. Post Baronium Mansiumque novis codicum manuscriptorum subsidii edidit. A. J. N. gr. 8°. (21 S.) Preis geheftet 60 Pf. = 86 kr.

Winterstein, Alfred, Domprediger zu Würzburg, Die christliche Lehre vom Erdengut nach den Evangelien und apostolischen Schriften. Eine Grundlegung der christlichen Wirtschaftslehre. Mit bischöflicher Approbation. 8°. (XIV u. 288 S.) Preis geheftet M. 3 = fl. 1.80. In Leinenband M. 4 = fl. 2.40.

Der hochwürdige Verfasser hat eine Zusammenfassung und gründliche Darstellung der über das Erdengut in den heiligen Schriften des neuen Bundes enthaltenen Lehren unternommen, die in dem Geisteskampfe unserer Tage über die Grundsätze der wirtschaftlichen und socialen Frage sicherlich gerne und viel benutzt werden wird.

In neuer Auflage erschien soeben

Rippel, Gregorius. Die Schönheit der katholischen Kirche dargestellt in ihren äußeren Gebräuchen in und außer dem Gottesdienste für das Christenvolk. Neubearbeitet und herausgegeben von Heinrich Himichen, Domcapitular in Mainz. Mit bischöflicher Approbation. Dreiundzwanzigste Auflage. gr. 8°. (VIII u. 479 S.) Preis geheftet M. 1.30 = 78 kr.; in Halbleinband M. 2 = fl. 1.20. Partiepreis: 12 Exemplare geb. M. 12 = fl. 7.20, 12 Exemplare gebunden M. 18 = fl. 10.80.

Wichtige Novität!

Demnächst erscheint in Fel. Rauchs Buchhandlung in Innsbruck, zu beziehen durch alle Buchhandlungen:



Erklärung



des vom österreichischen Gesamtmetropolitat approbierten

Kleinen Katechismus.

Zum Gebrauche für Katecheten bearbeitet von

Leonhard Wiedemayr,

Professor an der k. k. Lehrerinnen-Bildungsanstalt Innsbruck und Redacteur der „Katholischen Volksschule“.

Mit fürstbischöflicher Druckgenehmigung.

Subscriptionen werden schon jetzt entgegengenommen von allen Buchhandlungen und von der Verlagshandlung.

Verlag von Fel. Rauch's Buchhandlung in Innsbruck

Zeitschrift für katholische Theologie.

XXII. Jahrgang.

Jährlich 4 Hefte. Preis 3 fl. österr. Währung = 6 Mark.

Inhalt des soeben erschienenen dritten Hefes:

Abhandlungen. F. R. Jenner, Der 1. Theil des Buches der Weisheit. S. 417
B. Duhr, Die Stappen bei der Aufhebung des Jesuitenordens S. 432
M. Hofmann, Die Stellung der Kirche zum Weiskampf bis zum Concil von Trient S. 455
L. Föndt, Bemerkungen zu den ältesten Nachrichten über das Mariengrab S. 481
Recensionen. A. v. Malgou, Bitt-, Dank- und Weihgottesdienste (R. Nilles) S. 508.
— A. d'Avril, La Serbie et la Bulgarie chrétienne (M. Goffert) S. 520. — Gabriélovich, Ephèse ou Jérusalem (L. Föndt) S. 521. — C. Kirchberg, De voti natura etc. (G. Kolbin) S. 526. — E. Génicot, Theol. moralis (J. Vieberl) S. 527. — Pachtler-Duhr, Monumenta G. paedagogica (M. Kröß) S. 532.

— L. Lecestre, Lettres inédites de Napoléon I. (E. Michael) S. 537. — R. T. Ely, Social Aspects of Christianity (M. Zimmermann) S. 541. — J. B. Terrien, La grâce et la gloire (J. Müller) S. 544. — Hippolytus Werke I. (J. Stiglmaier) S. 546. — Vigoureux, La s. Bible polyglotte S. 553. — F. X. Wernz, Jus decretalium I. (J. Vieberl) S. 559.
Analekten. Zur Geschichte der hl. Elisabeth (E. Michael) S. 565. — Ps. 132 und Salomos Rede (F. R. Jenner) S. 583. — Antioch. Kirchenjahr im 6. Jahrh. (J. Nilles) S. 589. — Zur Lucascatache des Niketas (J. Stiglmaier) S. 593.
Kleinere Mittheilungen S. 594.
Literarischer Anzeiger Nr. 75. S. 17*

Herder'sche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br. — B. Herder, Wien, I., Wollzeile 33.

Soeben beginnt in Lieferungen zu erscheinen und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter.

Mit besonderer Berücksichtigung von Cultur und Kunst
nach den Quellen dargestellt von

Hartmann Grisar S. J.

Erster Band: Rom beim Ausgang der antiken Welt. Nach den schriftlichen Quellen und den Monumenten. Mit vielen historischen Abbildungen und Plänen. Lex. 8^o.

Das ganze Werk wird sechs Bände umfassen.

Der im Manuscript vollständig vorliegende erste Band gelangt in ca. 15 Lieferungen zur Ausgabe. **Preis pro Lieferung M. 1.60.**

Die soeben erschienene erste Lieferung mit 15 Bildern und einem in vier Farben gedruckten Plan von Rom, die klassischen Monumente und die Kirchen aus der letzten Kaiserzeit enthaltend, ist in jeder Buchhandlung zur Ansicht erhältlich.

Nachstehender Auszug aus einem Breve Papst Leo XIII. an den Verfasser bezieht sich auf die italienische Uebersetzung des vorliegenden ersten Bandes, die auf besondern Wunsch des Papstes vor dem deutschen Originale gedruckt wurde.

Die beiden Bände der italienischen Uebersetzung, welche Du Uns hast übergeben lassen, haben Wir mit großem Wohlgefallen entgegengenommen; nicht bloß weil die Gabe Deine Ergebenheit gegen den Heiligen Stuhl bezeugt, sondern auch, weil in dem Werke jenes ernste und aufrichtige Streben nach historischer Wahrheit sich ausdrückt, wie es unsere Zeiten bei solchen Arbeiten erfordern. Fahre also fort mit dem Werke zur Befriedigung und zum Ruhm der hl. Kirche.

Gegeben zu Rom am 7. Juli 1897. (Eigenhändig.) Leo PP. XIII.

Auch Se. Eminenz Cardinal Paracchi, Vorsitzender der Cardinals Commission für historische Studien, beehrte den Verfasser mit einem sehr anerkennenden Schreiben und wünschte ihm Glück zu dieser „vortrefflichen Leistung“.

Qu. Haslinger's Buchhandlung (J. Sachsperger)

in LINZ a. d. D.

== (Special-Geschäft für katholische Theologie.) ==

Für die kommenden Monate October, November und December gestatten wir uns folgende Predigtwerke und ascesische Schriften empfehlend namhaft zu machen:

Ackermann J., Trost der armen Seelen. Mit kleinem, mittlerem und grossem Druck. Verschiedene Ausgaben.

Preise ca. fl. —.60 bis fl. 2.—

Ackermann P. Leopold, Der Priester-Rosenkranz . . . —.75

Adler L. B., Ord. Praed., Betrachtungen über die 15 Rosenkranz-Geheimnisse . . . —.40

Bourdaloue, Adventpredigten . . . 1.80

Bronchain P. Ludwig, Die Wunder des heiligen Rosenkranzes . . . —.90

Coulin, Der Advent. Betrachtungen über die Geheimnisse und Hauptwahrheiten der heiligen Religion „ .60

Coulin, Die Weihnachtszeit . . . —.60

Dippel J., Das katholische Kirchenjahr. I Band. Weihnachtskreis . . . 3.24

Dosenbach St., Der Monat November . . . —.72

Erpelding Nic., Der Rosenkranz. 31 Predigten . . . 1.44

Esser F. Th., Unserer lieben Frauen-Rosenkranz erklärt „ 2.16

Frings M. J., Rosenkranzpredigten 1884 . . . —.60

Frings M. J., Predigten über die 15 Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes 1886 . . . —.72

Fühlrott, Der Allerseelentag. 7 Predigten . . . —.48

Gentelles, Kleiner Armen-Seelenmonat. Gebunden . . —.60

Grabreden, Armenseelenpredigten und Grabschriften. Gesammelt von Mehler und Zollner . . . 2.70

Grassl F. X., 12 Allerseelenpredigten . . . —.60

Hammer Dr. Ph., Der Rosenkranz. Eine Fundgrube für Prediger. 3 Bände. . . 6.36

Katschthaler, Predigten. IV. Bändchen. Die armen Seelen . . . —.60

Keller J. A., Armenseelengeschichten . . . 1.35

Keller J. A., Rosenkranzgeschichten . . . 1.50

Klasen, Die Adventkapelle. Kanzelvorträge für die Adventsontage, Weihnachten und Neujahr . . —.60

Kröll J. R., Epheuranken. Allerseelenpredigten . . 1.08

Maurin M. J., Leben, Wirken und Leiden der gottseligen Pauline Maria Jaricot, Stifterin des Vereines zur Verbreitung des lebendigen Rosenkranzes „ 1.50

Die zwölf Monate des Jahres:

October, der Königin des heiligen Rosenkranzes geweiht	„ —.45
November, dem Troste der armen Seelen geweiht „	„ —.30
December oder Betrachtungen über die Geburt Jesu Christi	„ —.60
Monsabré J. M. L. , Kurze Betrachtungen zum Gebrauche beim heiligen Rosenkranzgebete	„ 1.—
Patiss G. , Weihnachtspredigten	„ 1.30
Schmülling Th. , Predigten für die Advents- und Weihnachtszeit	„ 3.60
Seeboeck Ph. , Maria, die Rosenkranzkönigin. Ein Lehr- und Gebetbuch	„ —.70
Untraut , Der Engel des Fegefeuers. Unterrichts- und Gebetbüchlein für die Lebenden zum Troste der im Herrn Entschlafenen. Gebunden	fl —.90
Vieira , Rosenkranzpredigten, 3 Bände	„ 3.60
Walter J. , Der heilige Rosenkranz	„ —.40

Ausserdem empfehlen wir uns auch zu anderweitigen stets geschätzten Bestellungen auf dem Gebiete der katholischen Literatur, die infolge unseres reichhaltigen Lagers zumeist sofort ihre Erledigung finden können. Auf Wunsch sind wir auch stets bereit, etwa gewünschte Werke zur Einsichtnahme zur Verfügung zu stellen.

Commentar zum neuen Katechismus.

Kürzlich wurde in neuer Auflage ausgegeben und ist in der unterzeichneten Buchhandlung stets vorrätzig:

Praktisches Handbuch für Katecheten

enthaltend den vom österr. Gesamt-Episcopat approbierten grossen Katechismus mit kurzen Wort- und Sach-Erklärungen von Dr. Franz Oberer, f. b. geistl. Rath, Spiritual im f. b. Clerikalseminare Graz. Vierte, nach dem neuen Katechismus umgearbeitete Auflage. I. Abtheilung fl. 2.—.

Soeben erscheint:

Ausgewählte Werke von P. L. v. Hammerstein S. J.

Billige Volksausgabe in ca. 45 Lieferungen à ö. W. fl. —.18 = M. —.30.

Zur Subscription ladet höflichst ein

Qu. Haslinger's Buchhandlung (J. Sachsperger)
in LINZ a. d. D.

= (Special-Geschäft für katholische Theologie.) =

Neuer Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Dibiot, Dr. Julius, Ungetauft verstorbene Kinder. Dogmatische Trostbriefe. Mit Erlaubnis des Verfassers ins Deutsche übertragen von G. Wampach. Mit bischöfl. Approbat. 8°. 56 S. Preis brosch. 70 Pf., in Leinw. geb. 1 M.

Das Original dieser geistvollen, dogmatischen Studie des Dekans der katholischen Theologiefakultät in Biele hat in Frankreich außerordentlich große Verbreitung gefunden und darf daher sicher auch hier auf lebhaftes Interesse für das Schriftchen gerechnet werden, das einen interessanten Beitrag zur Literatur über eine vielumstrittene Frage bildet.

Biblische Beispiele zur Gnaden- und Sacramenten-Lehre.

Von Josef Michael Weber, Pfarrer. 16°. 61 S. (Gleichzeitig das 26. Bändchen der „Katech. Handbibliothek“.) Preis brosch. 50 Pf., in Leinwand gebunden 80 Pf.

Katechetischer Leitfaden für den biblischen Geschichts-Unterricht.

Bearbeitet von Johannes Siegel, Pfarrer und Religionslehrer in Weilburg. Erster Theil: Das alte Testament. Mit bischöfl. Approbation. 16°. VIII u. 344 S. (Gleichzeitig das 27. Bändchen der „Katech. Handbibliothek“.) Preis brosch. M. 1.80, in Leinwand gebunden M. 2.10.

Zwei neue Bändchen unserer „Katech. Handbibliothek“, welche nach dem Urtheile von Sachmännern, ganz besonders katholischen Lehrern, denen der Unterricht in der biblischen Geschichte übertragen ist, als außerordentlich praktische Vorbereitungs-Hilfsmittel empfohlen werden können und namentlich jenen Lehrern gute Dienste leisten werden, welche wegen Zeitmangels nicht jedesmal vor dem Unterrichte umfangreiche Werke zu studieren in der Lage sind.

Ulr. Moser's Buchhandlung (J. Meyerhoff) in Graz.

Soeben erschien in unserem Verlage :

Oberer, Dr. Franz. Praktisches Handbuch für Katecheten, enthaltend den vom österr. Gesamt-Episcopat approbirten „grossen Katechismus“ mit kurzen *Wort- und Sacherklärungen*. Vierte, nach dem neuen Katechismus umgearbeitete Auflage. I. Abth. 8°, VIII und 520 Seiten. Preis 2 fl. pr. Post 2 fl. 15 kr.

Oberer's bewährtes Handbuch, welches sich in allen Diöcesen Eingang verschafft hat und schon in drei starken Auflagen verbreitet ist, enthält jetzt den grossen Katechismus vollinhaltlich und ist, da der mittlere und kleine Katechismus in den entsprechenden Fragen dem Wortlaute nach mit dem grossen vollständig übereinstimmt, nunmehr für alle drei Katechismen gleich verwendbar.

Vorliegende I. Abtheilung umfasst das erste bis dritte Hauptstück, die II. Schlussabtheilung wird an Umfang kleiner sein und soll in Bälde folgen.

Ferner erscheint gleichzeitig:

Griessl, Anton. Stoffvertheilung und Lehrpläne nach dem neuen Katechismus zunächst für die Diöcese Seckau. 54 Seiten. 8°. Preis 20 kr.

Der neue „Kleine Katechismus“, welcher in unserem Commissions-Verlage erscheint, gelangt für das Schuljahr 1898/99 zur Einführung und machen wir speciell darauf aufmerksam, dass für die Diöcese Seckau nur die Grazer Ausgabe verwendet werden darf.